Lebensbilder

Lebensbilder

aus der

Heiden-Mission.

Herausgegeben

von

Dr. G. Warneck,
am Missionshause zu Barmen.

Zweiter Band.

J. Fr. Riedel von Dr. R. Grundemann.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1873.


SKIZZE DER MINAHASSA.
i.M. 1: 1,000,000.
Geograph. Meilen.
Mantrauw
Banka
Bunaken
Manado Tuwa
Likupang
Talawaan
Manado
Duwasudara
Lembeh
Klabat
Titiwungen
Ayermadidi
Warembungan
Tanawangko
Lotta
Kema
Lokon
Empung
Masarang
Makalisung
Tomohon
Tondano
Sarongsong
Lino
Rerer
Sonder
Toulian
Tampusu
Eris
Watumeja
Kombi
Karangkoan
Remboken
Lalumpij
Amurang
Tompasso
Kapataran
Kakas
Langowan
Soputan
Kumelembuai
Ratahan
Tombatu
Belang
NB. Die unterstrichenen Namen bezeichnen Missions-Stationen.
BORNEO
Koti R.
Koti (Kutei)
Barito
Kapuas
Rhein. Mission
Kwala-Kapuas
Bandjermasing
Pasir
Pulo Laut
CELEBES
Tontoli
Bolaang Mongondau
Minahassa
Manado
Gorontalo
Tomini
Muton
Golf v. Tomini
Palos
Tolo
G. v. Tolo
Tabunku
Sula In
G. v. Boni
Boni
Makassar
Bonthain
Bulekomba
SITUATIONS-SKIZZE
i.M. 1: 16,000,000.

Johann Friedrich Riedel,

ein Lebensbild

aus der Minahassa auf Celebes,

gezeichnet

von

Dr. **R. Grundemann,**
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Mit einer Karten-Skizze der Minahassa.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1873.

Komm' und sieh!

Ein Wort der Einleitung und Einladung

zu den

Lebensbildern aus der Heidenmission.

Mit der Biographie J. Fr. Riedel's von Dr. Grundemann erscheint, durch unvorhergesehene Hindernisse etwas später als beabsichtigt war, der 2.*) Band der „Lebensbilder aus der Heidenmission." Da erst während der Herausgabe des ersten Bandes bei der Verlagshandlung der Plan reifte, mit ihm den Anfang einer Reihe ähnlicher Lebensbilder zu machen, so dürften an dieser Stelle einige, das gesammte Unternehmen bevorwortende Bemerkungen seitens der Redaction um so gerechtfertigter sein, als die folgenden Bände keineswegs ganz den Charakter des ersten tragen werden.

Unbestreitbar ist in unsrer Zeit die Mission eine Macht geworden. Um fast hundert zum Theil bedeutende Missionsgesellschaften in allen Ländern der evangelischen Christenheit, die das Werk der Ausbreitung des Evangeliums systematisch und in progressionsmäßig wachsendem Umfange

*) Erster Band: Jane Edkins, ein Missionsleben. In einer Reihe von Briefen 2c. 1871.

betreiben, schaaren sich aller Orten in und außerhalb von geordneten Hilfsvereinen viele Tausende von Mitarbeitern, die durch Gaben reinster Freiwilligkeit die nöthigen, nicht unbeträchtlichen Geldmittel darreichen und als eine Reservearmee von Betern hinter der Feldarmee der Streiter stehen. Es ist ein Missionsgeist in der evangel. Kirche erwacht, wie er noch in keiner Zeit ihrer Geschichte lebendig war, ein Missionsgeist der mit dem großen Befehle Jesu Christi: „gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern" im buchstäblichen Sinne einen Ernst zu machen angefangen hat und es steht entfernt nicht zu befürchten, daß dieser Geist wieder gedämpft werden wird.

Und folgt man der immer wachsenden Schaar von Boten, welche die missionirende Kirche seit länger als einem halben Jahrhundert ausgesandt hat und Jahr für Jahr fortfährt auszusenden, so führen ihre Straßen über alle Meere und in alle Erdtheile zu so vielen Völkern, daß es je länger je schwerer wird sie sämmtlich aufzuzählen. In fast die ganze uns bekannte heidnische Völkerwelt ist der Schall des Evangeliums gedrungen und in einigen hundert Sprachen wird seine Stimme gehört. Auch die Interessen des Welthandels, der Politik und der Wissenschaft wie die Kräfte des Dampfes und der Electricität haben dazu mithelfen müssen bis an die Enden der Erde die Missionswege zu bahnen. Freilich sind wir noch immer weit vom Ziele entfernt, nämlich daß das Evangelium „allen Völkern zu einem Zeugniß über sie" soll gepredigt werden. Im Verhältniß zur ungeheuren Größe des Missionsfeldes ist die Zeit, in welcher die evang. Kirche mit Energie missionirt, noch zu kurz, für die Masse der Völker und Volksgenossen die Zahl der Missionare noch

zu klein, gegenüber den tausend äußern und innern Schwierigkeiten der Umfang der zu Gebote stehenden Mittel noch zu beschränkt. Aber der Anfang der Weltmission ist gemacht, die Bahn fast überall hin gebrochen, die eigentliche Missionszeit gekommen. Kleinere und selbst größere mehr oder weniger organisirte und selbständige christliche Gemeinden haben sich fast unter allen zugänglich gewesenen heidnischen Nationen gebildet, Tausende von eingebornen selbst ordinirten Predigern und Lehrern verkünden in ihren Sprachen die großen Thaten Gottes ihren Landsleuten, die Anfänge einer christlichen Cultur und Gesittung sind in weite Kreise getragen, die Familien- und bürgerlichen Verhältnisse sind regenerirt, der Grund zu mehr als Einer Nationalliteratur ist gelegt, — ja selbst die großen Volksmassen, die von der Mission als noch unberührt erscheinen, stehen unter der Macht ihres Einflusses, sauerteigartig durchdringen die Lebenskräfte des Evangeliums, wo immer es unter einer Nation mit Beweisung des Geistes und der Kraft längere Zeit verkündigt wird, auch das heidnische Volksleben, die Burgen des Götzendienstes unterminirend, altüberlieferte heidnische Unsitten allmälig erschütternd, eine neue mit antiheidnischen, wenn nicht christlichen Ideen erfüllte Atmosphäre schaffend.

So stehet die Mission nicht nur nicht unebenbürtig neben andern bewunderten Werken und Unternehmungen, welche die jetzige Zeit als eine große charakterisiren, sie nimmt sogar trotz der Verachtung, mit der auf sie herabgesehen wird, unter ihnen den ersten Rang ein. Nicht als sollte damit ihren Trägern und Freunden Grund zu irgend einem Ruhme gegeben werden! Es ist ja weder der Missionserfolg ihr Werk noch der Missionsgedanke ihre Erfindung. In alle Welt

gehen, alle Völker christianisiren, aller Kreatur das Evangelium predigen — fürwahr das ist ein Gedanke der aus keines Menschen Sinn gekommen, der vielmehr schon durch seine einzigartige Großartigkeit das Siegel göttlichen Ursprungs trägt. Nur der Mann, dem der Vater „einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist", der — nicht obgleich, sondern weil er gehorsam gewesen bis zum Tod am Kreuze — „alle Gewalt besitzt im Himmel und auf Erden" vermochte diesen Riesengedanken zu fassen und ins Werk zu setzen, ebenso sehr sich selbst durch ihn legitimirend als den „König, dem kein König gleichet", wie die Mission als einen von jenen Gottesgedanken erweisend, von denen die Schrift sagt, daß sie „so viel höher seien als der Menschen Gedanken, wie der Himmel höher ist denn die Erde". Unter allen Werken, die je Menschen anvertrauet sind bleibt es also das größte: mit der Predigt des Namens, außer welchem kein Heil ist, die ganze Welt zu erfüllen und allen Völkern Gelegenheit zu geben in den Besitz der Gerechtigkeit, des Friedens und der Seligkeit Gottes zu gelangen. Muß nicht ein solches Werk, das in gleicher Weise durch die Barmherzigkeit, von der es trieft, wie durch die Großartigkrit des Gedankens, der es trägt, geadelt ist — muß es nicht begeistern? Darf man sich's nicht für eine Ehre rechnen an einem solchen Werke Handlangerdienste zu thun und sich nicht freuen, in einer Zeit zu leben, die sich wesentlich mit dadurch charakterisirt, daß sie Missionszeit ist?

Allein so wahr es auch bleibt, daß ein lebendiger Missionsgeist heute die Kirche bewegt — es stehet neben dieser Signatur der Zeit die ebenso unleugbare Thatsache,

daß — wenigstens bei uns in Deutschland — große Kreise, namentlich der höheren Gesellschaftsklassen der Mission indifferent gegenüberstehen. Es würde nichts Befremdliches in dieser Erscheinung liegen, beschränkte sie sich nur auf die immer mehr sich füllenden Reihen derjenigen, die kein Hehl daraus machen mit dem christlichen Glauben zerfallen zu sein, denn nichts ist natürlicher als daß jemand, der das Evangelium für sich selbst als etwas werthloses achtet, sich für ein Werk nicht erwärmen kann, dessen Aufgabe die Ausbreitung desselben unter den Heiden ist. Aber der beklagte Indifferentismus geht weit über diese Kreise hinaus. Selbst unter solchen, welche der Mißachtung der biblischen Wahrheit zu beschuldigen, ein Unrecht sein würde, ist die Zahl nicht klein, denen das Interesse an der Mission fehlt. Mit einer gewissen vornehmen Verächtlichkeit wenden sie sich von dieser großen Angelegenheit des Reiches Gottes ab, als von einer Sache, die ihrer Theilnahme nicht recht würdig sei. Diese Thatsache hat allerdings etwas Befremdendes und bedarf daher einer Erklärung.

Prüfen die Träger und Freunde des Missionswerkes zuerst sich selbst, ob nicht vielleicht ihrerseits dieser Indifferentismus mitverschuldet ist. Es soll ja das Gericht anfangen am Hause Gottes und wer vorhandene Uebelstände beseitigen will, thut allezeit wohl, so er mit einer ernsten Selbstkritik beginnt. Muß man doch in jedem Werke Lehrjahre durchmachen, in denen es ohne Fehler nicht abgeht, sollte die Mission allein davon eine Ausnahme gemacht haben? Und wenn sie diese Ausnahme nicht gemacht zu haben bekennt, sollte ihr nicht verziehen werden, zumal wenn zugestanden werden muß, daß der Erkenntniß der Fehler auch die

Correctur gefolgt ist und beständig noch folgt? Man hat in den schriftlichen und noch mehr in den mündlichen Berichten über die Mission allerdings mannigfach gefehlt, man hat sie nicht selten kleinlich behandelt, hat in der guten Meinung durch Detailschilderung Interesse für einzelne Missionsgebiete zu wecken, je und dann Trivialitäten erzählt, hat den Gesichtskreis eingeengt und den Wald vor lauter Bäumen oft nicht sehen lassen; man hat in der Absicht erbauen zu wollen, auf Bekehrungsgeschichtchen einen übermäßigen Werth gelegt, diese Geschichten unwillkürlich ausgeschmückt, bis zum Ermüden wiederholt und über den Lichtseiten die vorhandenen Schattenseiten nicht genügend hervorgehoben; hat auf der andern Seite, um das Mitleid desto tiefer anzuregen in einzelnen gleichfalls anecdotenartigen und vielgebrauchten Zügen die heidnischen Zustände häufig zu sehr ins Schwarze gemalt, diese einzelnen Züge generalisirt und dann ganze große Völker an ihnen charakterisirt ꝛc. Zweifellos ist durch solche kleinliche, sentimental erbauliche und unkritische Behandlung der Mission Manchem der Geschmack an ihr verleidet worden.

Allein je rückhaltloser man das anerkennt und als Freund der Mission darauf hin selbst auf mildernde Umstände plädirt für die gegen sie Indifferenten, desto weniger kann man Freisprechung von Schuld beantragen. Abgesehen davon, daß es ebenso ungerecht wie engherzig ist um kleiner Fehler willen, welche die Träger eines Werks, zumal in seinen Anfängen begehen, das Werk selbst zu verwerfen und die Hand ganz davon abzuziehen statt erst recht zur Besserung sie anzulegen — die Missionsberichterstattung ist durch den Schmelzofen einer von Feinden wie Freunden geübten Kritik gegangen und kein unparteiischer Richter wird sagen

können, dies Feuer habe sie nicht geläutert. Je länger je mehr legt sie wie die Missionsarbeit unter den Heiden selbst die Kinderschuhe ab und mit ihnen die mancherlei Mängel, welche jede Anfängerarbeit charakterisiren. „Wer mit der Missionsliteratur der letzten Jahre vertraut ist — schreibt im Ganzen durchaus zutreffend jüngst ein ergrauter, nüchterner Missionskenner*) — dürfte weit eher klagen über die allzuscharfe Kritik, das kleinliche Sondiren und Sichten, das peinliche Aufsuchen von Fehlern, das feine Wägen und Messen als über „stehende Floskeln und gesalbte Redensarten"; er dürfte es bedauern, daß in unsern Tagen die Missionsberichte zu wenig von der Freude über die Rettung der Menschenseelen, zu wenig von der alles hoffenden und glaubenden Liebe merken lassen, dürfte aber nur selten auf überspannte Hoffnungen und übertreibende Schilderungen stoßen". Summa: die Erfahrung hat die Mission nüchtern gemacht, und macht sie immer mehr nüchtern, ihr eigner Blick ist erweitert worden und auch ihre Berichterstattung lehrt ihre Freunde immer weitere Blicke thun.

Aber einmal abgestoßen durch einzelne Proben unnüchterner Berichterstattung, die noch dazu oft in karrikirter Form der öffentlichen Meinung zur Bespöttelung denuncirt worden sind und gewöhnt nach ihnen die gesammte Mission zu beurtheilen resp. zu verurtheilen, hat man die einschlägige Literatur ignorirt und so von dem Fortschritte, den sie gemacht hat, keine Kenntniß erhalten. So ist die Mission weiten Kreisen eine unbekannte Sache geworden resp. geblieben,

*) Dr. Kalkar: „Die Mission, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart". Allg. Lit. Anz. 1873. p. 177 ff.

über die sie wie einst Pilatus über Christum nur vom Hörensagen urtheilen. Die Unkenntniß ist aber immer die Mutter des Vorurtheils, wie dieses wiederum den Hinderungsgrund bildet die Unwissenheit zu beseitigen. In der That, die meisten wissen nicht, was sie thun oder vielmehr was sie unterlassen, indem sie sich der Mission gegenüber gleichgültig verhalten. Soll geholfen werden, so ist also vor allen Dingen auf Beseitigung dieser Unwissenheit hinzuwirken.

Mit den Hinweisungen auf den Missionsbefehl, die großen Heilsgedanken Gottes mit allen Völkern, die centrale Stellung der Mission in dem Organismus des gesammten Raths Gottes und ihren Zusammenhang mit der Vollendung des Reiches Gottes, so nothwendig sie sind und so nachdrücklich besonders in der sonntäglichen Predigt sie gemacht werden sollten, mit diesen Hinweisungen allein ist noch nicht genug gethan. Wie weiland Philippus seinem Freunde Nathanael, der in dem Vorurtheil lebte aus Nazareth könne nichts Gutes kommen, es als den kürzesten, einfachsten und sichersten Weg andern Sinnes zu werden empfahl: „Komm und sieh!“ — so ist auch gegenüber der Unwissenheit und den Vorurtheilen in Sachen der Mission eine Bekanntschaft mit ihrer Geschichte das beste Heilmittel. Kein aufrichtiger Mensch wird leugnen können, daß die Einladung von diesem Heilmittel Gebrauch zu machen, eine durchaus billige Forderung enthält. Oder wer wollte einen Richter rechtfertigen, der seine Urtheile fällt ohne die Akten studirt zu haben? Ist es nicht als eine unerläßliche Vorbedingung für jede Art von Urtheil ganz allgemein anerkannt, daß man zuvor kennen gelernt haben muß, was

man gerecht beurtheilen will? Freilich wo einmal das Christenthum und damit auch die Mission für vogelfrei erklärt worden ist, da appellirt man in ihrem Interesse vergebens sogar an solche Grundsätze, die sonst allgemein, selbst Verbrechern gegenüber respectirt zu werden pflegen. Allein noch giebt es in den der Mission entfremdeten Kreisen viele Nathanaelseelen, bei denen es nur der Führung eines Philippus bedarf, um sie für eine Sache zu erwärmen, gegen die sie kalt und voll Vorurtheils waren nur weil sie dieselbe nicht kannten. Auf diese Nathanaelseelen ist gerechnet, wenn wir unsern Lebensbildern aus der Heidenmission als Einleitung die Einladung vorausschicken: „kommet und sehet!"

Allerdings kommt's bei dem Sehen auch auf das Auge an, mit dem man sieht und bedarf das Bild, das betrachtet werden soll, der rechten Beleuchtung resp. hier und da einer Erklärung seitens dessen, der es zeigt. Manches Vorurtheil schwindet erst, wenn die Thatsachen durch eine kurze Bemerkung in das rechte Licht gestellt und die Angriffe gegen sie durch eine Prüfung in ihrer Nichtigkeit erwiesen werden. So ist z. B. das Vorurtheil von der Erfolglosigkeit der neueren Mission bei ihren Gegnern fast zum Axiom geworden. Nun sollte ja dieses Vorurtheil sofort die Segel streichen müssen vor einer ganzen Reihe allgemein anerkannter Thatsachen, wie beispielsweise vor den Früchten der Mission in der Minahassa, unter den Karenen, Kolhs und Battas auf den Sandwich-Inseln, auf Madagaskar 2c., der Westküste wie der Südspitze Afrikas, Westindiens und verschiedener Inselgruppen der Südsee ganz zu geschweigen. Allein

um trotzdem das Vorurtheil festhalten zu können, werden die Früchte als wurmstichig bezeichnet und beruft man sich für solche Behauptung den Missionaren gegenüber auf die Berichte der Reisenden, die mit unbefangenen Augen geschaut hätten. Wie? Mit unbefangenen Augen? Wie stehen denn diejenigen Reisenden zu den Wahrheiten des Evangeliums, die durch ihre Berichte die Mission verklagen? Sind sie gläubig oder ungläubig? Und wenn das letztere, wie sollten sie mit Unbefangenheit ein Werk anzusehen vermögen, das auf diese von ihnen verachteten, vielleicht gehaßten Wahrheiten gegründet ist und die Verbreitung des Glaubens an sie zu seinem Zwecke hat? Man kann nicht christliche Dinge mit absoluter Objectivität betrachten, etwa wie man eine wissenschaftliche Untersuchung über die Formation des Gesteins vernimmt oder die geographische Lage eines Ortes bestimmt. Wem das Wort vom Kreuz ein Aergerniß und eine Thorheit ist — deß gar nicht zu gedenken, daß es vielen Reisenden auch ein Gegenstand des Hasses wird, weil es ihnen die Befriedigung ihrer Fleischeslüste wie ihrer Habsucht wehrt und sie unter eine lästige Controle stellt gerade wo es bereits eine Macht geworden — der wird nie befähigt sein zu einem unparteiischen Berichterstatter über die Mission. — Und haben denn diese Berichterstatter sich etwa an Ort und Stelle Mühe gegeben die Erfolge der Mission gründlich zu untersuchen? Haben sie auch nur die Gottesdienste besucht? Haben Sie mit den Eingebornen in ihrer Sprache geredet? Gemeiniglich nichts von alledem. Ihre Aufmerksamkeit hat ganz andern Dingen gegolten oder sie haben sich nur verhältnißmäßig kurze Zeit aufgehalten, vielleicht auch

mit dem oder jenem einzelnen Heidenchristen üble Erfahrungen gemacht und dann generalisirend das ganze Missionswerk nach diesen Erfahrungen dargestellt und verurtheilt. Die Verdienste der Reisenden um die Wissenschaft oder den Welthandel in allen Ehren — aber worum sie sich nicht kümmern und was sie nicht verstehen, das sollten sie auch nicht beurtheilen wollen und über Dinge, gegen die sie voreingenommen sind, nicht als unbefangene Berichterstatter sich geriren. Gott sei Dank! es giebt unter den Gelehrten, Kaufleuten und Politikern, die durch ihre Reisen die einzelnen Missionsgebiete aus Anschauung kennen, auch Leute, denen das Evangelium eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist — und wie anders lauten deren Berichte! Sie kümmern sich um die Mission, weil sie ein Herzensinteresse an ihr haben und finden edle Früchte, weil ihr Auge kein Schalksauge ist.

Aber sollten die wurmstichigen Früchte in Wirklichkeit fehlen? Nein, leider fehlen sie nicht. Allein wer erklärt denn einen Baum sofort für einen schlechten, wenn er etliche wurmstichige Früchte trägt? Ist das denn überhaupt die Schuld des Baums? Kann die Mission auch verantwortlich gemacht werden für Sünden, die entweder in der Macht des ungebrochenen Heidenthums oder gar in der Verführung der Namenchristen ihren Ursprung haben?

Oder wenn manche Blüthe sich als taub erweist, muß man dann sofort der Mission Erfolglosigkeit vorwerfen? Fallen nicht in jedem, auch in jedem Geistes-Frühling viele Blüthen ab — soll man etwa die Blüthen selbst deshalb für lauter Täuschung oder gar für ein Unglück halten? Ist

nicht vielmehr schon der Blüthenschmuck, in dem ein Baum prangt, der Beweis, daß Lebenskraft in ihm circulirt?

Die jungen Christen aus den Heiden sind ihrer Majorität nach keine vollendeten Heiligen. Die Reisenden, welche uns das melden, sagen uns nichts Neues, noch Ueberraschendes. Wir erwarten es von vornherein nicht anders, denn wir kennen die Grundgesetze der Entwicklung im Reiche Gottes, kennen die Senfkornart und Sauerteignatur des Evangeliums, kennen den furchtbaren Bann des Heidenthums, kennen die Macht der überlieferten Sitte wie die des auch in den jungen Heidenchristen energischen Fleisches. Geht es also in Schwachheit her und ringt vielfach das Licht noch mit der Finsterniß, finden wir mehr Dämmerung als hellen Tag auch in bereits organisirten Gemeinden, — unsere Missionsfreudigkeit wird dadurch nicht abgekühlt, denn wir wissen, daß der Heiligungsweg langsam bergauf führt und daß der gute Same Frucht bringt in Geduld. Giebt es Rückfälle in Sünden heidnischer Abgötterei und Unsittlichkeit, auch das macht uns nicht irre, denn Kinder die eben gehen lernen, pflegen auch zu fallen und alteingewurzelte Sitten und Unsitten legt man nicht ab, wie man ein Kleid ablegt. Wo gäbe es im geistlichen Leben überhaupt einen Fortschritt ohne Rückfälle? Erkaltet vielfach die erste Liebe, herrscht viel Weltförmigkeit, Fleischessinn und Gleichgiltigkeit gegen Gottes Wort neben wenigem Heiligungsernste und lebendigem Glauben in manchen Gemeinden, darf's uns befremden? Ist der Kirchenacker nicht überall und allezeit ein Mischlingsfeld, da neben dem Weizen viel Unkraut wächst und obgleich das Evangelium allen Völkern zu einem Zeugniß über sie

gepredigt werden muß, ist es nicht die Lehre der Schrift, daß — wenigstens in dieser Weltzeit — aus ihnen allen nur eine Auswahl das Reich Gottes wirklich ererben wird?

Aber was soll man sagen, wo der Vorwurf der Erfolglosigkeit für den ersten Blick wirklich den Schein der Wahrheit hat als z. B. in China? Abgesehen davon, daß es für die einzelnen Völker ihre „Stunden" giebt, da der HErr dem Evangelio sie öffnet und daß man die mancherlei innern und äußern Schwierigkeiten recht würdigen muß, die bis dahin als eine unübersteigliche Mauer entgegenstehen — es ist überhaupt etwas Mißliches die Erfolge der Mission nur statistisch, durch die Zahlen der Getauften feststellen zu wollen. Im Reiche Gottes hat die Statistik einen zweifelhaften Werth. Hat die Mission noch bloße Fundamentirungsarbeit und Pionirdienste zu thun, wie zur Zeit wesentlich noch in China, so ist das schon Missionserfolg, daß das Evangelium überhaupt durch mündliche Verkündigung wie durch Uebersetzung der Bibel zur Kenntniß des Volkes kommt, daß hier und da ein Grund aufs zukünftige gelegt wird, daß eine wenn auch verhältnißmäßig noch so kleine Anzahl von Heidenchristen als ein thatsächlicher Beweis von der Kraft des Evangeliums und als ein Angeld des größeren Sieges im Lande dasteht und daß einige Breschen in die feindliche Festung gelegt werden. Was ist überhaupt Missionserfolg? Doch wohl alles, was mittelbar und unmittelbar dazu dient die Macht des Heidenthums zu untergraben und dem — vielleicht erst nach Generationen völligen — Siege des Evangeliums die Wege zu bahnen. Als zu Anfange des vierten Jahrhunderts das alte griechische und römische Hei-

denthum zusammenbrach und das Christenthum die allgemeine Volksreligion wurde, war dieser Sieg nicht Missionserfolg und ging dieser Missionserfolg nicht weit über die Statistik hinaus, welche die Mission der 3 ersten Jahrhunderte aufzustellen vermochte? So giebts auch jetzt Missionserfolg, der erst später vollkommen offenbar werden wird, wenn die heutigen Heidenvölker vor der Macht des Evangeliums das Gewehr strecken müssen. Möglich, daß z. B. in Indien diese Zeit schon nach wenigen Generationen kommt. Es kann zugegeben werden, daß die immerhin respectable Zahl von cir. 300000 evangelischen Christen, die es jetzt in Indien giebt, eine mäßige Frucht der dortigen Missionsarbeit genannt werden kann. Aber diese Arbeit hat bewirkt und bewirkt je länger je mehr was die Mission der ersten Jahrhunderte zu Stande brachte: sie macht die Stützen des Heidenthums immer morscher, bricht allmälig die Macht der traditionellen Sitte und umgiebt das ganze Volk mit einer Atmosphäre, in der es unbewußt christliche Luft athmet. Zweifellos werden die Missionserfolge hier wie allerwärts progressionsmäßig wachsen. Die dritte eigentliche Missionsperiode der christlichen Kirche, die der neueren Mission, ist verhältnißmäßig noch kurz. Bis die apostolische und nachapostolische wie die mittelalterliche Mission große Erfolge errungen, bedurfte es mehrerer Jahrhunderte. Leben wir jetzt auch in einer eilenden Zeit in der anfängt Ein Tag zu sein wie tausend Jahre, so werden doch auch wir für große Erfolge immerhin längere Zeiträume ins Auge fassen müssen um so mehr, da der Umfang des heutigen Missionsfeldes den der früheren Perioden weit übertrifft. Es liegt

in der Natur der Sache, daß die Anfangsarbeit, die wesentlich Fundamentirung ist, am längsten aufhält. Werden erst aller Orten eingeborne Evangelisten in größerer Anzahl energisch Missionsdienste leisten können, werden die christianisirten Völker selbst mit in die Arbeit eintreten, so werden die Erfolge der Mission an Großartigkeit denen der früheren Perioden nicht nachstehen und kommende Geschlechter mit Dank anerkennen, was die anstrengende Vorarbeit dieser Zeit Bedeutendes geleistet hat.

Das wäre bezüglich der Missions e r f o l g e etwas zur Beleuchtung der Thatsachen. Es giebt noch eine ganze Reihe ähnlicher Vorurtheile, welche zu ihrer Beseitigung einer ähnlichen Beleuchtung bedürfen, auf die weiter einzugehen wir uns indeß an diesem Orte versagen müssen. Nur daß man nicht trenne was durchaus zusammengehört: Die Beleuchtung von den T h a t s a c h e n, denn erst wenn sie auf Thatsachen sich stützt und Thatsachen illustrirt, wird die Beleuchtung eine überzeugungskräftige Apologie. Das Wichtigste bleiben also immer und zuerst die T h a t s a c h e n selbst und kommt man nur erst diese zu sehen und zwar sie zu sehen wie sie in Wirklichkeit sind, so reden sie je länger je mehr für sich selbst, also daß es auch endlich für die Mission wird gelten gelassen werden müssen: T h a t s a c h e n b e w e i s e n.

Onbekend maakt onbemind sagt das holländische und „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß" das deutsche Sprüchwort. Daher ist schon viel gewonnen wenn die Einladung: „k o m m e t u n d s e h e t" Erfolg hat. Wir zweifeln nicht, daß es denen, welche ihr folgen, mit der Mission, diesem großen Werke Jesu Christi, ergehen wird, wie es

weiland dem Nathanael mit der Person Jesu Christi ergangen ist: sie werden inne werden, daß sie das Siegel des Himmels an sich trägt und von Barmherzigkeit Gottes trieft, sie werden trotz der Knechtsgestalt, in der sie einhergeht, sie lieben lernen und die Liebe wird sie dringen nach Kräften mitzuhelfen, daß sie ihre erhabene Aufgabe immer mehr löse: mit dem Zeugniß von dem Heil in Christo alle Völker der Erde zu erfüllen.

An ihrem Theile mit dazu Handreichung zu thun, ist nun auch der Zweck unsrer „Lebensbilder aus der Heidenmission“. Lebensbilder nennen sie sich, weil sie in einzelnen, möglichst abgerundeten Bildern theils in der Form der Biographie theils in der der Monographie das Leben und Treiben auf dem Missionsfelde vorführen wollen, wie es in Wirklichkeit ist ohne jede Art der Schönfärberei. Demnach wird der Leser nicht lauter Lichtgestalten zu erwarten haben, sondern wie sie das Leben eben giebt, Licht- und Schattenbilder neben einander. „Es ist ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben ringen“ das zeigt sich auch in der Missionsarbeit, aber „das Leben das behält den Sieg“ — dieser Eindruck wird sich immer überzeugender geltend machen, je tiefere Einsicht in diesen Kampf der Leser bekommt.

Um zu solcher Einsicht zu führen bedarf es aber der Detailschilderung. Selbstverständlich denken wir dabei nicht an eine Sammlung von Kleinlichkeiten und anecdotenartiger Züge, sondern an eine Specialgeschichtschreibung, die um ein belebtes und anschauliches Gesammtbild zu zeichnen, durch Details illustrirt und mit historischem Pragmatismus auch das Kleine verwerthet. Die „Lebensbilder“ werden sich da-

her nicht mit allgemeinen Charakteristiken und bloßen Umriß-
zeichnungen begnügen, sondern möglichst in's Concrete und
Specielle gehen, damit der Leser auf dem betreffenden Mis-
sionsgebiete wie zu Hause werde. Eine genaue Kenntniß
der Verhältnisse, unter denen die Boten des Evangeliums
arbeiten, ist unerläßlich, wenn ihre Arbeiten und Kämpfe, ihre
Leiden und Freuden, ihre Erfolge und Mißerfolge wirklich
verstanden werden sollen. Ohne Detailschilderung keine An-
schaulichkeit und ohne Anschaulichkeit kein richtiges Urtheil.

„Lebensbilder aus der Heidenmission" haben wir unser
Unternehmen betitelt. Der Leser darf also nicht etwa eine
in sich zusammenhängende „Missionsgeschichte in Biographien"
erwarten. So unsre Arbeiten freundliche Aufnahme finden,
gedenken wir allerdings nach und nach möglichst alle Haupt-
missionsgebiete zur Darstellung zu bringen, aber keineswegs
in der Absicht stets eine umfassende Geschichte derselben zu
liefern. Wir werden uns vielmehr ganz überwiegend auf
mehr oder weniger ausgedehnte Specialbilder beschränken in
der Ueberzeugung, daß gerade diese am geeignetsten sind, das
Verständniß für, das Interesse an und die Liebe zu der Heiden-
mission kräftig zu wecken und zu pflegen. Jedes einzelne
Lebensbild wird also ein selbständiges Ganzes, kein Bruch-
stück sein und für sich ausgegeben werden, so daß Niemand
zur Abnahme aller Bände verpflichtet ist. Daher wird auch
soweit es angänglich ist die Form der Biographie gewählt
werden. Die Missionare sollen auch Werber für die Mis-
sion in der Heimath werden. Wir wissen sehr gut, daß sie
nicht das Privilegium haben vollendete Heilige zu sein und
werden sie daher auch nicht abmalen mit einem Heiligenschein

um das Haupt. Aber es giebt doch unter ihnen und nicht blos unter den Helden und Wegbahnern eine große Schaar, deren Werk nicht nur sondern deren Leben auch eine Apologie der Mission ist und warum sollten wir mit einem Zeugniß zurückhalten, durch welches Gott selbst den Beweis führt, daß Er mit seinem Geist und Gaben auf dem Plane ist? Wie an den Früchten den Baum, so erkennt man auch an dem Gärtner den Garten und wir dürfen es in aller Demuth als einen durch den Herrn seiner so viel verachteten Mission geschenkten Ruhm kühnlich geltend machen, daß nicht wenige ihrer Arbeiter außer treuen Pflegern auch eine Zierde des Gartens sind.

Was endlich die Form der Darstellung betrifft, so werden wir uns befleißigen die Trockenheit nicht weniger als den Novellenstil zu vermeiden und eine Sprache zu reden, die bei möglichster Volksthümlichkeit die verschiedensten Kreise anspricht. Soviel als thunlich sollen dabei die Quellen selbst, als die Originalberichte der Augenzeugen, zu Worte kommen, damit der Leser zugleich in den Stand gesetzt werde, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden.

Will's Gott sollen jährlich ein auch zwei Bändchen erscheinen. Eine Monographie über Madagaskar und die Zenana-Mission und die Biographieen Stockfleth's, Patteson's und Gützlaff's aus der Feder tüchtiger Mitarbeiter stehen zunächst in Aussicht.

Der Herr der Mission aber, dem zur Verherrlichung Seines Namens, zum Baue seines Reiches und zur Ausrichtung seines Willens auch diese „Lebensbilder aus der Heidenmission“ an ihrem geringen Theile dienen möchten,

segne und fördre das Werk unsrer Hände, damit die Liebe zur Mission und die kräftige Arbeit an ihr wachse und sich mehre auch unter unsrem deutschen Volke, dem Er in den letzten Jahren einen so hervorragenden Platz angewiesen und damit eine so große Aufgabe gestellt hat unter den Völkern der Erde!

Barmen, Missionshaus, den 1. Mai 1873.

Dr. G. Warneck.

Johann Friedrich Riedel,

ein Lebensbild

aus der Minahassa auf Celebes.

Seiner geliebten Mutter,

Frau Friedrike Grundemann

geb. Wasserführer,

sammt

den lieben Schwestern,

Frau Sophie Gareis

und

Frl. Cölestine Grundemann.

Durch die Ausarbeitung dieses Buches ist Euch, meinen Lieben, mancher Brief verkürzt worden, andre sind aus demselben Grunde länger, als sie sollten, ausgeblieben. Nehmt denn nun das Buch selbst, zum Zeichen, daß bei der Arbeit desselben Eurer in kindlicher und brüderlicher Liebe nicht weniger treu, als sonst gedacht hat

der

Verfaßer.

Vorwort.

Das vorliegende Buch nennt sich, wie alle zu derselben Sammlung gehörigen Bände, ein Lebensbild. Eine Biographie im Chroniken=Styl, mit Aufzählung der bloßen Thatsachen, wie solche für die Geschichtsforschung ihren Werth haben mögen, war nicht beabsichtigt. Hier sollte ein Bild, eine anschauliche Darstellung der Persönlichkeit gegeben werden, wie dieselbe in ihrem Leben als Träger und Vertreter der Mission unter den Heiden ausgeprägt ist. — Es war vielleicht von mir zuviel gewagt, wenn ich ein Bild dieser Art zu geben unternahm, mich so zu sagen, an dem Pinsel des Künstlers vergreifend, wo ich mich hätte begnügen sollen, gleichsam die Arbeit des Photographen zu thun. Letztere würde jedoch noch unbefriedigender ausgefallen sein, insofern das Bild nicht ohne viele Lücken und nebelhaft verschwimmende Stellen geblieben sein würde. Es ließ sich einmal ohne die Hilfe des retouchirenden Pinsels der Phantasie ein Bild nicht geben. Wenn ich, den Letzteren einmal in der Hand, vielleicht weiter, als nöthig, gegangen bin, so möge man mit Rücksicht auf meine Aufgabe, die mir Anschaulichkeit zu einer Hauptpflicht

machte, verzeihen. Dennoch hoffe ich, daß die Wahrheit des Bildes nicht dabei gelitten hat, wenn ich auch für manche in den fraglichen Stellen gegebene Einzelnheiten so wenig einstehen mag als der Maler etwa für die Form der Rockknöpfe auf seinem Porträt. Der Leser wird ja leicht diese Stellen von der übrigen Darstellung, die sich treu an die Quellen anschließen konnte, unterscheiden. Aber auch da, wo die freiere Schilderung eintreten mußte, darf ich versichern, daß die Phantasie kein loses Spiel getrieben hat, sondern daß alle Sorgfalt angewendet wurde, um die vorhandenen Lücken aus den vorhandenen Daten oder gegebenen Parallelen zu ergänzen. Oft ist die Schilderung auch nichts anders, als die anschauliche ausgeführte Angabe einer bestimmten Thatsache, die auf andre Weise kaum würde eine Stelle gefunden haben.

Ohne daß es darauf angelegt gewesen wäre, ist meine Arbeit so etwas geworden, wie ein Buch mit Illustrationen. Der geneigte Leser möge es verzeihen, wenn die Letzteren etwas ungleich vertheilt erscheinen. Da wo die Quellen spärlicher floßen, war für jene Raum genug; wo aber die Quellen fast zu viel Material gaben, mußte ich es mir versagen, manche der naheliegenden Illustrationen beizugeben, wenn ich nicht entweder die Vollständigkeit meines Buches beeinträchtigen, oder dasselbe viel über die mir gesteckten Grenzen hinaus erweitern wollte.

Ich weiß, daß ich in dieser Beziehung noch einen besonderen Tadel darüber verdiene, daß ich in einer Hinsicht statt der eingelegten Illustrationen, ein über-

mäßig langes Bild gegeben habe, das gleichsam, vielfach gefaltet, sich ellenlang aus dem Buche ausziehen läßt. Es ist das achte Kapitel. Schöner wäre es gewesen, wenn ich die Minahassa dem Leser in und mit Riedels Wahrnehmung vorgeführt hätte. Auch die damals schon abgestellten Züge des alifurischen Volkslebens hätten sich in den ihm von Eingeborenen gemachten Mittheilungen zur Darstellung bringen laßen. Ich habe es jedoch nicht gewagt, in dieser Weise meine Quellen zu verarbeiten, aus Furcht, daß ich dabei der Phantasie zu sehr die Zügel schießen laßen, und die Treue und Wahrheit meiner Darstellung beeinträchtigen könnte. Ich habe es deshalb vorgezogen, der Beschreibung der Minahassa ein besonderes Kapitel zuzuweisen. Eine trockene Aufzählung ihrer Berge, Flüsse und Ortschaften, sowie der Eigenthümlichkeiten der Bewohner, ihrer Geräthschaften ihrer Sitten und Gebräuche ꝛc. mochte ich nicht geben. Es sollte ein lebendiges Bild werden. Ich wollte dem Leser die Minahassa zeigen, wie sie ein Mensch in Wirklichkeit schaut, und nicht wie ein Raritäten-Kabinet sie aufweist, das Alles unter Rubrika und Numero wohl geordnet zusammengestellt enthält. Daß ich dazu fingiren mußte ist selbstverständlich, denn keine vorhandene Reisebeschreibung entsprach dem Zwecke, das was zu geben war, auf diesen Raum zusammengedrängt zu geben. Es bedarf kaum angedeutet zu werden, daß diese Beschreibung keinen Anspruch machen kann, Fachleuten als Quelle zu dienen. Ihr Zweck ist nur, den Boden, auf welchem sich das Leben des Missionars bewegt, zur Anschauung zu bringen. Ich bemerke aber ausdrücklich,

daß viele Züge in einer diesem Zwecke angemeßenen Weise zusammengefaßt und verschmolzen sind, (wie z. B. das Fosso in Kakas) und warne daher vor Benutzung derselben für wissenschaftliche Ethnologie, für die man die Quellen selbst benutzen möge.

Eine kurze Angabe meiner Quellen überhaupt darf ich hier nicht unterlaßen, schon um Gelegenheit zu haben, denjenigen, durch deren Güte mir die wichtigsten derselben zu Theil geworden sind, meinen Dank aussprechen können.

Ueber Riedels Leben bis zu seinem Abgange nach Holland lag zunächst ein von ihm selbst verfaßtes Schriftstück vor, das sich bei den sogleich zu erwähnenden holländischen Akten findet. Dazu gab Herr Pastor Weingärtner in Erfurt aus dem Kirchenbuche über die Familienverhältnisse Auskunft, während sich die Schwester, Oberin im dortigen städtischen Krankenhause, um Auffindung der Riedelschen Verwandten bemühte. Unter denselben hat Herr Färbermeister F. Riedel in Gebesee bei Erfurt, ein Neffe des Missionars, mir werthvolle Mittheilungen gemacht.

In Bezug auf den Berliner Aufenthalt wurde die Biographie J. Jänickes von K. F. Ledderhose benutzt. Ueber die ganze Zeit der Wirksamkeit im Dienste der Rotterdamer Mission standen mir durch die Güte des Herrn Director J. C. Neurdenburg die ausgedehntesten Quellen offen, in den mir auf das Entgegenkommendste aus dem Archiv der Gesellschaft mitgetheilten Briefen des Missionars. Einige werthvolle Notizen verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Prediger

L. J. van Rhyn, der einst als Visitator die Mission in der Minahassa und insbesondere Riedel und sein Werk auf's Genauste kennen lernte. Auch aus seinem Werke: Reis door den Indischen Archipel, durch welches die gesegneten Erfolge der Mission in jenem Ländchen zuerst in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, habe ich viel geschöpft. Sonst wurden von mir die Publikationen der genannten Gesellschaft benutzt: Maandberigten und Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zendelingsgenootschap, besonders eine Anzahl sehr gediegener Artikel der letzteren Zeitschrift. Für Land und Leute, sowie auch speciell für Tondano und Vater Riedels Werk war das vortreffliche Buch N. Graaflands: De Minahassa eine ergiebige Fundgrube.

Auf einen Brief an den Herrn J. G. Fr. Riedel, Assistent-Resident in Gorontalo, den Sohn des Missionars, habe ich zwar eine freundliche Antwort erhalten, die in derselben in Aussicht gestellten Mittheilungen sind aber bis jetzt noch nicht eingetroffen, und werden daher, da der Druck nicht aufgeschoben werden kann, leider für dieses Buch nicht mehr benutzt werden können.

Allen genannten Personen sage ich für die Unterstützung, die sie meiner Arbeit haben zu Theil werden lassen, meinen herzlichsten Dank!

Riedel war ein bedeutender Mann, wie solche nicht oft gefunden werden. Es war unrecht, daß sein Name bisher unter uns so wenig bekannt war. Ich glaube daher, durch dies Buch wenigstens den Anfang gemacht zu haben, eine Schuld unsres Vaterlandes gegen einen seiner Söhne abzutragen, bei dessen Namen jeder Deutsche

sich zum Danke gegen Gott angetrieben fühlen sollte, der aus unsrem Volke solche Kräfte sich erweckt hat. Schöner wäre es freilich, wenn das dankbare Volk unserm Landsmann noch irgend ein beßeres Denkmal setzen wollte, vielleicht in irgend einer Leistung für die Mission, die seinen Namen schöner zieren würde, als ein Bild in Stein und Erz, und vollends als diese meine Blätter.

Ich gab ein Lebensbild aus der Heiden-Mission. Habe ich dasselbe recht gezeichnet, so wie ich's selbst schaute, so wird der Leser finden, daß es über die Grenzen jenes Ausdruckes weit hinausreicht. Nicht blos unter den Heiden, sondern auch überall in der christlichen Kirche wären solche Männer, wie Riedel, ganz an ihrem Platze. Er giebt uns ein herrliches Beispiel der Hirtentreue im Dienste des Reiches Gottes. Ich habe mich an demselben, wenn auch meist mi Beschämung über die eigne Schwachheit, oft erquickt und in neuen Antrieben gestärkt gefühlt. Darum, so sehr ich auch in erster Linie wünsche, daß dieses Bild dazu beitrage, Herzen für die heilige Sache der Mission zu erwärmen, so möchte ich doch auch, daß mancher meiner Amtsbrüder für die Arbeit in der eignen Gemeinde sich erquicke und stärke an Riedel, dem guten Pastor!

Mörz bei Belzig, 21. März 1873.

R. Grundemann.

1. In der Vaterstadt.

Es war an einem trüben Herbsttage nicht lange vor dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, als vom Thurme der Kaufmannskirche in Erfurt trauriges Grabgeläut erklang. Langsam bewegte sich der Leichenzug durch die engen, winkligen Straßen der ehrwürdigen Stadt. Hinter dem Sarge schritt, aufs Tiefste gebeugt, eine noch junge Wittwe, umgeben von fünf Kindern, deren jüngstes, ein dreijähriger Knabe, wohl ohne rechtes Verständnis den schweren Gang ging, aber dennoch ebenso bitterlich weinte, wie die älteren Geschwister. Das jüngste Brüderchen lag daheim, noch in der Wiege.

Es war Herr Christian Emanuel Riedel, den man zu Grabe trug, ein wohlangesehener und allgemein hochgeschätzter Kaufmann, daher ihm Viele, in aufrichtiger Theilnahme, das letzte Geleit gaben. In der Leichenrede fehlte es nicht an der, der Richtung jener Zeit entsprechenden Aufzählung der Tugenden und Verdienste des Verstorbenen. Besonders rührend aber ward die Rede bei der Hinweisung auf einen im Laufe der Jahre schon grau gewordenen Leichenstein, der die sterbliche Hülle eines Großvaters von dem nun zu Bestattenden deckte, der einst als würdiger Pastor seiner Gemeinde als ein Vorbild alles Guten und Edeln vorangeleuchtet habe, und dessen Name auch bei der damaligen Generation noch nicht vergessen war.

Trotz aller Rhetorik aber übte die Rede auf die weinende Wittwe nicht den Trost aus, auf den sie berechnet war. Als bald darauf die Erdschollen dumpf dröhnend auf den Sarg nieder fielen, war sie, unter der Wucht des Schmerzes, dem Zusammenbrechen nahe. Ein ältlicher Mann, der im Leichenzuge ihr der nächste gewesen, und dem auch schon manche Thräne in den bereits bleichenden Bart geflossen, trat ihr zur Seite um ihr Beistand zu leisten in den schweren Augenblicken, und auf seinen Arm gestützt trat sie den Rückweg an, nachdem die Kinder ihre Kränze auf den frischen Hügel niedergelegt hatten.

„Liebe Tochter", so flüsterte unterweges der Alte der gebeugten Wittwe zu,

es kann uns nichts geschehen,
als was Gott hat ersehen,
und was uns selig ist.

Ja, Sabina, der Tröster der Wittwen und der Versorger der Waisen wird dich auch nicht verlassen." Nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Also, du ziehst dann zu uns. In der Erkerstube wirst du mit deinen Kindern Raum genug haben, und an dem täglichen Brod wird es uns unser Herrgott auch nicht fehlen lassen."

Im Trauerhause war die Großmutter an der Wiege des jüngsten Enkelkindes zurückgeblieben und hatte mit der sauberen Linnenschürze manche Thräne aus den Augen gewischt, obwohl sie in ihren Gedanken, die dem Leichenzuge folgten, unterbrochen wurde, so oft nebenan die Glocke an der Ladenthür einen Kunden anmeldete. Die gewünschten Waaren wurden meist mit einigen theilnehmenden Worten in Empfang genommen, wenn nicht eine redselige Nachbarin noch ein längeres Schwätzchen daranzuknüpfen versuchte. „Ja Großmutter Müller", meinte die eine, „ich habe es immer gesagt, euer Schwiegersohn, Gott habe ihn selig, war viel

zu gutmüthig. Ei du liebe Zeit, wie manchem hat er Jahre lang die Rechnung stehen lassen und zuletzt, wenn's gar noch zum Bezahlen kam, den ganzen Profit wohl doppelt und dreifach wieder abgestrichen. Und die vielen Almosen! Die Bettelweiber haben ihr Lebtag' nie so lustige Gesichter gemacht, wie immer, wenn sie bei Riedels aus dem Laden kamen. Ja, ja, ein andrer, der mehr auf seinen Vortheil bedacht gewesen wäre, der hätte hier ein tüchtiges Vermögen geschafft."

Die Großmutter hörte kaum halb hin und verabschiedete sich, als der Enkel in der Wiege unruhig wurde. „Sei stille mein Fritzchen, nun kommt Mutter bald wieder" sagte sie beruhigend zu dem Kleinen, indem sie ihn heraushob und auf den Schoß nahm. Aber er weinte fort und beruhigte sich erst auf dem Arme der zurückgekehrten Mutter.

Dies Knäblein war Johann Friedrich Riedel, dem die folgenden Blätter gelten.

Das Riedelsche Haus mit dem Kaufladen war verkauft. Man schob es auf die große Herzensgüte des verstorbenen Besitzers, daß, nach Ordnung aller Vermögensverhältnisse, den Hinterbliebenen nur ein nicht erhebliches Erbtheil zufiel. Und wohl nicht mit Unrecht: denn Wohlthätigkeitssinn war von je her ein hervorstechender Charakterzug in der Riedelschen Familie, wie in Erfurt allgemein bekannt war. Wenn sonach der Wittwe, Anna Sabina, geb. Müller, mit ihren sechs Kindern, auch kein glänzendes Loos zu Theil wurde, so war sie doch bei ihren Eltern vor drückender Noth geschützt.

Bei diesen sehen wir nun unsern Johann Friedrich im Kreise seiner Geschwister heran wachsen. Sie waren schlichte gottesfürchtige Leute. Der Enkelkinder nahmen sie sich mit

großer Liebe an, besonders ließ sich's der Großvater angelegen sein, bei der Erziehung den verlornen Vater zu ersetzen, in der rechten Weisheit Ernst mit Milde verbindend. Streng hielt er auf Ordnung und Pünktlichkeit. Die Schiefertafeln mit den Schularbeiten mußten ihm zur bestimmten Stunde vorgelegt werden. Waren sie leichtfertig und flüchtig gemacht, so gab es eine ernste Rüge, die Arbeit wurde abgelöscht und mußte noch einmal gemacht werden. Zeigte sich Ungehorsam, so war das Rohrstöckchen unfehlbar bald zur Hand, wobei sich Fritz freilich nicht träumen ließ, daß ihn sein Lebensweg einst in das Vaterland dieses Kinderzuchtmeisters führen würde. In schlechter Gesellschaft wurden die Kinder nicht geduldet, sondern so viel als möglich immer unter Aufsicht gehalten. Abends und Morgens mußten die größeren ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, wie sie auch öfters zum selbstständigen Lesen der heiligen Schrift angehalten wurden. An jedem Sonntage aber führte der wackre Alte die ganze Schaar in die Kaufmannskirche. Auch Fritzchen durfte nicht mehr zu Hause bleiben, nachdem er das vierte oder fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, wenn er auch noch meistentheils sein Augenmerk auf die dickbäckigen Engel an der Orgel richtete, die an hohen Festtagen ihre Posaunen wechselnd erhoben und absetzten.

Bald aber wurde der Knabe aufmerksamer und andächtiger. Ja es regten sich in ihm frühzeitig Spuren inneren Lebens, wie sie bei Kindern nicht häufig sind. „In meinem zehnten Jahre“, so schreibt er unter anderem in seinem Lebenslaufe,*) „befiel mich eine schwere Krankheit, welche der Herr als ein Mittel benutzte mich näher zu sich zu ziehen, und durch den heiligen Geist kräftig an meinem Herzen zu ar-

*) Derselbe befindet sich im Archiv der Niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam.

beiten. Mein verderbter Zustand wurde mir klar. Ich erkannte, daß ich ein Sünder war, und als solcher unmöglich selig werden könnte. Doch ging ich nicht zu dem rechten Quell, zu Jesu Christo, sondern suchte durch eigene Werke meine Schuld gut zu machen und verfiel so in eigene Gerechtigkeit, die mein Herz dem Geiste Gottes nur unzugänglicher machte."

Und dennoch gingen die Wege unsres Riedel dem genannten Quelle zu, wenn derselbe auch noch in weiter Ferne lag. Es war ein Leben unter dem Gesetz; aber das Gesetz ist der Zuchtmeister auf Christum.

Mit seltener Gewissenhaftigkeit beeiferte er sich, auch in kleinen, unscheinbaren Dingen alles recht und untadelhaft zu thun. Die Ermahnung des Großvaters, er solle ein gottesfürchtiger und tugendhafter Mensch werden, stand ihm immer vor der Seele. Sein Herz war voll von den besten Entschlüssen und Vorsätzen. Oftmals mag er das Bild seines Urgroßvaters, des schon oben erwähnten Pastors, wie es unter Glas und Rahmen an der Wand hing, betrachtet haben, in dem Gedanken: Solch' ein frommer Mann willst du auch einmal werden. — Es ist ein hübsches Portrait, eine hohe würdige Gestalt im vollen Ornat mit der breiten weißen Krause, das milde, aber charaktervolle fast noch jugendliche Gesicht, eingefaßt von den schwellenden Locken der Allonge-Perücke. Die Rechte deutet auf die von der Linken zu den Füßen eines Crucifixes gehaltene heilige Schrift und den in derselben aufgeschlagenen Spruch: Kindlein, lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt. Magister Johannes Henricus Riedel, soweit konnte der Urenkel die Unterschrift wohl lesen, an den folgenden lateinischen Distichen aber hat er sich oft vergeblich den Kopf zerbrochen, bis er endlich einmal vom Oberprediger an der Kaufmannskirche, der öfters ins Haus der Großeltern kam, folgende Uebersetzung erhielt,

die er bald auswendig wußte: Hier wird zwar das Gesicht und die Lippe Riedels abgebildet, der nun bei den Heiligen in der Himmelsburg steht; aber die Tugend, die Frömmigkeit, die heilige Wissenschaft, die inneren Gaben des Mannes, lassen sich nicht mit Worten beschreiben. Die Gemeinde beklagt den wohlberedten Lehrer, die Mutter, die Kinder, die Armen den wohlthätigen Vater.

Friedrichs Entschlüsse, diesem Vorbilde ähnlich zu werden, waren nicht bloß flüchtige, kindische Träume. Er wurde immer mehr als ein artiger, fleißiger, bescheidener und sittsamer Knabe geliebt. Seine Lehrer und Mitschüler mochten ihn gern leiden, besonders aber war er des Großvaters ganze Freude.

Es nahte die Zeit der Einsegnung. Der Confirmanden-Unterricht war nichts weniger als auf pietistische Erweckung angelegt. Der Pastor, der ihn ertheilte, war ein echter Rationalist und dabei ein Lebemann, dessen Wandel sogar von Anstoß und Aergernis nicht frei blieb. Er kam, wie bemerkt, öfters in das Müllersche Haus, und um so mehr schwand unserm Riedel der Nimbus der Amtswürde seines Seelsorgers. Der alte Herr muß es ziemlich arg gemacht haben, denn in dem schon erwähnten Lebenslaufe spricht jener von „sehr unchristlichem Betragen" desselben, von dem er Zeuge gewesen sei.

Nichts desto weniger erwachte in dem Knaben in jener Zeit wieder ein inneres Suchen nach dem, was dem Herzen Frieden geben kann. Mit deutlichen Zügen malte ihm das Gewissen wieder seine Sünden vor die Seele. Besonders im Hinblick auf das heilige Abendmahl und den ersten Genuß desselben beunruhigte ihn der Gedanke an seine gänzliche Unwürdigkeit. Lange ging er stille hin unter dem innern Drucke. Endlich faßte er einmal das Herz um bei seinem Seelsorger Rath zu suchen. Der aber verstand es

meisterlich, die Flamme zu dämpfen. „I Fritz", sprach er, „was sind das für thörichte Gedanken! Jedermann kennt dich als den trefflichsten, tugendhaftesten und liebenswürdigsten Knaben, deine Lehrer loben dich, deine Mutter und deine Großeltern haben ihre Freude an dir, und du plagst dich mit Gedanken über deine Unwürdigkeit! Natürlich, so heilig wie die Engel können wir in dieser Welt noch nicht sein; das kommt erst später. Hier haben wir alle unsre kleinen Schwachheiten und Fehler an uns. Aber meinst du, daß der große Gott im Himmel sich um solche Kleinigkeiten kümmern wird? Oder sollte der Allgütige mit uns in solchen Dingen keine Nachsicht haben? Drum, sei nur gutes Muths; werde ein braver Mensch und setze dir keine schwärmerischen Grillen in den Kopf!"

Es ist leicht begreiflich, daß solche Seelsorge den jungen Riedel seiner Sorgen ledig machte. War er bei der Einsegnung, die im Pfarrhause in Gegenwart der Angehörigen und Pathen stattfand auch sehr gerührt, so wurde doch die Stimme des Gewissens eingelullt, und Jahre vergingen bis sie aus langem Schlafe erwachend, sich aufs Neue mächtig vernehmen ließ. Die eigene Gerechtigkeit war wieder am Ruder, und herrschte um so unbedingter als Riedel es auch mit manchen der sogenannten Kleinigkeiten viel ernstlicher nahm, als jener Pastor es für nöthig hielt.

Auf die Schuljahre folgten die Lehrjahre. — Die Wittwe hatte nicht die Mittel ihren Kindern eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Die Söhne mußten ein Handwerk lernen. Zwei derselben waren schon als Färber auf der Wanderschaft. Fritz wurde zu einem Schneider in die Lehre gebracht. Daß er sein Handwerk gründlich erlernt hat und in demselben tüchtig geworden ist, läßt sich nach dem bisher Gesagten wohl annehmen. Im Uebrigen können wir von den drei

Lehrjahren nichts berichten, da unsre Quellen uns über diese Zeit gänzlich im Stiche lassen.

---

2. Auf der Wanderschaft.

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust" so hat es in tausend und aber tausend deutschen Jünglingsherzen geklungen, schon ehe man das Lied sang, das mit diesen Worten beginnt. Und mit Recht ist von unserm Volke das Wandern so hoch angeschlagen worden. Es liegt darin ein Bildungsmittel, das von keiner Fortbildungsschule ersetzt werden kann. Leider wird es in unsrer Zeit immer seltener. Aber ich fürchte auch die Charaktere werden seltener werden, wie sie sich sonst auf der Wanderschaft gebildet. Auch unser Riedel würde nicht der Mann geworden sein, wie ihn diese Blätter weiter zu schildern haben, wenn er nicht in die Fremde gegangen wäre. Dazu aber drängte ihn sein Herz mit voller Wanderlust.

Da steht der hochgewachsene, gesunde Jüngling von 18 Jahren, den wohlgepackten Ranzen auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, und will Abschied nehmen. Der Mutter wird das Herz weich, da nun auch der letzte Sohn hinauszieht in die weite Welt. Der Großvater, der inzwischen zum Greise geworden, ermahnt noch einmal, wie sonst so oft, den Enkel: „Fritz halte dich brav und gehe auf Gottes Wegen." Noch ein letzter Händedruck und Kuß und — fort geht's in die fremde Welt. Fast wollen auch dem Scheidenden dabei die Augen übergehen; doch er macht sich stark und drängt die Thränen zurück. Erst auf der Straße bekommen sie freien Lauf, werden aber bald wieder getrocknet, damit der Freund und Reisegefährte, der am Thore wartet,

nicht zuviel davon merke. Dies war Wilhelm Fils, seines Zeichens ein Seifensieder.

Rüstigen Schrittes wandern die Beiden dahin über Berg und Thal. Der Weg führt durch Franken, Schwaben, Baiern und Tirol nach Steiermark. Herz und Augen stehen überall offen für die Herrlichkeit der Werke Gottes in der Natur und für die Sehenswürdigkeiten in den Städten. Hier und dort wird Arbeit genommen, um mit dem Verdienste die Reise fortsetzen zu können.

Das lieblich gelegene Grätz, die Hauptstadt Steiermarks, hat schon manchen, der aus der überwältigenden Alpenwelt in das gesegnete Thal mit seinen köstlichen Rebgeländen und goldenen Kornfeldern eintrat, angemuthet mit dem Gedanken: Hier ist gut sein, lasset uns Hütten bauen. Auch Riedel beschloß dort auf längere Zeit die Wanderschaft zu unterbrechen, um so mehr als er unverhoffter Weise die Freude hatte, seinen daselbst in Arbeit stehenden Bruder zu finden. — Doch auch Grätz ist nicht eine Stätte vollkommener Ruhe. Eine zeitlang ging alles gut. Aber bald wurden die evangelischen Gesellen von den katholischen Meistern und Kameraden gedrängt zu der sogenannten allein seligmachenden Kirche überzutreten. Diese Zumuthung wurde nicht grade unterstützt, durch das leichtfertige, unsittliche Treiben, welches in jener streng katholischen Stadt an der Tagesordnung war Um diesem sowie den zunehmenden Plackereien behufs des Uebertrittes zu entgehen, nahmen die Brüder wieder den Wanderstab zur Hand und kamen nach Ungarn, wo sie unter evangelischer Bevölkerung und bei so günstigen Verhältnissen Arbeit fanden, daß sie beschlossen für einige Jahre dort zu bleiben.

Aber auch hier kam der Entschluß nicht zur Ausführung. Es überfiel unsern Riedel plötzlich eine Krankheit (die sogenannte ungarische, wie er in seinem Lebenslaufe schreibt).

Auf Wiederherstellung, sagte man ihm, sei keine Aussicht, solange er in jenem Lande bleibe. Der Bruder wollte wohl den schönen Verdienst nicht fahren lassen; so mußte denn der Kranke allein seinen Weg antreten. Wie anders ging diesmal die Wanderschaft! Da war nicht mehr der rüstige Schritt wie früher, sondern ein schleppender Gang mit gebeugter Gestalt; und doch drängte wiederum eine innere Eile schnell vorwärts zu kommen. Endlich war Schlesien erreicht. Aber was nun? denn der kränkliche Bursche klopfte bei manchem Meister vergeblich an. Niemand wollte ihn zur Arbeit nehmen. Mit Anstrengung aller Kräfte schleppt er sich weiter. — Nun geht die Baarschaft auf die Neige. Der Zustand wird immer trostloser. Zuletzt in Liegnitz erbarmt sich ein Meister und nimmt den Gesellen. Aber nun bricht erst recht die Macht der Krankheit hervor. Zwar wirft sie ihn nicht auf das Krankenlager, aber nur mit schweren Schmerzen gestattet sie ihm die Arbeit zu verrichten, deren Verdienst nicht einmal zureichen will, um die Medizin anzuschaffen, die der Doktor verordnet hat.

„Schreib' an die Mutter“ flüstert dem Elenden eine Stimme zu, sie schickt dir Geld um deinen Zustand zu erleichtern“. Aber soweit war seine innere Kraft und der Trotz des alten Menschen in ihm noch nicht gebrochen. „Nein die Schande mache ich mir noch nicht“, so lautet die eigensinnige Antwort. „Lieber will ich mich zu Tode quälen.“

Aber an diesem Eigensinn der wie ein eingerammter Pfahl im festen Boden dastand, sollte bald mächtig gerüttelt werden. „Ja wenn es nun wirklich zum Tode ginge? — Und wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.“ So gingen seine Gedanken und kehrten bei manchem Bibelspruch an, der von

der ewigen Verdammnis handelt, und ein eisiger Schauder durchschüttelte die matten Glieder.

Zum dritten Mal in seinem Leben klang durch Riedels Seele die Stimme des Gewissens wie Posaunenton: „Du bist ein Sünder, du bist verloren" — und dies Mal war Niemand da, der die Stimme beschwichtigte. Aber trotzdem fand er auch jetzt noch nicht den Gnadenquell, wo armen Sündern die Heilung bereitet ist. Immer stand ihm das Heil des Menschen noch als durch sein eigenes Thun bedingt vor Augen. Daher kam er denn auch jetzt nur zu einem bedingungsweise gethanen Gelübde, während die rechten evangelischen Gelübde nur unbedingte Dankopfer sein können. „Herr, mein Gott", so rief Riedel in seiner Seelenangst, „wenn du mich dieses Mal vom Tode errettest und mir die Gesundheit wieder schenkst, so will ich dir dienen und mein ganzes Leben sammt allen Kräften dir allein weihen."

Aber das Gelübde brachte keinen Frieden in die Seele, denn sie hatte noch kein Ja und Amen von oben her vernommen. Vierzehn Wochen dauerte der elende Zustand, in dem Riedel zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Sein ganzes Leben war in dunkle Nacht gehüllt. Er fühlte sich so verlassen: die Menschen mit denen er lebte waren ihm fremd. Er hatte keinen, dem er seine Noth klagen, vor dem er sein Herz hätte ausschütten können.

Nach langem Harren wandte sich die Krankheit. Der Doktor versicherte ihn, und er fühlte es selbst, daß es zur Besserung gehe. — Von der Zeit an ging nun sein ganzes Bemühen auf die Erfüllung seines Gelübdes. Damit aber begannen erst recht schwere innere Kämpfe, die ihn noch lange nicht zur Ruhe kommen ließen.

An einem Sommerabend des Jahres 1818 sehen wir die hohe, hagere Gestalt des Reconvalescenten vor dem Thor von Liegnitz langsam und nachdenklich einherschreiten. Auf seinem bleichen Angesicht zeigen sich dann und wann Spuren innerer Erregung, die tiefliegenden Augen lassen ihre Blicke unstät in's Weite schweifen. — Zwei muntere Burschen, die rüstigen Schrittes dem einsam Wandelnden folgten, hatten diesen bald überholt. „He Bruder Erfurter", rief der Eine im Vorübergehen, „lasse er heute einmal seine Grillen. Wollen 'mal ordentlich Eins mit einander trinken. Das giebt Kraft in die Knochen." „Laß doch den Betbruder", unterbrach ihn der Andere mit höhnischem Lachen, „der hat heute wieder seinen stummen Tag". Und fort eilten die Beiden der nahen Kneipe zu. Ihr Kamrad aber blieb wirklich stumm, obgleich eine leichte Zornesröthe über sein blasses Gesicht flog. Er hatte wie jene den eben empfangenen Wochenlohn in der Tasche; doch er gedachte ihn anders als sie zu verwenden. Unmäßig war er nie gewesen und rohe Lustbarkeiten hatte er immer gemieden. Von nun an aber wollte er die Schwelle eines Wirthshauses nicht wieder überschreiten. So meinte er in einem Stücke sein Gelübde erfüllen zu können. Er hatte ja in den letzten Wochen schon oft die Erfahrung gemacht, wie schwer es sei, ein durch und durch gottesfürchtiges Leben zu führen, und wie er fortwährend gegen seine guten Vorsätze fehle. Aber je öfter dies geschah, desto fester band er sie, in ganz bestimmten Entschlüssen, als ein hartes Gesetzesjoch auf seinen Nacken. So hatte er sich an jenem Tage wieder recht ernstlich vorgenommen, kein unrechtes Wort zu sprechen. Da aber dennoch schon in der Morgenstunde einige Worte über seine Lippen gekommen waren, über die er sich hernach Skrupel machte, so hatte er den übrigen Theil des Tages schweigend neben seinen Mitgesellen in der Werkstatt gesessen und die Nadel um so

eifriger geführt. Dies war zwar ein Sieg über seine Zunge, aber damit war der Kampf bei Weitem nicht zu Ende gekommen. Denn auf jenem Gange in's Freie zogen dem armen Jünglinge alle die Gedanken verhaltenen Ingrimmes an seiner Seele vorüber, mit denen er die zahlreichen Sticheleien und Spöttereien seiner Kamraden beantwortet hatte. Und als er nun wieder die Regung seines Zornes auf frischer That ertappte, da zog ein tiefer Seufzer den Schluß: „Also wieder ein verlorner Tag“.

Riedel wandte seine langsamen Schritte zur Stadt zurück. Dort in der Nähe des Thores stand, in eine Ecke gedrückt, ein alter, blinder Bettler, der nicht müde wurde, die Vorübergehenden um eine milde Gabe anzusprechen. Der Schneidergeselle zögerte in einiger Entfernung von jenem noch etwas. Dann aber nahm er die Gelegenheit wahr, wo er von Andern unbeachtet an den Bettler kommen konnte. Er drückte demselben nicht blos ein gewöhnliches Almosen, sondern einen ansehnlichen Theil seines Wochenlohnes in die Hand, und eilte davon ohne auf die nachgerufenen Worte des Dankes zu hören. Der Blinde hatte seinen Wohlthäter, der ihn schon einige Male auf diese Weise bedacht hatte, wohl wieder erkannt.

Eine halbe Stunde später finden wir Riedel in seiner engen Schlafkammer auf den Knieen. Er bewegt seine Lippen und betet, halblaut, in gewählten Worten. Es kann kein Zweifel sein, daß die Gebete auswendig gelernt wurden. Lange reißt der Faden nicht ab; doch jetzt kommen die Worte in's Stocken. Es wird mehrmals angesetzt, aber es will nicht weiter gehen. Der Knieende erhebt sich, nimmt vom Brett an der Wand ein Gesangbuch, in dessen Anhang er dicht an's Fenster tretend blättert. Aber die Dämmerung erlaubt nicht mehr die Schrift zu erkennen. Das Buch wird

weggelegt, und wir hören die mit einem tiefen Seufzer hingeflüsterten Worte: „Ich kann nicht beten.“

Erschöpft legte sich der Jüngling zur Ruhe. Aber auch um Mitternacht, als seine Kamraden in fast betrunkenem Zustande heimkehrten, war noch kein Schlaf über ihn gekommen. „Was kann ich thun um meine sündliche Natur zu überwinden, damit mir die Uebung in der Gottseligkeit und ein heiliger Wandel besser gelinge?“ Ueber diese Frage gingen seine Gedanken hin und her. Es fielen ihm Stellen der heiligen Schrift ein, in denen vom Fasten und Beten die Rede ist. „Ja das fehlt mir noch, fasten will ich, dann wird's auch mit dem Beten besser werden.“ Bei diesem Entschluß blieben die ruhelosen Gedanken stehen, als sich der Schlaf auf die müden Augenlider senkte.

Welch' ein harter Dienst ist doch der Dienst der eignen Gerechtigkeit! Riedel plagte den kaum genesenen Körper wirklich mit Fasten, ein oder mehreremal in der Woche, obgleich ihm doch grade im Gegentheil eine besonders kräftige Kost nothwendig gewesen wäre. — Auch das Knieen bei dem Beten war eine Kasteiung für seine kraftlosen Glieder; trotzdem übte er es halbe Stunden hintereinander, wobei die mit Fleiß auswendig gelernten Gebete hergesagt wurden. Im Gottesdienste fehlte er nie, trotzdem die seichten Moralpredigten seiner dürstenden Seele keine Labung boten. Dabei bemühte er sich fleißig in seiner Arbeit zu sein und suchte vorsichtig sich keines Anstoßes bei seinen Kamraden schuldig zu machen, die aber nur um so eifriger Gelegenheit nahmen den „übergeschnappten Erfurter“ zu verhöhnen. So verlief sein Leben in Liegnitz bis zum Anfange des Septembers 1818.

Um jene Zeit finden wir ihn wieder auf der Wanderschaft und zwar nach Breslau. Mehr als der Spott der Kamraden hatte ihn die innere Unruhe weiter getrieben, in der

er trotz aller seiner Uebungen immer wieder den Zuruf vernahm: „Du bist und bleibst doch in deinen Sünden, ein verlorner Mensch!“ Es drängte ihn zu suchen, ob er nicht irgendwo Menschen finde, denen ein wahrhaft heiliger Wandel gelinge, und die ihm selbst zu einem solchen behilflich werden könnten.

Sein Wunsch sollte erfüllt werden, wenn auch ganz anders als er es erwartete. Nachdem er in Breslau Arbeit gefunden, hörte er bald von einer Gesellschaft eifriger Christen, die sich auch außer den kirchlichen Gottesdiensten zu ihrer Erbauung zu versammeln pflegten. Schüchtern suchte er an einer solchen Versammlung Theil zu nehmen. Man führte ihn freundlich in den einfachen Saal. Die lautlose Stille der schon zahlreich Versammelten machte auf den Neuling einen wunderbaren Eindruck. Die Seufzer, die sich dann und wann vernehmen ließen, „mutheten ihn an mit dem Gedanken: „Hier sind Leute, die dasselbe fühlen wie du, Dann ertönte der Gesang: „Jesus nimmt die Sünder an“. der wie noch kein andrer in die Tiefen seiner Seele griff. Es folgte ein Gebet, von einem schlichten Manne mit ungekünstelten Worten aus dem Herzen gesprochen. (Es war das erste, bei dem sich Riedel unter einer knieenden Versammlung befand.) Darauf ward eine Predigt von Heinrich Schubert vorgelesen, in der in klaren Zügen die Gerechtigkeit aus Gnaden gegenüber der verfehlten Werkgerechtigkeit gezeichnet war. Den Schluß machte wieder ein knieend verrichtetes Gebet, von dem der bisher ruhelose Jüngling in noch nie geahnter Weise erquickt und gestärkt sich erheben konnte.

Von dieser Stunde an begann für ihn ein neues Leben, und jener 22. September ist ihm bis an sein Ende unvergeßlich geblieben. Nun erst ging ihm die Erkenntnis Jesu auf, als des Heilandes der armen Sünder, die sich selbst

nicht helfen können, und er erfuhr diese Hilfe an seiner Seele, der durch die Gnade immer deutlicher das Siegel der Gotteskindschaft aufgeprägt wurde.

Wie wenn der milde Thauwind die Fesseln des Frostes löst, in denen der Erdboden lange gefangen lag, und es keimt und sprießt nun auf den Feldern und Auen, und knospet und grünt in dem kahlen Gezweige der Bäume, daß die Schöpfung bald wieder im Frühlingsschmucke fröhlich prangt, so war Riedels bisher in Furcht und Schrecken sowie in fruchtlosem Ringen und Streben gefangene Seele gelöst von diesem drückenden Bann, und in heiliger Frühlingsluft ging ihm ein neues Leben auf. Im Umgange mit den Gliedern jenes Kreises, deren mildes brüderliches Wesen ihm so wohlthuend war, befestigte sich der Friede seines Herzens, den er in der Gnade des Heilandes gefunden, und nun erst sah er die Wege sein früheres Gelübde zu erfüllen, nicht mit dem Verdienste selbst gewählter Werke, sondern in treuer Hingabe an die Liebe des Herrn, die uns im neuen Gehorsam zu guten Werken treibt.

In jener Zeit war die Sache der Mission in unserm Vaterlande erst sehr wenig bekannt geworden, obgleich für dieselbe in England und Holland schon eine bedeutende Thätigkeit entfaltet wurde. Trotzdem regte sich bei den Stillen im Lande sehr oft der Gedanke an die Millionen von Heiden, die noch im Finstern wandeln. Auch in Breslau wurde öfter um die Rettung derselben gebetet und Riedel stimmte herzlich mit ein. Im Vollgefühle des Heiles, das ihm selbst zu Theil geworden, hätte er Alle, die desselben noch ermangelten, die Unbekehrten in der Christenheit und die ganze Heidenwelt zu dem führen mögen, der Alle selig machen kann. Diesem großen Gedanken gegenüber blieb er sich zwar immer seiner Geringheit bewußt, fühlte es aber als eine heilige Pflicht, jede Gelegenheit wahrzunehmen um dem Herrn

Jesu Seelen zu gewinnen. Der dazu erforderliche Muth fehlte ihm keineswegs. Die Rücksicht auf Formen hinderte ihn nicht. Wenn er jemanden als ein Weltkind erkannte, so nahm er kein Blatt vor den Mund, sondern bat ihn mit dürren Worten sich zu bekehren.

Auf die Heidenwelt wurde jedoch sein Blick ins Besondere durch einen jungen Mann gelenkt, der von Berlin kommend in Breslau sich dem erwähnten Kreise angeschlossen hatte. Derselbe war mit Jänicke und seiner Thätigkeit für die Mission bekannt geworden, und erzählte gern davon. Durch diese Erzählungen wurde in Riedel allmählig der Wunsch erweckt, sich selbst dem Missionsdienste zu weihen. Freilich kam es noch nicht sobald zu einem festen Entschlusse. Es waren weniger die dem Missionar bevorstehenden Gefahren und Entbehrungen, als die Erwägung seiner eignen Untüchtigkeit, der mangelhaften Kenntnisse &c. auch hielt er sich als einen Neuling im Glauben zu solchem hohen Berufe noch nicht geschickt. Dennoch ging ihm immer deutlicher darüber ein Licht auf, daß hier der Weg gehe, auf dem er sein Gelübde, sich ganz dem Dienste des Herrn zu ergeben, am besten würde erfüllen können.

Nach langer, ernstlicher Erwägung im Gebet reifte denn in ihm der Entschluß nach Berlin zu gehen. Zu Anfang des Septembers 1821 verließ er nach dreijährigem Aufenthalt Breslau. Die Fürbitte der dortigen Freunde folgte ihm. Oftmals aber schaute der nun wieder kräftige und rüstig zuschreitende Handwerksbursch zurück um einen wehmüthig-dankbaren Blick zu werfen auf die Stadt in der er die Gesundheit nicht nur des Leibes sondern auch der Seele gefunden.

---

3. Bei Jänicke.

Wer in Berlin hätte in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts den alten Jänicke nicht gekannt? — Mit Innigkeit zeugend von der Liebe des Sünderheilandes, mit heiligem Ernste die verderbte Welt strafend und zur Buße rufend, in wunderbarer Demuth und Selbsthingabe Werke der Barmherzigkeit vollbringend, so ging der treue Prediger der Gerechtigkeit unbeirrt seine Bahn, von Vielen verlacht und verspottet, von Vielen geliebt und verehrt, von Manchen als ein unverstandener Sonderling bewundert. Seine Laufbahn hatte unscheinbar am Webstuhle angefangen. Doch der Prediger der armen böhmischen Gemeinde, der in herzlichster Bescheidenheit alle Ruhmsucht verabscheute, war bald weit und breit ein berühmter Mann geworden. Und mehr als der Ruhm seines Namens wiegen die Früchte seiner Wirksamkeit, die in seltener Kraft und Fülle reiften, so daß man die Spuren ihres Segens nicht blos in jener evangelischen Hauptstadt, sondern auch in manchem fernen Heidenlande, noch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, antrifft. Bei diesen Erwägungen wird man nicht anstehen dürfen zu bekennen: „Das war ein bedeutender Mann!"

Die Erfahrung lehrt vielfach, daß solche Leute grade auf energische Naturen den tiefsten Einfluß ausüben, und an ihnen die willigsten Nachfolger finden. Auf diese Weise läßt sich das Verhältnis Riedels zu Jänicke erklären. Es ist auffallend wie viel Züge aus dem Leben und Wirken Jänickes an dem dieses seines treuen Schülers sich wiederholen, so daß das Bild des einen in manchen Beziehungen sich fast als die Copie des andern ansehen läßt, nur gemalt auf anderm Material und mit andern Farben. Die strenge Erziehung im großelterlichen Hause hatte bei Riedel den Grund zu dem Charakter gelegt, der durch Gottes wunderbare Führungen

weiter gestaltet ward. Durch Jänickes Persönlichkeit aber kam seine Entwicklung zum Abschlusse, und daher blieben an Riedel manche Spuren von dem Gepräge derselben zurück. Nicht so jedoch als ob wir es im weiteren Verlaufe dieser Darstellung nur mit einem sklavischen Nachahmer zu thun hätten. Dazu war Riedel selbst ein viel zu bedeutender Mensch. Aber die Wirkungen der göttlichen Kraft und Gnade, wie sie an jenem treuen Zeugen zu Tage traten, dessen Schüler er nun wurde, zogen den in ihm erwachten Eifer unwillkührlich in ähnliche Bahnen hinein, wie jener sie ging. Trotzdem aber bleibt uns (wovon die nachfolgenden Blätter Zeugnis zu geben haben) Riedel ein ächtes Original. Und dies widerspricht den obigen Bemerkungen nicht: denn nur wer ein rechter Schüler war, kann ein ächter Meister werden.

Es war am 22. September 1821, als der uns wohl bekannte Jüngling die Wilhelmsstraße in Berlin hinabging. Sein Herz klopfte. Er dachte zurück an die wichtige Wendung, die sein Leben, drei Jahr früher, an demselben Tage genommen hatte. Und wieder gingen seine Gedanken auf seine Zukunft, die durch die nahe bevorstehende Entscheidung bestimmt werden sollte entweder für die Schneiderwerkstatt oder für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden. Fast wäre er, in Gedanken versunken, am Hause Nr. 29 vorübergegangen. Doch er merkt', daß er am Ziele ist — noch einmal ein Seufzer: „Herr Jesu, ich bin's nicht werth, mache es, wie's dir beliebt“ und er steigt, festen Schrittes, die Treppe hinauf. Bald steht er vor dem dreiundsiebzigjährigen Greise. Schon der Anblick des Angesichts mit dem milden, freundlich lächelnden Zuge, und den Augen aus denen Liebe leuchtete, mußte herzgewinnend sein. Aber die Unterredung wurde bald zu einem tiefgehenden Examen über den

Herzensstand des Jünglings und zu einer genauen Erwägung der Beweggründe, die ihn zum Eintritt in die Mission führten. Obwohl Riedel nicht schlecht geantwortet, und der alte Jänicke manchmal beifällig genickt hatte, sprach jener zum Schlusse: „Hochehrwürdiger Herr, ich fühle es jetzt mehr als zuvor, wie arm und schwach ich im Glauben bin. Ich tauge doch wohl nicht um im Weinberge des Herrn zu arbeiten.“ „Ich kann Sie nicht abweisen', junger Mann, entgegnete Jänicke, denn ich sehe, der heilige Geist hat sein gutes Werk in Ihrem Herzen. Aber sogleich können Sie nicht in die Missionsschule eintreten, da dieselbe vollständig besetzt ist. Ich rathe Ihnen, für's Erste Arbeit in Ihrem Handwerke hier zu nehmen und ruhig abzuwarten, ob der Herr nicht eine Thüre für Sie aufthun wird.“ Dann nannte er ihm einen Bruder S... und dessen Wohnung, der werde ihm wohl selbst Arbeit geben oder solche bei einem andern Meister verschaffen.

Wenige Tage später befand sich Riedel zum ersten Male in der böhmischen Kirche. Es machte auf ihn einen mächtigen Eindruck, als er die lebenskräftige Predigt des Evangeliums von einer Kanzel vernahm. Sonst hatte er in den Kirchen immer nur jene mit hohlen Phrasen verblümten und mit seichter Moral durchflochtenen, trockenen Rationalisten-Predigten gehört, während die Verkündigung des Heiles in Christo ihm auf den engen Kreis der Konventikel beschränkt geblieben war. Wie jubelte sein Herz, als er hier, vereint mit einer großen Schaar gnadenhungriger Seelen, von einem treuen Hirten auf die Weide des unverfälschten Gotteswortes und zu den erquickenden Lebensbächen desselben geleitet wurde! Hier war auch nichts von der gekünstelten und geschraubten Darstellung, wie sie damals bei vielen Kanzelrednern beliebt war, die ihn immer kalt gelassen, weil sie seinem inneren Wesen zuwiderlief. Wie schlicht und einfach sprach dagegen

der Greis in aller Demuth und Einfalt, sodaß seine Rede hinter dem großen Gegenstande dem sie galt, ganz zurücktrat.

Unverwandten Blickes hatte Riedel freudestrahlend dem Prediger zugehört. Als dieser aber zum Schluß sein Sammtkäppchen von dem kahlen Scheitel nahm und voll wunderbarer Inbrunst ein Gebet sprach, wie jener es nie zuvor gehört, da rollten dem Jüngling, dem sonst nicht leicht die Augen übergingen, die hellen Thränen über die Wangen. „Hier ist gut sein", sprach er bei sich selbst, als er die Kirche verließ, „hier will ich bleiben, auch wenn ich niemals in die Missionsschule aufgenommen werde."

Sein Meister, der auch zu den Frommen gehörte, führte ihn bald in eines der Konventikel, wie sie von den Anhängern Jänickes gehalten wurden. In demselben wurde er schnell heimisch, und als ein treuer Bruder geliebt. Des Montags Abends war er regelmäßig in der Wiederholungspredigt, die im Betsaale des Pfarrhauses gehalten wurde, und in der Jänicke in der kindlichsten Weise seine Predigt vom vorigen Tage durchsprach, indem er oft auch die Zuhörer mit in die Unterredung hineinzog. Ebenso fleißig besuchte Riedel die Bibelstunden, die des Donnerstags daselbst stattfanden. In diesen zeigte sich Jänicke als Meister im schlichten Erzählen erbaulicher Geschichten, die er reichlich in seine Betrachtung verflocht.

Der Missionssache, die unserm Jünglinge bisher noch in sehr unbestimmten Umrissen, wie ein Bild aus weiter Ferne, vorgeschwebt hatte, trat er jetzt näher durch die Mittheilungen der Freunde namentlich über die Arbeiten und Erfolge der Schüler Jänickes, die schon unter den Heiden thätig waren. Auch durch fleißiges Lesen der Zeitschrift der deutschen Christenthumsgesellschaft und später des Barmer Missionsblattes wurde seine Kenntniß dieser Sache mehr und mehr gefördert.

An der Schmach mit der die Welt den frommen Prediger und die, welche sich zu ihm hielten, überschüttete, hat auch Riedel reichlich Theil genommen, und manches Mal ist ihm, wenn er aus dem Hause Wilhelmsstraße 29 kam, von bösen Buben das bekannte „Zirp, zirp"*) nachgerufen worden. — Riedel aber ließ sichs nicht anfechten. Er war froh wie die Schwalbe, die ihr Nest gefunden hat. — Unter diesen Verhältnissen befestigte sich denn immer mehr sein inneres Leben und Jänicke erkannte immer deutlicher, daß der Herr diesen Jüngling zu einem tüchtigen Kämpfer für sein Reich zubereite.

Am 1. Oktober 1822 trat Riedel in die Missionsschule ein, die damals bereits über zweiundzwanzig Jahr bestanden hatte. Sie war die erste in der evangelischen Kirche gewesen, ein rechtes Werk des Glaubens, besonders da die bei der Eröffnung in Aussicht stehenden Geldmittel zum Unterhalt derselben bald darauf verloren gingen, und die ganzen Kosten von den Liebesgaben der Stillen im Lande und dem Ertrage einer Sammlung in Berlin sowie den vom Auslande kommenden Geschenken, gedeckt werden mußten. Erst kurz vor der genannten Zeit hatte der König Friedrich Wilhelm III. der Anstalt ein jährliches Gnadengeschenk von 500 Thlr. ausgesetzt.

*) Verläumderischer Weise wurde vom alten Jänicke erzählt, er habe in einer Himmelfahrtspredigt gesagt, der Herr Jesus sei nicht wie eine Kanonenkugel gen Himmel gefahren, sondern fein sänftiglich, wie eine Lerche, zirp, zirp! Diese boshafte Lüge hat sich so fest eingewurzelt, daß man die Geschichte noch 20 Jahre nach Jänickes Tode von leichtfertigen Spöttern nicht selten erzählen hören konnte.

Viele tüchtige Männer waren bereits aus derselben hervorgegangen, die im Dienste englischer Missionsgesellschaften mit Segen wirkten und unter denen sich Namen finden, wie Nyländer, Albrecht, Schmelen, Rhenius u. a. die unverlöschlich in der Geschichte der evangelischen Mission verzeichnet stehen. Unter den damaligen Zöglingen, (deren Zahl nicht angegeben ist — früher waren es gewöhnlich ihrer sieben, später vielleicht die doppelte Zahl,) befand sich Gützlaff, der im folgenden Jahre nach Holland ging, um im Dienste der Rotterdamer Missionsgesellschaft seine bekannte Laufbahn zu beginnen. Ein andrer, Johann Gottlieb Schwarz, Sohn eines Schuhmachers in Königsberg in Preußen, trat mit Riedel zugleich ein. Beide schlossen bald eine innige Freundschaft, und blieben mit einander ihr ganzes Leben hindurch auf's Engste verbunden.

Früher hatte Jänicke den Unterricht zum großen Theil selbst ertheilt. Damals gestattete ihm seine Kraft bei der vielen Amtsarbeit nur eine geringe Zahl von Stunden in der Missionsschule. Doch unterhielt er mit jedem der jungen Leute einen lebendigen geistlichen Verkehr, der für ihre Entwicklung reichen Segen brachte. Die Unterredungen auf seiner Studirstube, die immer mit einem Gebet auf den Knieen beschlossen wurden, waren wohl ein größeres Bildungsmittel, als der wissenschaftliche Unterricht.

Letzterer wurde jedoch auch keineswegs vernachläßigt. Er erstreckte sich zunächst auf die Realien und die englische Sprache. Später kam die lateinische, die griechische und hebräische dazu. Letztere beide wurden an der heiligen Schrift geübt. Die Schriftauslegung, der Bengels Gnomon zu Grunde lag, wurde fleißig getrieben. Dann erhielten die Zöglinge eine biblische Dogmatik im Zusammenhange, sowie Anleitung im Predigtausarbeiten. Auch wurde Musik und Zeichnen gelehrt. Im letzten Jahre des Kursus wurden

Uebungen im Predigen angestellt und zwar in dem schon erwähnten Saale des Pfarrhauses. Vater Jänicke saß dann gewöhnlich mit dem Konzept unter der Kanzel, und half ein, wenns noch nicht recht gehen wollte.

Außerdem leitete er seine Zöglinge auch zur Seelsorge an und schickte sie zu manchem Kranken zu geistlicher sowie auch leiblicher Hilfeleistung. Im Winter richtete er immer noch seine Suppenanstalt ein; und auch hier suchte er die jungen Männer in der Arbeit der barmherzigen Liebe zu üben; denn sie mußten die Suppe austheilen.

Es war ein reiches Leben und Wirken und Streben im Glauben und in der Liebe, in welches Riedel eingetreten war. Ueber dem Allen stand als Ueberschrift der Name Jesu und „Alles durch ihn und Alles für ihn." —

Fünf Jahre blieb er in der Anstalt, und während derselben befestigte sich mehr und mehr der innere Beruf, dem Herrn zur Bekehrung der Heiden zu dienen. Oft dachte er mit Sehnsucht an die Zeit, da er als Bote des Heils würde hinausgehen können. Auch diese Zeit nahte heran. Sein theurer geistlicher Vater war körperlich immer schwächer geworden und harrte still und friedlich seinem Heimgange entgegen. Es war vielleicht eines der letzten Geschäfte, welches Jänicke besorgte, daß er dem Vorstande der holländischen Missionsgesellschaft auf seine Bitte um zwei Männer für die Mission Riedel und Schwarz vorschlug. Namentlich den ersteren liebte er innigst, und er war es, der den matten Greis in seinen Armen hielt als er unter dem Gesange des Verses:

„Erscheine mir zum Schilde" —

welchen die versammelten christlichen Freunde angestimmt hatten seinen Geist aushauchte. Das war am 21. Juli 1827.

Drei Tage später ging ein Leichenzug die Wilhelmsstraße entlang, wie ihn Berlin nur selten gesehen hat. Vor

dem Sarge, der abwechselnd von 12 Studenten, von 12 Jünglingen der böhmischen Gemeinde und von 12 Missionszöglingen getragen wurde, schritt Riedel einher, auf einem Kissen die heilige Schrift tragend, als bedeutsames Zeichen, wie das nun vollendete Leben und Wirken dem theuren Gottes-Wort gegolten habe.

---

4. Nach Rotterdam.

Am 13. November 1827 hatten Riedel und Schwarz Berlin verlassen. Der Abschied war ihnen nicht leicht geworden, als sie zum letzten Male mit den christlichen Freunden ihre Kniee vor dem Herrn gebeugt hatten. Heiße Segenswünsche folgten ihnen.*) — Die Wege der beiden trennten sich nun auf kurze Zeit, um in Holland wieder zusammenzutreffen. Jeder suchte noch einmal seine irdische Heimath auf um ihr auf immer Lebewohl zu sagen. Riedel blieb einige Wochen in Erfurt. Für seine Mutter war es eine große Freude, den Sohn, nach zehnjähriger Abwesenheit wieder zu sehen. Ob er die Großeltern noch am Leben traf, ist in unsern Quellen nicht erwähnt. Eine Schwester, (wahrscheinlich Juditha) war mit seinem alten Freunde und Reisegefährten Fils verheirathet. Auch ein paar Brüder von ihm, deren einer ein Färber, lebten in Erfurt. In diesem Familienkreise, in dem er die eignen Herzenserfahrungen

*) Von Einigen waren dieselben auch in Verse gefaßt. Es liegen dem Verfasser mehrere dieser poetischen Ergüsse vor, wohlgemeint, aber in mangelhafter Form. Sie stammen aus schlichten Berliner Bürgerhäusern.

möglichst nutzbar zu machen suchte, verlebte er noch das heilige Weihnachtsfest und saß zum letzten Male in der Kaufmannskirche, da wo er so oft als Kind neben dem Großvater gesessen hatte. Am dritten Festtage trat er die Reise nach Holland an.

Von Erfurt nach Rotterdam zu reisen, war damals keine kleine Sache, besonders in der Winterszeit. Oft wollte die Postkutsche in dem zusammengetriebenen Schnee kaum vorwärts, trotzdem der Postillon derb auf die Pferde einhieb und dabei manchen Fluch ausstieß. Wenn Riedel dies hörte, so unterließ er nicht, obgleich er mit den übrigen Passagieren drinnen vor Frost klapperte, das mit Eisblumen bedeckte Wagenfenster ein wenig zu öffnen, und herauszurufen: „Hört' mal Schwager, das Fluchen müßt Ihr aber unterwegs lassen, wenn Ihr nicht in die Hölle fahren wollt." Das gab denn einem oder dem andern Mitreisenden Veranlassung eine spöttische Bemerkung zu machen, an die sich wohl ein weiteres Gespräch anschloß. Entweder siegte bei demselben scheinbar die Spottlust, und Riedel trug auch hier den Orden der Schmach des Herrn, von dem der alte Jänicke so oft geredet hatte. Oder es siegte die Neugier der Reisegesellschaft, die gern von den fernen Heidenländern etwas hören wollte, welche das Ziel dieses sonderbaren Reisegefährten bildeten.

Auf solcher langwierigen Reise mußte eine mehrtägige Rast im Wupperthale wohl erquickend sein. Hier befand sich ein Kreis eifriger Missionsfreunde, die mit Vater Jänicke im regen Briefwechsel gestanden und seine Missionsschule mit bedeutenden Summen unterstützt hatten. Der Weg seiner Zöglinge, wenn sie nach England oder Holland gingen, richtete sich daher fast immer zunächst auf diesen Lichtpunkt des damals noch so spärlichen Missionslebens in unserm Vaterlande. Zwei Jahre früher war in Barmen die Missions=

schule in's Leben gerufen und schon bahnte sich die Vereinigung verschiedener kleinerer Vereine zu einer kräftigen Missionsgesellschaft an, zur Uebernahme eigner Arbeitsfelder unter den Heiden. — Es waren gesegnete Tage, die Riedel dort in der Gemeinschaft der Brüder verlebte. Manches Neue und Lehrreiche trat ihm hier entgegen; auch wurden ihm nützliche Winke für die weitere Reise gegeben, wie er denn auch eine Empfehlung an Freunde in Wesel erhielt, bei denen er abermals die kalte Reise unterbrach.

Dem Thüringer war es sonderbar, wie die Sprache, die er um sich hörte, immer mehr von den bekannten Lauten sich entfernte; und als auf der Fahrt von Emmerich nach Arnheim eine ganz holländische Unterhaltung geführt wurde, war ihm wohl zu Muthe, als träte er schon in's Missionsfeld ein, dessen Sprachschwierigkeiten er schon oft ernstlich erwogen hatte. Muthig versuchte er die bereits gelernten holländischen Ausdrücke und Redensarten und war hocherfreut, als es verstanden wurde. Seine Frage nach einem „Gasthuis"*) in Arnheim, rief jedoch bei der Reisegesellschaft theils so verdutzte Gesichter, theils solche Heiterkeit hervor, daß er es für gerathener hielt, die freundliche Hilfe eines Herrn, der Hochdeutsch sprach, anzunehmen.

Der nächste Aufenthalt war in Zeyst. Riedel hatte ja in Berlin viele Bekannte unter der Brüdergemeinde gehabt. Von ihnen waren ihm Empfehlungen an einige deutsche Brüder in der Zeyster Gemeinde mitgegeben, bei denen er wiederum einige Tage Rast machte. Auch hier hatte bald die Liebe zu dem einen Herrn die Herzen nahe gebracht. Die Einführung in die holländischen Zustände, die ihm hier zu Theil ward, kam ihm für die nächste Zeit sehr zu statten.

Nun ging's noch 2 Tage durch das holländische Flach-

*) Gasthuis bedeutet nicht Gasthaus sondern Hospital.

land mit seinen vielen Kanälen, (auf denen hie und da sich ein paar flinke Schlittschuhläufer zeigten) mit seinen von Wohlstand zeugenden Dörfern, in denen sich unser Reisende oft umschaute, in der Meinung hier müsse eine bedeutende Stadt sein, mit den schönen, in dieser Jahreszeit verlassenen Landhäusern ꝛc. Endlich tauchten aus der Ferne die Thürme von Rotterdam auf, und das langersehnte Reiseziel wurde erreicht.

„Gott sei Dank,“ dachte Riedel, als er durch die Goudsche Poort einfuhr, „wieder einen Schritt näher zu dem herrlichen Ziele!“

Die niederländische Missionsgesellschaft ist die älteste unter denen des europäischen Kontinents. Im Jahre 1797 war sie besonders durch die Bemühungen des berühmten Dr. van der Kemp in's Leben gerufen, lehnte ihre Wirksamkeit zunächst jedoch an die, zwei Jahre länger bestehende Londoner Gesellschaft an, wie denn auch jener, in Verbindung mit der letzteren, als Missionar nach Südafrika ging. Einen weitern Schritt der Entwicklung that die niederländische Gesellschaft durch Errichtung der Missionsschule in Berkel, nicht weit von Rotterdam, dessen Geistlicher S. Kam, Bruder des später zu erwähnenden Missionars, die Leitung übernahm (1816). Aber auch die dort ausgebildeten Zöglinge wurden auswärtigen Missionsgesellschaften zugewiesen. Erst einige Jahre später (1819) fing die genannte Gesellschaft an eigne Missionen in den niederländischen Besitzungen in Indien zu errichten, da die Kolonial-Regierung fremden Missionaren die Arbeit immer mehr erschwerte. — Die genannte Missionsschule war im Jahre 1823 (21?) eingegangen. Von da ab wurden die jungen Leute, welche sich dem Mis-

sionswerke widmen wollten, an verschiedenen Orten ausgebildet, wo sie sich grade befanden. Da dies jedoch seine Schwierigkeiten hatte, so suchte der Vorstand, dessen Sitz in Rotterdam war, nach solchen Leuten, die bereits eine bestimmte Ausbildung für den Missionsberuf empfangen hatten, und die sich dann in jener Stadt noch längere Zeit zu ihrer weiteren Vorbereitung aufhalten mußten, namentlich um mit den holländischen Verhältnissen näher bekannt zu werden und die holländische Sprache zu erlernen.

So waren denn auch Riedel und Schwarz von dem Vorstande zunächst zu einer solchen Vorbereitung berufen worden, mit der Weisung sich bei einem Mitgliede desselben, Herrn Ledeboer zu melden, und von ihm die weiteren Anordnungen in Empfang zu nehmen.

Die Aufnahme bei demselben war freundlich und herzlich. Auch hier zeigte es sich, wie der lebendige Glaube alle Unterschiede, der Nationalität, des Standes und wie sie weiter heißen mögen, als Geringfügigkeiten überwindet, und die Herzen einander alsbald näher bringt, als ein langjähriger Umgang in weltlichen Beziehungen. Ebenso schnell befreundete sich Riedel mit der Familie, bei welcher ihm und seinem bald nachfolgenden Bruder Schwarz die Wohnung angewiesen wurde. Es war der Spiegelmacher Oudshoff, ein schlichter frommer Mann mit gleichgesinnter Gattin, bei dem man die beiden Deutschen einquartierte. Die 2 Töchter, welche späterhin sich beide mit Missionaren verheirathet haben, waren damals noch zu Hause. Hier fühlten sich die Brüder bald heimisch, so fremd ihnen auch die ganze Umgebung zunächst vorkam. Das schmale hohe Giebelhaus mit seinem engen Flur, das große Fenster, das man in die Höhe schiebt, um es zu öffnen, das Hinterzimmer mit Oberlicht, das Kaminfeuer anstatt des Kachelofens und hundert andre Dinge waren ihnen neu und unbekannt. Und nun erst draußen das

rührige Leben und Treiben der geschäftigen Stadt, mit ihren vielen Kanälen und Brücken, die lange Reihe der großen Seeschiffe an den Boompjes,*) die fremdartigen Rufe der Verkäufer auf den sauber gehaltenen Straßen — überall fanden sie sich gleichsam in eine neue Welt versetzt.

Auch bei dem ersten Besuch der Kirche gab es viel zu verwundern. Daß die Männer in's Gotteshaus eintraten mit dem Hut auf dem Kopfe, wollte unsern Freunden doch gar nicht schicklich vorkommen. Vergeblich sahen sie sich nach dem Altar und der Orgel um, und wie sonderbar kam ihnen die äußere Form der Feier des heil. Abendmahls vor, bei der die Kommunikanten sich um einen gewöhnlichen, mit weißem Tafeltuche gedeckten Tisch sammelten und jeder von dem herumgegebenen Brode nahm und aus dem von Hand zu Hand gereichten Kelche trank.

Es ist charakteristisch für das erwachte christliche Leben in der evangelischen Kirche während der ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts, daß es sich weit über alle confessionelle Schranken erhob. Man fragte nicht, ob lutherisch oder reformirt, sondern ob wiedergeboren oder Weltkind? Dem Herrn Jesu wollte man dienen; die äußeren Formen blieben dabei gleichgiltig, und selbst die trennenden Unterschiede der Lehre traten gegen den Kern der großen Heilswahrheit ganz in den Hintergrund. Insbesondere war die Missionssache frei von allem Nachdruck, der auf die Konfession hätte gelegt werden können. In diesem Sinne waren alle Zöglinge des Vater Jänicke für ihren Beruf ausgebildet. Daher fügten sich denn auch Riedel und Schwarz, die beide aus lutherischen Kreisen stammten, bald in die Formen ihrer reformirten, neuen Umgebung, um so mehr, da ihnen der frische Hauch lebendigen Glaubens aus denselben entgegenwehte,

*) So heißt der Anlegeplatz am Ufer der Maas.

den sie in den lutherischen Formen oft vergebens gesucht hatten.

Mit allem Eifer machten sich die Beiden nun an die Erlernung der holländischen Sprache; auch das Englische wurde nebenher weiter getrieben. Die erstere wurde ihnen bald für den täglichen Gebrauch geläufig, da sie im Hause ihres Wirthes genöthigt waren sich derselben ausschließlich zu bedienen. Manches Mißverständnis mag dabei zuerst vorgekommen sein, da viele holländische Wörter einen ganz anderen Sinn als die entsprechenden hochdeutschen haben. Der brave Oudshoff hat wohl bedenklich den Kopf geschüttelt, als Riedel „blos ein wenig spatzieren gehen wollte" und diese Worte ziemlich buchstäblich ins holländische übertrug.*) Dagegen konnten sich die sonst so ernsthaften Brüder bei einigen Ausdrücken, die im Gespräche vorkamen, kaum des Lachens enthalten, wodurch ihre Hausgenossen beinahe an ihnen irre geworden wären. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden durch die Gemeinschaft im Glauben überwunden, indem man den Fremdlingen mit sanftmüthigem Geiste zurecht half. Ebenso die Unbekanntschaft mit mancher Landessitte, wie etwa der außerordentlichen Sauberkeit, gegen die Riedel anfangs, wenn er seine Pfeife ausklopfte, manchmal verstoßen hatte.

In dieser Zeit schlossen sich die beiden angehenden Missionare womöglich noch inniger als zuvor einander an. Beide erscheinen von da an in ihrem ganzen weiteren Leben und Wirken nahe mit einander verbunden. Nach ihren Gaben und ihrem Temperamente wichen sie wohl mannigfach von einander ab: Schwarz, eine milde feine Johannes-Seele, Riedel eine feurige, derbe Petrus-Natur. Auch in dem äußeren Benehmen trat dieser Unterschied zu Tage. Ein

*) Bloot bedeutet: nackt.

Vorfall aus dem Aufenthalt in Rotterdam der von dem Ersteren mitgetheilt wurde, ist recht charakteristisch. Beide trafen einst einen ihnen noch völlig fremden Herren, den Riedel gleich ohne weiteres mit der Frage anredet: „Haben Sie den Herrn Jesum lieb?“ „Aber Riedel, das ist doch rücksichtslos, wenn man so mit der Thür in's Haus fällt!“ sagte ihm nachher der Gefährte. „Ach mit den vielen Rücksichten wird für's Reich Gottes nichts ausgerichtet,“ war die Antwort.

So hat er Manchen vor den Kopf gestoßen, während er sonst auch wieder gelegentlich verschlossen und wie eigensinnig erscheinen konnte. Dennoch fand er in Holland viele Freunde. Auch die Herrn vom Vorstande der Missionsgesellschaft gewannen ein immer festeres Vertrauen zu den beiden jungen Leuten, mit der guten Zuversicht, daß sie tüchtige, treue Arbeiter auf dem Felde der Mission sein würden. Dies waren die Resultate der Prüfungen, mit denen eine besondere Kommission betraut war.

Schneller als Riedel mit seinem heißen Verlangen, unter den Heiden zu arbeiten, es gedacht hatte, verfloß die Zeit in Rotterdam. Anderthalb Jahre hatte er mit seinem Gefährten daselbst zugebracht, und fleißig gearbeitet, nicht blos sprachlich sondern auch theologisch. Dazu wurden sie von mehreren Lehrern, wohl meistens Geistlichen, in regelmäßigem Unterricht angeleitet. Ihre Bildung überhaupt wurde hier noch sehr wesentlich gefördert. Es ist wunderbar wie Missionare bei ähnlicher Laufbahn, obgleich ihnen anfänglich jede gründlichere Vorbildung gefehlt, durch solch' ein doppeltes Studium in verschiedenen Ländern auf eine Stufe der Bildung gekommen sind, wie man sie kaum hätte erwarten sollen! Auch in diesem Falle möchte Niemand aus ihren späteren in gutem Holländisch geschriebenen Briefen die ehemaligen Schuster und Schneider zu erkennen im Stande sein.

Der Juli des Jahres 1829 ging zu Ende, als die erwähnte Kommission die Ausbildung der Zöglinge für soweit gediehen erklärte, daß ihre Aussendung stattfinden könne. Sie wurden daher und zwar mit einem dritten, einem Holländer Namens Doudes der Kommission für Angelegenheiten der protestantischen Kirche in Niederlands Indien zur Prüfung, resp. Ordination empfohlen. Jene wurde auf den 21. September angesetzt.

Als Arbeitsfeld für den letztgenannten Kandidaten war Timor bestimmt, wohin, wie anfänglich beabsichtigt wurde, auch Riedel und Schwarz gehen sollten. Inzwischen waren jedoch so gewichtige Bitten des Missionars Kam eingegangen, bezüglich einer auf Celebes, und zwar dem nördlichsten Theile dieser Insel, zu errichtenden Mission, daß man zur Erfüllung dieser Bitten, die sogar vom Gouverneur der Molukken unterstützt wurden, die Bestimmung der beiden deutschen Brüder veränderte.

Am genannten Tage standen die Kandidaten nicht ohne eine gewisse Bangigkeit vor der gestrengen Prüfungs-Kommission im Haag. Doch das Examen wurde zur vollen Zufriedenheit bestanden, und wahrscheinlich fand am folgenden Tage, (dem nun durch ein drittes Ereigniß für Riedel so wichtigen 22. September) sogleich die Ordination statt. Mit Lob und Dank im Herzen kehrten die Brüder nach Rotterdam zurück, begrüßt von den Freunden, die gewiß mit ihnen ihre Kniee vor dem Herrn gebeugt und ihn gemeinschaftlich für die, seinen Dienern gewährte Durchhilfe gepriesen haben werden.

Am 5. Oktober erschienen sie dann vor dem versammelten Vorstande. Zuvor war ihnen ihre Instruktion zugefertigt worden.*) Der Vorsitzende begrüßte sie mit dem Aus-

*) Leider befindet sich keine Abschrift derselben bei den Acten.

druck der Freude über den günstigen Erfolg des Examens und richtete an sie die feierliche Frage, ob sie nunmehr bei ihrem Vorsatze zu den Heiden zu gehen und das Evangelium zu verkündigen verbleiben wollten. Mit bewegtem Herzen erklärten sie, daß sie der Predigt des Evangeliums unter den Heiden ihr ganzes Leben widmen wollten und dem Tage ihrer Abreise nach dem bestimmten Arbeitsfelde mit Freuden entgegensähen. Zugleich bezeugten sie ihre Zustimmung zur Instruktion und versprachen dieselbe treulich zu befolgen.

Am Abende desselben Tages wurde die monatliche Missionsbetstunde, wie sie schon seit langer Zeit durch die Gesellschaft eingerichtet war abgehalten. In derselben erschienen die 3 neuen „Sendelinge“*) vor der versammelten Missionsgemeinde. Nachdem wie gewöhnlich ein Abschnitt des Monatsberichtes mit Mittheilungen aus der Heidenwelt vorgelesen worden war, wurden jene durch den Prediger Oort zu ihrem nunmehrigen Berufe feierlich eingesegnet. Die vorangeschickte Ansprache schloß sich an den Spruch an: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt“, und zeigte die Wichtigkeit der Missionsarbeit, in der sie nun auch mit der That beweisen sollten, daß sie den Herrn herzlich lieb hätten. Hierauf wurde jedem der Brüder durch Herrn de Vlies unter passenden Worten eine Bibel überreicht. Mit Gesang und einem herzbewegenden kindlich gläubigen Gebet des erstgenannten Predigers schloß die erhebende Feier.

Die Abreise wurde jedoch noch einige Wochen verzögert, da sich keine passende Schiffsgelegenheit gefunden hatte. Am 30. Oktober folgte der Abschied von dem versammelten Vorstande und nach abermals drei erwartungsvoll durchbrachten Wochen schieden die Brüder von den lieben Wirthsleuten und dem Freundeskreise in Rotterdam. Manches Auge

*) Zendeling = Missionar.

schaute, von Thränen feucht, der stattlichen Bark, „de jonge Adriana,“ nach, wie sie den breiten Strom hinabgleitend die Heidenboten hinwegtrug. Am 23. November passirte dieselbe Hellevoetsluis. Ein günstiger Wind blähte die Segel. Mit Wehmuth und doch voll Lob und Preis riefen die Reisenden dem vaterländischen Welttheile, der bald vor ihren Augen entschwand, das letzte Lebewohl zu.

---

5. Auf Java.

Wir überschlagen die Seereise mit ihren Mühseligkeiten und Beschwerden, da uns über dieselbe keine näheren Mittheilungen aufbehalten sind. Wir wissen nur, daß sie außerordentlich schnell von Statten ging, denn bereits nach nicht vollen 2 Monaten lag das Schiff auf der Rhede von Batavia vor Anker. Am 19. Januar betraten die Brüder zum ersten Male indischen Boden.

Ein neues Leben durchdringt den erschöpften Passagier, wenn er nach langer Seefahrt plötzlich in die Herrlichkeiten eines Tropenlandes schaut. Das Land, das er verließ, war eben im Begriff das Winterkleid anzulegen, und jetzt ist es vollends in den eisigen Fesseln gefangen. Hier aber tritt man in den ewigen Sommer ein, mit seiner stetigen Blüthenpracht und der üppigen Fülle seines Pflanzenwuchses. Da ist dann alles Schwere vergessen. Von der Seekrankheit geplagt schaute man vorher Alles mißmuthig und theilnahmlos an; ja selbst die glaubensmuthige Seele wollte unter dem Druck des leiblichen Zustandes fast verzagen. Nun aber, sobald der Fuß den festen Boden betritt, sind die trüben Wolken, die den Geist umhüllten, gewichen, man ist wieder heiter und fröhlich, wie der azurne Himmel, welcher sich

hier über die Schöpfung wölbt, und freudig staunend blickt man sich um in der neuen Welt, in die man so plötzlich versetzt ist.

Bei unsern Reisenden aber kam noch eine andere Freude hinzu, als sie den indischen Boden betraten. Sie priesen Gott, der sie in Gnaden hinübergeführt auf das Feld, auf dem sie zu seiner Ehre arbeiten sollten.

Ja mit welchen Gefühlen mag Riedel das Völkergemisch Javas angeschaut haben? Die gelben Javanen, die braunen Malaien*) und zwischen ihnen hier und da manchen Chinesen. Lauter Heiden, (denn, daß die erstgenannten Muhammedaner sind, zog er wohl nicht in Rechnung, wie es in Wirklichkeit auch nichts austrägt, da sie wesentlich über das Heidenthum nicht hinausgekommen); lauter Menschen die den Heiland ihrer Seele nicht kennen und von seiner Liebe nichts wissen. Ich glaube, wenn ihn nicht das bunte Gewirr der durcheinanderklingenden, fremdartigen Laute belehrt hätte, daß er nicht verstanden werde, so hätte er wohl sofort den Versuch gemacht ihnen zu sagen, daß sie den Herrn Jesum lieb haben müßten.

In Batavia bestand ein Hilfsverein der Rotterdamer Missionsgesellschaft. Der bei diesem betheiligte Prediger Busch empfing die Brüder zunächst; bald aber nahmen sie ihren Aufenthalt bei dem Missionar Medhurst, der in dem nahegelegenen Weltevreeden wohnte. Dieser unermüdliche Mann, ausgesandt von der Londoner Missionsgesellschaft, war seit 1821 auf Java thätig, hatte auf mehrfachen Missionsreisen die ganze Insel durchzogen, viele Bücher in die

*) Die Malaien, eine wahrscheinlich ursprünglich von Sumatra stammende Völkerschaft, hat sich über die sämmtlichen Küstenländer des indischen Archipels verbreitet. Ihre Sprache wird dort überall verstanden und gesprochen und bildet die **lingua franca** jener Inseln.

Landessprache, sowie in das Malaiische, übersetzt und verbreitet, und einen kleinen Kreis bekehrter Javanen, Malaien und Chinesen um sich gesammelt.

Hier bekamen die jungen Missionare sogleich einen Einblick in die Schwierigkeiten des Missionswerkes, durch den ihnen manche ihrer früheren Illusionen zerstört wurden. Solche Erfahrungen werden fast keinem Boten des Evangeliums erspart. Die Missionsfreunde in der Heimath sehen das Werk mehr oder weniger in einem idealen Lichte an, bei welchem die wirklichen Zustände der Heidenländer außer Rechnung bleiben. Einzelne hervorragende Wirkungen der Predigt, wie sie in den Bekehrungsgeschichten berichtet werden, überträgt man oft auf die Gesammtheit derer, denen das Evangelium verkündigt wird und überschätzt damit die quantitativen Erfolge. Aber auch qualitativ faßt man oft die erfreulichen Züge, die von Bekehrten gemeldet werden, als Proben eines gleichmäßig durchgebildeten christlichen Charakters. Aber fast überall giebt es unter den bekehrten Heiden, neben einzelnen trefflichen Spuren christlichen Lebens, manche Reste des heidnischen Sauerteiges, von denen wir uns, ohne eingehendere Bekanntschaft mit den Verhältnissen, oft kaum eine Vorstellung machen können. In jener Zeit waren diese Verhältnisse bei den Missionsfreunden der Heimath noch viel weniger bekannt als jetzt. Daher die hinausgehenden Missionare nicht selten recht starke Enttäuschungen durchzumachen hatten.

Grade auf Java lernten Riedel und Schwarz nun zuerst eines der allerschwierigsten Missionsfelder kennen. Der Muhammedanismus hat dort seit Jahrhunderten die festesten Wurzeln geschlagen und die Politik der Holländer hatte stets, den Fanatismus fürchtend, alle christlichen Einflüsse eher fern gehalten als begünstigt. Erst in der Zeit, als die Insel sich unter englischer Herrschaft befand (1811—15), war eine

wirkliche Missionsarbeit auf Java begonnen, die aber unter diesen Umständen auf einen sehr harten Boden treffen mußte. Vielfach erwiesen sich die Chinesen, die auf den meisten Hauptplätzen Javas in ansehnlichen Kolonien vorhanden sind, verhältnißmäßig am zugänglichsten für die Heilsbotschaft, doch war auch grade von dieser Seite der Predigt oft sehr starke und bedrohliche Feindschaft entgegengetreten. Dennoch hatte Medhurst nicht umsonst gearbeitet, trotz der argwöhnischen Stellung der Kolonialregierung, die sogar den Druck des javanischen Neuen Testamentes, das er übersetzt, verhinderte. Durch diesen erfahrenen Missionsmann wurden also die neuen Ankömmlinge, in sehr förderlicher Weise, in die Sache eingeführt. Wenn sie auch manche ihrer bisherigen Ansichten berichtigen mußten, so wurde doch dadurch ihr Muth und ihre Freudigkeit keineswegs gedämpft. Vielmehr stählte sich nur noch namentlich Riedels Eifer an der Betrachtung der bisher unbekannten Schwierigkeiten.

Der Aufenthalt bei Medhurst erschien den Brüdern wahrscheinlich so gewinnbringend, daß sie denselben länger, als dies früher bestimmt worden war, ausdehnten. Unter seiner Anleitung machten sie sich frisch an die Erlernung der malaiischen Sprache. Gewiß haben sie ihn oft in seiner missionirenden Thätigkeit beobachtet und mit ihm über das dabei einzuschlagende Verfahren gesprochen. Zuweilen werden sie ihn auch nach dem eine Meile entfernten Depok begleitet haben, wo eine Christengemeinde seit dem vorigen Jahrhundert besteht, deren Väter bei Freilassung aus der Sklaverei das Christenthum angenommen hatten. Hier war jedoch, trotz der äußeren christlichen Formen, ebenso harte Arbeit, wie bei Heiden und Muhammedanern.

Erst am 10. Juli gingen die jungen Missionare weiter nach Surabaya, dem Hauptplatze im Osten der Insel, wohin sie sich nach dem ursprünglichen Plane bald nach ihrer

Ankunft hatten begeben sollen, da dort das Leben weniger kostspielig war, als in Batavia. In Surabaya nahmen sie ohne Zweifel ihre Wohnung bei dem originellen Uhrmacher Emde, einem gebornen Waldecker, der ja mehrere Jahrzehnte hindurch der Herbergsvater für alle Missionare war, die dieses Weges kamen.*) Mitten in der großen Stadt, in der neben den Malaien, Javanen und Chinesen viel ungläubige Namenchristen wohnten, war er mit wenigen Freunden der erste, der durch die Predigt des Missionars Kam, bei einem längeren Aufenthalt desselben, erweckt worden war. Darauf wurde er zum Stundenhalter und sammelte in sein Konventikel zunächst einige Europäer sowie in größerer Zahl die malaiisch redenden Lipplappen;**) später aber begann er eine förmliche Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen, um so mehr als seine Frau eine Javanin war. Seine Bemühungen blieben freilich lange scheinbar vergeblich, bis sie nach Jahren doch noch unerwartet reichliche Früchte gebracht haben. Emde hatte ein eignes Häuschen an dem Ufer des Kali Mas, der durch Surabaya fließt. Die oberen Stübchen hatte er eigends zur Aufnahme der Missionare eingerichtet, die hier gewöhnlich längere Zeit auf Schiffsgelegenheit zur Weiterreise warten mußten. Er nannte sie seine „Prophetenstübchen". In denselben werden denn auch die Brüder, die wir hierher begleiteten, während ihres Aufenthaltes, der sich auf ein Vierteljahr ausdehnte, freundliche Aufnahme gefunden haben.

---

*) Man vergleiche das treffliche Bild, das Wallmann in seinem Buche: Leiden und Freuden rheinischer Missionare (2. Aufl. Halle, 1862) von diesem Manne gezeichnet hat.

**) So heißen die Nachkommen von Europäern und inländischen Frauen, die sich meistens, wenn auch ganz äußerlich, als Christen betrachten.

Emde und Riedel waren ein paar Naturen die ganz zusammenstimmten. Wie wird Letzterer sich über die freimüthige Weise gefreut haben, in der der alte Uhrmacher jede Gelegenheit benutzte um Zeugniß für die Wahrheit des Evangeliums abzulegen. Da sitzt er bei ihm zwischen seinen Patienten, wie jener die zu reparirenden Uhren nannte. Ein Offizier bringt die seinige dazu, mit der Aeußerung: „sie ist verteufelt schmutzig". „Ja mein Herr", antwortet Vater Emde ruhig, die Uhr will ich Ihnen wohl rein machen, wenn ich's nur auch mit Ihrem Herzen könnte, das vielleicht noch schmutziger ist." Und nun war er bei seinem Texte und legte dem sichtlich betroffenen Herrn in schlichten Worten das Eine, was noth ist, dar.

Ein ander Mal begleiten die Freunde den Alten auf den Markt. Da ist ein buntes Gedränge verschiedenartiger Menschen in ihren seltsamen Trachten. Da giebt es Manches zu bewundern und zu fragen von den unbekannten Waaren und Früchten die dort feilgehalten werden. Vater Emde aber hatte die Tasche voll javanischer Traktate, die er mit Hilfe seiner Frau und Tochter übersetzt und auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Hier und da vertheilt er solche Schriftchen oder Zettel mit Bibelsprüchen und fügte die Bitte hinzu, daß diejenigen, die malaiisch verständen, des Abends in das Pandoppo kommen sollten; da würden sie noch mehr über die wichtige Sache hören.*)

Abends also war malaiische Betstunde in dem Pandoppo. Das ist ein offner Schuppen mit Blätterdach, dessen Seiten mit vorgehängten Matten geschlossen werden können. Wie wurde dem Bruder Riedel doch zu Muthe, als er hier sich

---

*) Sonst klebte er auch javanische Sprüche in großen Buchstaben an Häuser und Zäune, da wo sie besonders in die Augen fallen mußten.

in einer Versammlung befand, die ihn lebhaft in die Erbauungsstunden von Breslau und Berlin zurückversetzte! Freilich die ganze Umgebung, wie anders! Da schaut er durch die offne Seitenwand auf die Bananenbüsche mit den mächtigen breiten Blättern und auf die schlanken Palmenstämme. Da sieht er die gelblichen, gebräunten Gesichter vor sich und hört die meist noch unverständlichen Laute der malaiischen Sprache. Aber die Spuren innerer Bewegung, in der die Seelen um ihrer höchsten Angelegenheiten willen ergriffen sind, die Seufzer und Thränen, die die Gebete begleiten, sind hier dieselben, wie er sie so oft in der fernen Heimath bemerkte. — Noch heimischer fühlte er sich in den holländischen Erbauungsstunden, in denen eine kleine Anzahl von Freunden sich bald bei Emde, bald in einem andern Hause vereinigte.

Von dem Hohn und Spott, mit dem die Welt die Frommen verfolgt, konnte er hier auch manches Pröbchen sehen. Wenn sie bei Emdes beteten, erhob sich vor dem Hause zuweilen ein satanisches Geheul. Die Thür wurde mit Koth beworfen ꝛc. Die Ruhe aber, mit welcher der Alte das alles hinnahm, war für die jungen Missionare stärkend und erquickend.

Hätte Riedel nicht seine Bestimmung nach Celebes gehabt, so wäre er vielleicht gerne bei Vater Emde geblieben. Nun aber mußte es weiter gehen. Eine Schiffsgelegenheit nach Amboina war gefunden. Der Tag des Abschieds nahte. Zuvor aber trennten sich die deutschen Brüder von ihrem holländischen Gefährten, der schon früher nach Timor abreiste. Fast beneideten sie denselben (wenn überhaupt hier von Neid die Rede sein kann). Auf Timor war nämlich damals die Mission unter Le Bruin und Terlinden im blühendsten Zustande. Auf Celebes dagegen durfte man damals nicht vielmehr als einen schweren Anfang erwarten.

Doch wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Das nördliche Celebes ist jetzt ein Stern erster Größe unter den Missionsgebieten, während Timor mit getäuschten Hoffnungen in den Hintergrund getreten ist!

Am 19. Oktober nahmen denn auch die beiden deutschen Landsleute Abschied, nachdem am Abend zuvor die versammelten Freunde sie in herzlichem Gebete dem Schutz und Schirm des gnädigen, reichen Herrn befohlen hatten. Frau Emde und ihre Tochter Wilhelmine packten am frühen Morgen ein paar Körbchen mit Pisang und Mango*) zur Erquickung für die Reisenden, welche der Vater bis nach dem, eine kleine halbe Meile von Surabaya entfernten Grissee, dem Anlegeplatz der Schiffe geleitete. Der Alte sprach den Segen über seine jungen Freunde, als diese in das Boot stiegen, und ging in fürbittende Betrachtungen versunken, heim in seine Werkstatt.**)

---

*) Ersteres die Frucht der Banane, an Gestalt einer Gurke ähnlich, mit schönem aromatischem Fleische unter der lederartigen Schale; Letzteres eine Steinfrucht, wohl die köstlichste unter den indischen Früchten.

**) Etwa 10 Jahre später entstand in Folge der Wirksamkeit dieses originellen Mannes in der Nähe von Surabaya eine tiefgehende Bewegung unter den Javanen, aus der die bedeutendste der Missionen auf Java ihren Ursprung nahm. Auch die erwähnte Tochter Wilhelmine hatte an der Ausbreitung des Evangeliums thätigen Antheil, und wurde von der Rotterdamer Missionsgesellschaft förmlich in Dienst genommen. Nach einigen Jahren zählten die Bekehrten schon nach Hunderten. Später hatte der Missionar Jellesma hier sein Werk, der die Seelenzahl der Gemeinden bis über 2000 brachte. Sein Name verdient eine rühmliche Stelle in der Missionsgeschichte.

6. Wartezeit in Amboina.

Die Reise ging zunächst längs der Küste der benachbarten Insel Madura hin. Bei der Hauptstadt derselben, Sumanap, legte das Schiff an und verweilte dort 5 Tage. Riedel und Schwarz nahmen diese Gelegenheit wahr, sich dem Sultan vorstellen zu lassen, der sie in seinem Palast freundlich empfing. „Er ist ein Mann, schreibt Schwarz, der verständig vom Christenthum denkt, und davon sehr höflich sprach. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, daß ein Missionar in Sumanap viel Zugang finden würde unter den Maduresen sowohl, als auch unter den Christen, die fast ganz von religiöser Leitung entblößt sind, da jährlich nur ein Mal ein Prediger aus Surabaya sie besucht. Der Sultan konnte uns viel von Menado erzählen, besonders über den Zustand des Christenthums daselbst, daß wir uns nicht wenig verwunderten. Er wünschte uns schließlich guten Erfolg für die bevorstehende Arbeit.“

Bis jetzt hat Madura keinen Missionar gefunden, wie noch viele andre Plätze auf den Inseln des Archipels, die vielleicht noch mit größerem Rechte auf einen solchen warten.

Die weitere Fahrt war sehr ungünstig. Widrige Winde verzögerten sie, und bei der stürmischen Witterung hatten die Brüder viel zu leiden. Am dreißigsten November endlich tauchten die Gipfel von Amboina aus den Fluthen auf. In einem alten Lehrbuche der Geographie war gesagt, von dieser Insel wehe der Gewürznelkenduft dem schmachtenden Schiffer schon meilenweit entgegen. Unsre Reisenden aber haben vergeblich ihre Nasen angestrengt und Nichts gerochen. — Unter allen den herrlichen Inseln des Archipels nimmt Amboina der Naturschönheit nach nicht die letzte Stelle ein. Eine lang gestreckte Bai scheidet das zu beiden Seiten aufsteigende Land in zwei Halbinseln, die durch eine

niedrige Landzunge mit einander verbunden sind. Ueberall sind die Berge und Hügel, die hier und da mit schroffen Felsen zu Tage treten, von der üppigsten Vegetation bedeckt. Am östlichen Ufer der Bai liegt das Fort Victoria, umgeben von der weitläuftig angelegten Hauptstadt, die den gleichen Namen, wie die ganze Insel, führt. Ihre Einwohnerzahl näherte sich damals schon an 10,000.

Nach der schweren gefahrvollen Fahrt athmeten unsre Reisenden auf, als das Schiff, sicher eingelaufen, in der schönen Bai den Anker fallen ließ. Bald war es umgeben von einer Anzahl von Böten. Riedels Augen suchten in einem derselben einen unbekannten und doch bekannten Mann zu entdecken. Ds.*) Kam war schon längst von der beabsichtigten Ankunft der Sendelinge benachrichtigt und mußte sie erwartet haben. Aber das Spähen war vergeblich. Auf weitere Nachfrage erfuhr man, daß der Domine wieder einmal mit seinem Schiffe auf eine Reise gegangen sei. Doch fand sich bald ein Diener, der die Ankömmlinge in Empfang nahm und sie nach dem freundlichen, von einem Garten umgebenen Hause führte, wo Frau Kam alles zu ihrer Aufnahme bereit hielt.

Joseph Kam war ein Mann von außergewöhnlicher Bedeutung. Erst im Mannesalter in den Missionsdienst eingetreten, hat er in demselben mit eifrigster Hingabe in einem Umfange, wie sonst nur Wenige gearbeitet. Im Jahre 1813 war er von Rotterdam aus durch die Londoner Missionsgesellschaft ausgesendet. Wir haben bereits bemerkt, wie er bei seinem Aufenthalt in Surabaya gewirkt hatte. Von dort war er nach Amboina gekommen, das damals zum zweiten Male auf kurze Zeit sich unter englischer Herrschaft

---

*) Dominus, im gewöhnlichen Leben Domine, ist der Titel der holländischen Prediger.

befand (1810—17). In dieser Zeit waren die kirchlichen Verhältnisse dort gänzlich in Verfall gerathen. Obgleich die Mehrzahl der Bewohner aus alten Zeiten Christen waren,*) war in jenen Jahren nur selten ein Prediger zu einem sehr kurzen Besuch gekommen. Der an sich schon traurige Zustand der kirchlichen Verhältnisse war dadurch vollends zu einem verwahrlosten geworden. Kam war es nun, der hier in den verkommenen Christengemeinden neues Leben zu wecken begann. Später, nachdem die Insel wieder den Holländern zurückgegeben war, wurde er als Regierungsprediger angestellt. Der Einzige in dem ganzen weiten Gouvernement der Molucken, deren Hauptplatz Amboina ist! Auf vielen Hundert Inseln waren ähnliche ja schlimmere Zustände, lauter verlassene Heerden ohne Hirten. Da entfaltete Kam denn in bewunderungswürdiger Weise und mit seltener Energie jene Thätigkeit, die weit und breit Segensspuren zurückgelassen hat. Und wenn seine Erfolge der unsäglich großen und schweren Aufgabe gegenüber verhältnißmäßig gering, ja verschwindend erscheinen, so war doch grade der von ihm ausgehende Anfang einer Belebung und Verbreitung des Christenthums auf jenen Inseln, Grund genug, ihm den Beinamen des Apostels der Molucken beizulegen. Wo er den Grund gebrochen hatte, traten später andre Arbeiter ein. Eine ganze Reihe derselben wurde von ihm selbst eingeführt. Für seine Missionsreisen hatte er ein eigenes Schiff bauen lassen, das er, obgleich bereits ein Sechziger, fleißig benutzte. Mit diesem Schiffe war er, wie bereits erwähnt, auch abwesend, als Riedel und Schwarz auf Amboina eintrafen.

*) Amboina war die erste Besitzung der Holländer in Ostindien. 1605 hatten sie dort die Portugiesen nach ihrer fast hundertjährigen Herrschaft vertrieben, welche äußerlich die katholischen Formen eingeführt hatten. Unter holländischer Herrschaft war das reformirte Bekenntniß eingeführt; doch wandte sich ein Theil der Bevölkerung wieder dem Islam zu.

In seiner Gattin lernten diese eine ächte Missionsfrau kennen, die auch etwas von dem Eifer und der Energie ihres Mannes besaß. Nachdem sie sich unter ihrer mütterlichen Pflege etwas von der Reise erholt hatten, traf sie sogleich Anstalten, um den Aufenthalt so nützlich als möglich zu machen. Schon auf Java hatten die Brüder sich ziemlich in die malaiische Sprache hineingearbeitet. Frau Kam verschaffte ihnen hier einen Sprachlehrer, unter dem sie dieses Studium vollenden sollten. Für Uebung im Sprechen sorgte sie selbst, nnd wußte die holländische Unterhaltung ihrer Gäste immer schnell wieder in's Malaiische zu lenken, indem sie nachhalf, wo es stockte, und die Fehler verbesserte. So lange ihr Mann abwesend war, wurden unter ihrer Leitung Erbauungsstunden gehalten, in denen sich die Erweckten aus der holländischen und der malaiischen Gemeinde versammelten. Besondere Sorgfalt aber verwendete sie auf ihre Schule, in der sie inländische Mädchen nicht blos in Handarbeiten unterwies, sondern auch die christliche Heilswahrheit in die kindlichen Gemüther zu pflanzen suchte.

Schon ihre Bekanntschaft war für die angehenden Missionare anregend und förderlich; noch mehr die ihres Mannes, der nach einigen Wochen zurückkehrte. Mit diesem machten sie öfters Besuche bei den entfernteren Christengemeinden der Insel, zu denen der Weg über Berg und Thal durch die herrlichsten Landschaften führte. Der Anschauungsunterricht, den der erfahrene Mann durch seinen Umgang mit den Eingebornen ihnen gab, war für sie von großem Werthe. Hatten sie in Java die eine große Schwierigkeit kennen gelernt, welche auf den ostindischen Inseln der Mission hindernd im Wege steht, den Islam, so sahen sie hier die zweite, die nicht unterschätzt werden darf, nämlich: das verkommene Namenchristenthum aus alter Zeit. Mit dem letzteren stand auch namentlich unserm Riedel in seinem

späteren Wirkungskreise ein nicht leichter Kampf bevor. — Grade durch die „Amboinesen“ und die sogenannten „Bürger“ ist in jenen Gegenden der Christenname anrüchig geworden. Letztere sind ein von weißen Vätern und inländischen Müttern abstammendes Geschlecht, dem besondere Vorrechte eingeräumt worden sind. Mit ersterem Namen benennt man die inländischen Christen ungemischter Abkunft. Namentlich die Bürger legen durch den auf ihre Abstammung gegründeten Dünkel und ihre vielen Laster, unter denen die Nichtsthuerei oben an steht, der Predigt des Evangeliums die schwersten Hindernisse in den Weg. Aber auch die Amboinesen, denen trotz ihres Namenchristenthums oft die einfachste Kenntniß des Evangelii fehlt, liefern kaum ein besseres Material. Und doch ist auch auf diesem harten Boden die treue Arbeit der Knechte Gottes nicht umsonst gewesen, wovon sich schon damals manche Spuren zeigten.

Doch so förderlich der Aufenthalt in dem Kam'schen Hause für Riedel und Schwarz auch sein mochte, die Wartezeit wurde ihnen dennoch zu lang. Fast 5 Monate vergingen, bis sich die Schiffsgelegenheit fand, mit der sie, begleitet von dem Domine, die Reise nach Celebes machen sollten. Fast wollte sich die Ungeduld einstellen, so sehnten sich die Gäste nach dem eignen Arbeitsfelde. Alle Vorbereitungen waren endlich getroffen, das Sprechen des Malaiischen ging schon recht fließend, und besonders Riedel hatte viel Uebung darin gehabt.

Ein stilles junges Mädchen kam oft bei Frau Kam zum Besuch. Sie war die Tochter des früheren Residenten von Haruku*) der, wie es scheint, sich auf Amboina zur Ruhe gesetzt hatte. Sie war wie fast alle „inländischen

*) Haruku ist eine der nicht fern von Amboina gelegenen Uliasser Inseln.

Kinder" *) der holländischen Sprache weniger mächtig, als der malaiischen, doch sprach und schrieb sie auch jene. Gewöhnlich galten ihre Besuche der Nähschule, in der sie die Frau des Missionars treulich unterstützte. Ihr sanftes Wesen, sowie die Spuren innerer christlicher Erfahrung und der Eifer, dem Reiche Gottes mit der That zu dienen, machten auf Riedel einen tiefen Eindruck. Der Gedanke: „Das wäre ein Frau für einen Missionar!" vereinigte sich mit der Zuneigung des Herzens, die nicht unerwidert blieb. So beschloß er denn nach reiflicher Erwägung im Gebete, sie zu seiner Lebensgefährtin zu wählen. Sie willigte ein. Im Mai 1831 war die Hochzeit.**) Fünf Tage später erfolgte die Abreise nach Manado.

---

7. Von Amboina nach Manado.

Mit bewegtem Herzen nahmen die Reisenden Abschied von Amboina, wo ihnen soviel Liebes und Gutes zu Theil geworden war. Ds. Kam konnte seine Absicht, die jungen Freunde auf das Feld ihrer Wirksamkeit zu begleiten, nicht ausführen. Gern wäre er mit gegangen, denn Celebes lag ihm sehr am Herzen. War es ja auch die Folge seiner Bitten, daß die wichtige Mission daselbst nun ernstlich in Angriff genommen werden sollte. Seinem Herzen entströmten heiße Segenswünsche für die Scheidenden. Der Herr hat

*) So nennt man die in Indien gebornen Europäer.

**) Wenn in einigen Missionsschriften gesagt ist, Riedel habe eine Malaiin geheirathet, so beruht dies auf einem, wahrscheinlich durch die Sprache veranlaßten Mißverständnisse. Ihr Vater war jedenfalls ein Europäer. Vielleicht war ihre Abstammung von mütterlicher Seite gemischten Blutes.

sie wunderbar erhört, herrlicher als der treue Jünger damals es ahnte. — Drei Jahre später ist er — bis an's Ende eifrig arbeitend — zu seiner Ruhe eingegangen.

Als das Schiff die blaue Bai hinabglitt, standen die jungen Eheleute am Bord, tiefgerührt zurückschauend. Und auch noch, als es auf offener See über die kurzen Wellen hintanzte, warfen sie manchen Blick nach der grünen Insel hinüber, die mehr und mehr in die dunkeln Fluthen versank. Der jungen Gattin wurde es besonders schwer, die Heimath mit dem greisen Vater und ihren Verwandten vor sich verschwinden zu sehen. Endlich war der letzte Bergesgipfel mit seinen Palmen durch den weißen Schaum der Wellen den thränenfeuchten Augen verdeckt.

Höher und höher stiegen die Wogen. Unheimlich heulte der Sturm durch das Tauwerk. Ein schweres Unwetter entfesselte seine bedrohlichen Mächte. Das Schiff war gedrängt besetzt. Auf javanisch und chinesisch, malaiisch und bugginesisch hörte man durcheinander schreien und zanken, jammern und fluchen. Nirgends war ein Plätzchen, wo man hätte seine Gedanken sammeln, wo man ungestört zum Gebete sich hätte vereinigen können. Nur stille Seufzer stiegen auf zu Dem, dem Wind und Meer gehorsam sind. — Es war die letzte Seereise, die Riedel zu machen hatte, und auch die schwerste.

Nach 14 Tagen war die Höhe von Ternate erreicht. Aber das Unwetter gestattete nicht dem Lande zu nahen. Man mußte die ganze Nacht kreuzen. Gegen Morgen legte sich der Sturm. Es war ein herrlicher Anblick. Das Meer war wieder ebener, nur von kleineren Wellen gekräuselt. Der östliche Himmel säumte sich mit goldenem Morgenroth, auf dem die Umrisse der Berge von Djilolo und der Insel Ternate, mit ihrem hohen Kegelberge, noch im Dunkel liegend, sich scharf abzeichneten. Eine dichte Dampfwolke umgab

den Gipfel des letzteren. Plötzlich schießt eine helle Feuergarbe durch die Wolke, begleitet von mächtigen Donnerschlägen, die in dumpfem Rollen verhallen: ein erhabenes aber furchtbares Schauspiel.

Einige Stunden später lag das Schiff auf der Rhede von Ternate vor Anker. Am Fuße des grünen Berges breitet sich die Stadt aus, über die sich der prächtige Pallast des Sultans erhebt. Auf der andern Seite erblickt man die Nachbar-Insel Tidore, während im Rücken Djilolo mit seiner vielgebuchteten Küste und seinen stattlichen Bergen die Bai einrahmt.

Dort in der Stadt wohnte ein deutscher Landsmann, der auch einst zu Jänickes Füßen gesessen: Jungmichel, ein Sachse. Er wußte noch nichts davon, daß sich zwei Missionare auf dem eben angekommenen Schiffe befanden. Sobald ihm jedoch die Kunde gebracht war, eilte er selbst an Bord. Wie groß war die Freude, nicht nur den seltenen Besuch deutscher Landsleute zu erhalten, sondern Brüder und Schüler des geliebten Vater Jänicke zu begrüßen. Er nahm sie sogleich mit sich. Auch Frau und Kinder empfingen die Gäste mit Freuden, die hier während eines neuntägigen Aufenthaltes die herzlichste Gastfreundschaft genossen.

Auch Jungmichel hatte ein hartes Arbeitsfeld. Er konnte nichts anders thun als der holländischen und malaiischen Gemeinde (etwa 700 Seelen) treulich das Evangelium predigen. Eigentliche Missionsarbeit an den muhammedanischen Ternatanen war durch die Rücksichten des holländischen Residenten auf den streng muhammedanischen Sultan gänzlich verhindert.

Während dieses Aufenthaltes rauchte und donnerte der Vulkan mehrere Mal heftig. Man nahm dies für das Vorzeichen eines herannahenden Ausbruchs. Seit zwanzig Jahren war ein solcher nicht erfolgt.

Mit herzlichem Danke wurde Abschied genommen. Aber auch dies Mal war der Wind keineswegs günstig. Fast eine Woche lang kam man wenig vorwärts. Es war noch einmal eine Geduldsprobe, daß die Brüder, dem Lande ihrer Bestimmung so nahe, noch so lange hingehalten wurden. Sie mußten in der Stille des Herrn harren lernen, eine gute Vorübung für den Beruf, in den sie nun bald eintreten sollten. In solchem Sinne wird Riedel besonders seinen 33. Geburtstag, am 8. Juni, dort auf dem Meere zugebracht haben, mit der jungen Gattin dem Herrn für alle bisherigen Gnadenbeweisungen dankend, und mit völliger Ergebung seiner weiteren Führung vertrauend.

Endlich zeigten sich im Westen die Bergspitzen von Celebes. Einen Tag lang mußte das Schiff vor der Straße von Banka*) kreuzen, ehe es einlaufen konnte. Die Nacht über blieb man dort vor Anker. Da erschien denn dicht vor dem Ziel noch eine Gefahr, an die unsre Reisenden vielleicht kaum gedacht hatten. Es zeigten sich in der Ferne ein paar verdächtige Prahus.**) Der sonst nicht zaghafte Kapitän wurde alsbald ungewöhnlich besorgt. Er wußte, daß hier fast in jedem Jahre Seeräuber, von Mindanao kommend, sich sehen ließen. Da die Zahl der Prahu's sich mehrte, so entstand auf dem Schiff bald große Unruhe. Alles wurde in Vertheidigungszustand versetzt. Pistolen, Flinten und die Schiffskanonen wurden geladen. Letzteres schienen die Seeräuber zu bemerken und da sie solchen Widerstand nicht erwartet hatten, zogen sie sich zurück.

Mit freudigem Herzen dankten unsre Reisenden dem Herrn, der auch diese Gefahr so gnädig abgewendet. —

---

*) Kleine Insel bei Celebes; nicht zu verwechseln mit der bekannteren gleichnamigen Insel bei Sumatra.

**) Große inländische Böte. Holländisch schreibt man praauw.

Im Laufe des Tages wurde die nördlichste Spitze von Celebes umschifft. Man segelte längs der Küste hin. Zur Linken lagen einige herrlich bewaldete Inseln. Dann aber, als nach dieser Seite hin das unendliche Meer wieder vortrat, warf der Steuermann das Fahrzeug kurz nach Osten herum. Vor den erwartungsvollen Blicken öffnete sich die herrliche Bai von Manado.

---

8. Die heidnische Minahassa.

Die Karte des indischen Inselmeeres liegt vor uns. Da ist die Insel, auf der unsre Glaubensboten nun landen. Wir wollen ihren Namen getrost aussprechen, wie er in Wirklichkeit lautet: Celēbes, wenn auch unser guter alter Schulmeister beharrlich Cēlēbēs zu sagen pflegte. — Welch' eine sonderbare Gestalt ist das! Wie streckt sie die langen dürren Glieder, wie eine Spinne, auseinander, in auffallendem Gegensatz gegen die wohlbeleibte Nachbarinsel Borneo! Und doch ist der Unterschied der Beiden nicht so groß. Hier wie dort ist ein Berggerippe, das von einem Knotenpunkte nach verschiedenen Richtungen sich verzweigt. Aber während bei Borneo der dazwischenliegende Raum schon ausgefüllt ist mit sumpfigem Flachland, bedeckt ihn bei Celebes noch die weite Wasserfläche seichter Golfe, die mit der Zeit merklich an Tiefe verlierend, auch einmal trocknem Lande Platz machen zu sollen scheinen.

Doch wir haben hier nur einen kleinen Theil der Insel, die ein Drittheil von Frankreich an Fläche übertrifft, näher ins Auge zu fassen. Dort wo die lange, nördliche Halbinsel ihre Richtung von Westen nach Osten gegen Nordosten umbiegt, beginnt das Ländchen der Minahassa, das bei

dem Maßstabe unsrer gewöhnlichen Karten so weit zusammengeschrumpft erscheint, daß man es mit der Spitze des kleinen Fingers bedecken kann. In Wirklichkeit hat es ungefähr die Größe des ehemaligen Herzogthums Nassau.*) Seinen Namen, der zu deutsch „Bundesgenossenschaft" bedeutet, trägt es von dem Bunde der verschiedenen Stämme seiner Bewohner, die wohl verstehend, was das Sprichwort sagt: „Einigkeit macht stark" sich zusammenthaten um ihren Feinden, besonders ihrem südlichen Nachbar, dem Könige von Bolaang Mongondau, erfolgreich Trotz bieten zu können. So hat die Minahassa von Manado, wie sie nach dem Hauptorte genannt wird, sich lange Zeit unabhängig gehalten, während das übrige Celebes größtentheils zahlreichen kleinen Despoten anheim fiel. So gut wie die letzteren freilich mußte sich auch die Bundesgenossenschaft fügen, als die Europäer in jenen Gewässern ihre Macht entfalteten. Doch blieb die Herrschaft derselben lange Zeit auf einige Küstenplätze beschränkt und bestand zum guten Theil nur dem Namen nach. Erst in neuerer Zeit haben die Holländer, welche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Spanier aus der Minahassa verdrängt hatten, daselbst ihre Macht wirksamer ausgedehnt und eine ihrer schönsten Kolonialbesitzungen geschaffen. Die Spuren der katholischen Spanier waren bald verschwunden und die von ihren Mönchen in äußerlichster Weise in den Schooß der Kirche gesammelten Eingebornen wechselten in eben so äußerlicher Weise ihren neuen reformirten Beherrschern zu Liebe ihren Glauben, wenn man von solchem überhaupt reden darf. Aber nur an den wenigen größeren Küstenplätzen und nach und nach an einigen Orten im Innern, die dem europäischen Einfluße zugänglicher waren, gab es überhaupt Christen. Weit überwiegend herrschte in der Minahassa das

*) Etwas über achtzig Quadratmeilen.

alte Heidenthum unerschüttert bis in die ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts.

Um Land und Leute näher kennen zu lernen, wollen wir einem Reisenden folgen, der etwa in den ersten zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts jene Gegend besucht haben mag und den wir der Anschaulichkeit wegen selbst erzählen lassen. *)

. . . Nach mühseliger Fahrt lag unser Schiff endlich an seinem Ziele vor Anker. Beim ersten Morgengrauen eilte ich aufs Deck. Die Bai von Manado lag vor mir. In sanftem Bogen drängt sie ihre blauen Fluthen ins Land, das allmählig in wogenden Hügelreihen ansteigt bis zu den stattlichen Bergen, die ihre mannigfach geformten Gipfel von dem leuchtenden Himmelszelt scharf abzeichnen. Nur die letzteren sind kahl; sonst erscheint Alles weit und breit mit dichten Waldungen bedeckt, doch ohne Eintönigkeit, da die verschiedensten Schattirungen das Bild beleben. Der Strand ist auf Strecken mit zierlichen Kokospalmen gesäumt, unter denen vor uns die grauen Dächer von Manado hervorschauten; zur Linken davon das Fort Amsterdam, der einzige Stützpunkt der holländischen Herrschaft in der Minahassa.

Nun brachte uns ein Boot ans Land. Manado ist keine schöne Stadt. Wie überall an den größeren Küstenplätzen des indischen Archipels findet sich auch hier ein buntes Völkergemisch. Malaien und Chinesen, Ternatanen und Bugginesen sind reichlich vertreten, so daß die eingebornen A l i f u r e n in ihrer Eigenthümlichkeit hier weniger hervortreten. Der Stadttheil, in dem die Europäer wohnen, ist hübsch angelegt mit einer breiten Straße, die auf das Fort zuführt. Hier und da sieht man ein Haus von einem sauber gepflegten Garten umgeben.

---

*) Vgl. die Vorrede.

Beim Residenten fand ich vermöge des Empfehlungsschreibens vom Gouverneur gute Aufnahme; doch hielt ich mich nur einige Tage in Manado auf, bis die nöthigen Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen waren. Es wurde ein Reitpferd angeschafft, ich bekam Empfehlungsbriefe an einige Distrikt-Häuptlinge, auch verschaffte mir der Resident einen Burschen, der die Wege kennt, und mit dem ich mich verständlich machen kann, da er neben seiner alifurischen Muttersprache leidlich malaiisch spricht.

Am andern Morgen ritt ich schon vor Sonnenaufgang, begleitet von meinem Burschen, den blauen Bergen zu. Die Luft war balsamisch und erfrischend. Hier und da lag noch ein leichter Nebelstreifen auf den Thälern, der aber bald vor den Strahlen der Sonne verschwinden mußte, und nun prangte die Vegetation im herrlichsten Farbenspiel. Dort glänzend dunkelgrünes Laub, untermischt mit lebhaften gelben Blüthen, hier lichtes Grün mit rothen Blumen, dort drüben reife Reisfelder, glänzend wie Gold.

Mein Begleiter schien kein Auge für die Schönheit der Natur zu haben. Schweigend schritt er mit nachläßig schleppendem Gange hinter mir her, und kaute Pinang*), daß ihm der rothe Saft an den Mundwinkeln herablief. Sonst ist er ein gutmüthiger Bursche, dessen Zutrauen ich mir schon durch einige kleine Geschenke erworben habe. Er heißt Tomalun, oder abgekürzt Malun. — Nach der ersten Viertelstunde passirten wir die Negerei**) Titiwungen, wo ich die

*) Die allgemeine indische Sitte, die man dem Tabakrauchen an die Seite stellen könnte. Pinang ist die Frucht einer Palme, sonst auch Areca genannt. Man kaut sie mit Kalk zusammen.

**) Negereien heißen die Dörfer der Eingebornen. Das Wort hat Nichts zu thun mit Neger, sondern ist mit dem indischen Naggar, Stadt, verwandt.

Bauart der echten alifurischen Häuser beobachten konnte. Sie stehen auf zwölf bis sechszehn Fuß hohen Pfählen. Der Fußboden sowie die Seitenwände werden aus nebeneinandergefügten Bambustäben gebildet. Die etwas überragenden Dächer sind von Palmenblättern. Eine einfache Treppe aus einem Baumstamme mit eingekerbten Stufen bestehend, führt zu dem niedrigen Eingang, durch den man nur kriechend in's Innere gelangen kann.

„Weshalb sind nur die Häuser hier so hoch gebaut, Malun?" Er zögerte etwas, erstaunt über diese, wie es ihm wohl schien, einfältige Frage. Dann warf er seinen rothen Pinang-Speichel aus, wischte mit dem Aermel seiner baumwollenen Jacke den Rest desselben über die Backe und antwortete bedächtig: „Nun, mein Herr, damit die Feinde nicht hineinkönnen und die Menschen ermorden." Der jetzige Sicherheitszustand der Minahassa würde diese Vorsichtsmaßregel vielleicht nicht mehr erfordern und ich habe bemerkt, daß die neuen Häuser in der That auch meistens viel niedrigere Pfähle haben. Aber aus alten Zeiten sind es die Alifuren nun einmal so gewohnt und versäumen nicht jede Nacht ihre Leiter heraufzuziehen. In manchen Fällen aber ist ihre Besorgnis auch jetzt nicht ganz unbegründet, wie ich später in einer Negerei erfuhr, wo die hohen Pfähle noch mit Dornen umwunden und rings um die Häuser zugespitzte Bambustücke in der Erde befestigt waren. Malun erklärte mir, daß die dortigen Leute von einem andern Stamme einige Menschenköpfe geholt hätten, um ihrem verstorbenen Häuptlinge ein ehrenvolles Begräbnis zu veranstalten. Nun seien sie in Besorgnis vor der Rache. Früher soll das Kopfnellen*) hier sehr häufig vorgekommen sein, jetzt scheint es doch nur ausnahmsweise zu geschehen.

---

*) Die Sitte meuchlings, nicht nur Feinden, sondern auch Unbekannten, den Kopf abzuschlagen, oft nur um in den Besitz

Unser Weg führte weiter durch Kaffeeplantagen. Die in gleichmäßigen Reihen gepflanzten Bäumchen von pyramidalem Wuchse, zwischen den dunkeln glänzenden Blättern reichlich mit rothen Früchten behängt, bieten einen hübschen Anblick dar. In Abständen ragen hohe Dadapbäume mit ihrer lockeren, luftigen Krone über den Reihen hervor um die Fruchtbäumchen gegen die ausdörrende Sonnenglut zu schützen. Diese Plantagen sind schön und sauber gehalten, denn sie stehen unter der Aufsicht besonderer Regierungsbeamten. Weiter kommen wir an Pflanzungen vorüber, bei denen dies nicht der Fall ist, und die von jenen auffallend abstachen. Da stand alles unordentlich durcheinander: Klapperbäume (so nennt man hier die Kokospalme nach dem Worte Kalapa) Arengpalmen, aus deren abgeschnittenen Blüthenstengeln der berauschende Trank, Tuak, bereitet wird, Kaffee-, Kakao-, Muskat-Bäume und andere. Der Boden zwischen denselben war mit dem hohen, häßlichen Kusu-kusu-Gras völlig verwildert.

Jetzt hörten wir das Murmeln eines Bächleins. Es fließt in einem seichten, breiten Flußbett dahin, über das eine unverhältnismäßig lange, mit einem Blätterdach geschützte Brücke führt. Auf mein Befragen erzählte mir Malun, wie dieses kleine Wasser ganz plötzlich so anschwellen könne, daß jede kürzere Brücke sofort hinweggerißen werden würde; es sei an dieser Stelle früher schon mancher Unglücksfall vorgekommen.

Jenseits beginnt der Weg sanft zu steigen. Zu beiden Seiten hatten wir reife Reisfelder. Ein lautes Singen tönte an unsre Ohren, und um einen Hügel biegend erblickten wir zwanzig bis dreißig Eingeborne, die schon bei der Ernte beschäftigt waren. Hier hatte ich Gelegenheit, die

---

von Trophäen zu gelangen, findet sich auf vielen der indischen Inseln, wird aber mehr und mehr durch den holländischen Einfluß unterdrückt.

noch weniger von der Kultur berührten Alifuren näher in's Auge zu fassen. Man sieht unter ihnen schöne kräftige Gestalten. Die Farbe ist hellbraun, oft kaum dunkler als das Gesicht eines Spaniers; die langen schlichten Haare sind pechschwarz. Bei den Männern, die übrigens meistens bartlos sind, findet sich wenig mehr als die Tracht unsres Stammvaters. Eine breite Binde von Baumbast oder buntem Kattun ist um die Hüfte geschlungen. Man nennt sie Tjidako. Nur Wenige hatten den Luxus von Beinkleidern. Das Haar tragen sie am Hinterkopf in einen Knoten zusammengebunden. Ein breiter spitz zulaufender Hut gewährt guten Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Derselbe wird gleicherweise von den Frauen getragen. Sie sind mit einem Stücke Zeug bekleidet, das um die Brust befestigt in schlichten Falten, wie ein langer Rock bis auf die Füße reicht. Außer diesem Sarong tragen einige noch eine Art weitere Jacke, die an ein katholisches Chorhemd erinnern möchte, Kabaai genannt, die aber bei der Arbeit selbst meist abgelegt wird. Die Kinder laufen völlig unbekleidet.

„Aber warum arbeiten die vielen Menschen da auf einem Haufen? Sind sie etwa Sklaven eines reichen Herren, dem dies Feld gehört?"

Bei dem Worte „Sklaven" blitzte es aus Maluns Augen, wie ich es bei dem Burschen gar nicht erwartet hatte. Er warf den Kopf stolz empor und sagte: „Nichts von Sklaven, mein Herr, alles freie Leute." Nach einigen Fragen erfuhr ich denn, daß hier alle Feldarbeit gemeinschaftlich von Arbeitervereinigungen (Mapalus), deren in den größeren Negereien mehrere bestehen, verrichtet wird. Heute sind sie auf dem Felde des Einen, morgen auf dem des Andern nach einer bestimmten Reihenfolge. Des Morgens ziehen sie miteinander in feierlichem Zuge heraus, nachdem das Zeichen mit einer kleinen Trommel (Tifa) gegeben worden. Oft wird die

holländische Flagge vorgetragen und auf dem zu bearbeitenden Felde aufgepflanzt.

Hierbei mögen sogleich einige Bemerkungen über den Ackerbau in der Minahassa überhaupt ihre Stelle finden. Feste, regelmäßig bebaute Aecker kennt man nicht. In jedem Jahre wird entweder ein ganz neuer Fleck durch Ausrottung des Urwaldes zur Bebauung vorbereitet, oder man wählt solche Stellen, die früher schon einmal beackert wurden, nun aber durch die schnell und üppig wuchernde Vegetation verwildert daliegen. Hier hat man weniger Arbeit, aber auch einen geringeren Ertrag als bei den ganz neuen Plätzen. Die Wahl wird durch den Walîan, den Priester vollzogen, der auf die Vogelstimmen lauscht und darnach die günstigste Lage des neuen Feldes erforscht, natürlich gegen gute Bezahlung. Jetzt beginnt jedoch die Regierung schon hier und da die Plätze anzuweisen; trotzdem aber muß der Walîan immer noch seinen Hokuspokus machen, ehe man die Arbeit beginnt. — Ist der Wald niedergehauen, was wegen der vielen Schlingpflanzen reichlich Mühe macht, so wird der Acker an die Mitglieder des Mapalus vertheilt, je nach der Zahl der Arbeiter, die sie aus ihren Familien stellen können. — Gewöhnlich baut man nur Reis (Padi) und Mais (Milu). Von dem ersteren sind nicht geringe Massen an die Regierung zu liefern, die dafür jedoch einen geringen Preis zahlt, aber nicht in baarem Gelde, sondern in baumwollenem Zeuge und andern europäischen Waaren. Der Reis bildet aber auch so sehr die Hauptnahrung der Eingebornen, daß bei einer Misernte desselben die drückendste Hungersnoth entsteht. — Der Anbau desselben macht viel Arbeit, da die jungen Pflänzchen verpflanzt werden müssen. Doch könnten die Eingebornen sich den ganzen Ackerbau erleichtern und vereinfachen, wenn sie nicht so zähe an den Sitten ihrer Vorfahren festhielten.

Davon sah ich gleich an jenem ersten Reisetage eine Probe. Die muntere Gesellschaft, die auf ihren Gesang ein lautes Schwatzen und Lachen folgen ließ, das dann und wann von gellendem Geschrei unterbrochen wurde, hatte die Mühe, jede einzelne Reisähre mit den Fingern abzupflücken. Mit der Sichel würden sie schneller vorwärts kommen. — Als ich vorüberritt, sahen mich alle mit verwunderten Blicken an, ohne ein Wort zu sagen. Mein Gruß blieb unbeantwortet. Sobald ich aber von einer Baumgruppe vor ihren Blicken verdeckt war, wurden sie wieder laut und stimmten auch bald wieder einen Chorgesang an, der für ein europäisches Ohr nicht sehr melodisch klang. Ich fragte meinen Burschen nach dem Texte. Er wollte erst nicht mit der Sprache heraus. Auf gutes Zureden jedoch verdollmetschte er mir einige Strophen. Ich war erstaunt über den schamlosen obscönen Inhalt des Volksliedes, an dessen Stelle auch extemporirte Strophen treten, die womöglich noch ärger sind.

Wie sehr die rohste Sinnenlust ein Charakterzug der Alifuren ist, davon trat mir bald ein zweiter Beweis entgegen. Nachdem unser nunmehr sehr beschwerlicher Weg abwechselnd auf und nieder gestiegen war, führte er uns wieder über eine Brücke, und dann an einer Felswand vorüber, in welche in groben Zügen kindischer Kunstanfänge die schmutzigsten Bilder eingemeißelt waren. Der Begriff des Anstandes scheint ihnen nach sittlicher Seite hin ganz fremd zu sein.

Nun tauchte die Negerei Lotta vor uns auf, umgeben von Kokospalmen und Pisangbäumen, letztere mit ihren mächtigen leider vom Winde vielfach zerfetzten breiten Blättern. — Hier fangen die Leute schon an Gemüse zu bauen, die sie nach Manado zum Markt bringen. Früher war dies nicht Sitte. Wir begegneten einer Anzahl Männer und Weiber mit solchen Waaren. Die letzteren trugen ihre Körbe recht geschickt auf dem Kopf; eine balancirte sogar in dieser

Stellung eine Oelflasche. Meist sind sie in ihrer Haltung und ihrem Gange etwas frischer und flinker als die Männer. Drollig aber ist die Bewegung ihrer Arme, die sie hinter dem Rücken übers Kreuz hin und herschwingen. Das ist ihre sonderbare Ziererei.

Von Reinlichkeit scheinen sie keine großen Freunde zu sein. Die schmierigen Gesichter verrathen, wie unbekannt ihnen das regelmäßige Waschen sein muß. — Höchst auffallend war es mir zuerst, daß sie alle im Gänsemarsche einer hinter dem andern gehen. Später findet man bald den Grund davon. Die Wege in der Minahassa sind größtentheils nur schmale Pfade durch das Dickicht, oder hochgewachsenes Gras, auf denen nicht zwei Menschen nebeneinander Raum haben. Früher waren ihnen breitere Wege überhaupt nicht bekannt, daher sie jetzt auch auf solchen die alte Gewohnheit beibehalten.

Auch hier ging der ganze Zug schweigend an uns vorüber. Nur einige Mädchen riefen mit schalkhafter Miene meinem hinter mir gehenden Diener ein paar Worte zu. Bald darauf zogen wir in die Negerei ein und machten in der Loge ein Stündchen Rast. Ein Gebäude dieses Namens findet sich in jedem Hauptplatze und dient zur Aufnahme der reisenden Beamten; die Benutzung wird aber auch andern europäischen Reisenden nicht verweigert. Die Bauart ist die der übrigen Häuser, doch steht die Loge nicht auf so hohen Pfählen. Die Treppe ist bequemer und führt zunächst in eine Veranda, von der eine ordentliche Thür in's Innere geht.

Während Tomalun das Pferd besorgte und ein einfaches Frühstück bereiten sollte, ging ich hinauf, öffnete die Jalousien und war überrascht von der hübschen Aussicht. Vor mir breitete sich eine weite Grasfläche aus. Ein munteres Bächlein schlängelte sich durch das saftige Grün. Ringsum bildeten verschiedene Baumgruppen die Einfassung,

an die sich weiterhin dichte Waldung anschloß. Im Hintergrunde stiegen die Berge ziemlich steil empor, überragt von drei stattlichen Gipfeln, deren höchster mir schon vorher als der Lokon bezeichnet worden war.

Ich saß lange und vertiefte mich in das liebliche Bild. Mein Diener aber schien meiner Naturbetrachtung eine noch größere Ausdehnung zuzutrauen, denn er war fast seit einer Stunde fort und alles Ausschauen nach ihm blieb vergeblich. Endlich riß der Faden meiner Geduld; ich ging ihn zu suchen. Fast wurde mir der Entschluß auf der Straße wieder leid, denn ich mußte durch einen bedeutenden Schmutz waten. Von allen Seiten zeigten sich bald die Urheber desselben, zahlreiche Hausschweine, die fortwährend den Boden mit ihren Rüsseln umwühlen. Sie schauten den Fremden zuerst mit neugierigen Blicken unter freundlichem Grunzen an; bald stürmten sie jedoch scheu davon, daß der Koth hoch aufspritzte und hie und da eine Hühnerfamilie aufgeschreckt in die Zweige der nächsten Bäume flüchtete. Der Anblick derselben beruhigte mich darüber, daß Malun's Bemühungen Eier aufzutreiben etwa vergeblich geblieben sein möchten. — Einige nackte Kinder flüchteten vor dem Anblick des Europäers hinter das Buschwerk, während da und dort ein altes Mütterchen neugierig zu dem Loche, das die Hausthüre vertritt, hervorschaute, aber bald wieder den Kopf scheu zurückzog. Nur einige hielten meiner Anfrage nach dem Burschen, die ich auf's Gerathewohl in malaiischer Sprache that, Stand, antworteten aber nur mit einem eigenthümlichen „ü! ü!“ wobei sie ihre Lippen in Form einer Schweine-Schnauze vorstreckten.

Endlich hörte ich aus einem Hause lautes Lachen, in dem ich Tomaluns Stimme erkannte. Ich wagte es an dem eingekerbten Balken emporzuklimmen und kam auch glücklich hinauf. Sobald ich durch den Eingang ins Innere

sehen konnte, erblickte ich zwei Mädchen auf einer Matte sitzend, die mit einem Flechtwerk aus Blättern beschäftigt waren. Die Mutter hockte in der Ecke vor einer aus flachen Steinen hergestellten Feuerstelle und blies tapfer in die glimmenden Kohlen, über denen ein irdener Topf hing, um den der Rauch bis an die Dachsparren emporwirbelte. Tomalun aber saß neben den Mädchen, mit denen er Scherze nicht der zartesten Art vorzuhaben schien.

Um zu meiner Strafpredigt einen festeren Standpunkt zu gewinnen, wollte ich von der Leiter aus eintreten, stieß mir aber dabei den Schädel empfindlich an der Oberschwelle. Während ich mich vom Schmerze erholte, war mein Bursche aufgesprungen und suchte eine möglichst unbefangene Haltung anzunehmen. Auf meine derben Vorwürfe hatte er eine Menge von Entschuldigungen, die sich als offenbare Lügen erwiesen. Unter anderm sollte ihn die Frau am Feuer lange hingehalten und die versprochenen Eier immer noch nicht gebracht haben. Als er dann aber mit einigen alifurischen Worten sich an die Alte wendete, sah ich auf ihrem Gesichte sehr deutlich, daß sie jetzt erst von dem beabsichtigten Kaufe hörte. Sie schickte sich alsbald an, die Waare zu holen. Die Töchter aber arbeiteten stumm an ihrem Mattengeflechte weiter und richteten nur dann und wann mit halb offenem Munde einen stumpfen Blick auf mich.

Nachdem ich dem Burschen nochmals die möglichste Eile anbefohlen hatte, ging ich zur Loge zurück. Doch verging noch wieder eine geraume Zeit, bis er das Theewasser siedend gemacht und die Eier abgekocht hatte. Ein weiterer Aufenthalt entstand endlich noch dadurch, daß er das Pferd so kurz angebunden, daß es vergeblich sich bemühte seinen Hunger in dem üppigen Grase zu stillen. Natürlich sparte ich nicht die Scheltworte, die im Malaiischen nicht eben fein klingen. Er nahm sie jedoch mit großem Gleichmuthe hin.

Unsere Reise aber war um mehrere Stunden verzögert worden.

Endlich waren wir wieder auf dem Wege, der sich nun fortwährend steigend und fallend über das von zahlreichen Thälern zerklüftete Gebirgsland hinzieht. Zu beiden Seiten hatten wir fast immer den dichten tropischen Wald, der mit Schlingpflanzen so fest durchwoben ist, daß man, ohne sich mit dem Beil einen Weg zu bahnen, nicht in denselben würde eindringen können. Leider hinderte der Wald auch auf den höchsten Punkten, die wir überschritten, die freie Aussicht. Erst nachdem wir an einem gefährlich steilen Abhange nieder gestiegen und an der andern Seite an einem ähnlichen emporgeklommen waren, konnten wir einen freien Blick ringsumher thun. Die welligen Hügel mit ihrer dichten Walddecke lagen zu unsern Füßen. Zwischen den höheren Bergen des Hintergrundes aber erhob sich in der Ferne der majestätische Klabat, ein prächtiger gleichmäßiger Kegel, der durch ein leichtes, kaum bemerkbares Dampfwölkchen, das von seiner Spitze zum azurnen Himmelszelt emporstieg, zeigte, daß seine vulkanische Thätigkeit noch nicht erloschen sei. Nach links zu schweifte der Blick über die Bai von Manado hinaus auf das unabsehbare Meer. Wo man den Strand sah, war dieser durch einen weißen Streifen von Schaum auffallend von der dunkeln Fläche getrennt, deren Wellen von hier aus den Runzeln auf der Eisdecke eines Teiches glichen. Dort blickten die Dächer von Manado zwischen den Palmengipfeln hervor. Auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich der massenhafte, abgestumpfte Lokon, der mir mit seinen hier mehr oder weniger verdeckten Nachbargipfeln schon in Lotta von der Loge aus aufgefallen war.

Ich ließ mir von Tomalun die Namen der bedeutendsten Berggipfel nennen, was er mit unbefangener Freundlichkeit that, als wenn nichts zwischen uns vorgefallen wäre

In Folge einer von mir hingeworfenen Bemerkung über die Gestalt des Lokon erzählte er mir sogar eine an diesen Berg, den Olymp der Minahassa, sich knüpfende Sage, die sich in Kurzem folgendermaßen wiedergeben läßt.

In alten Zeiten war der Lokon viel höher als jetzt, so hoch, daß er bis an den Himmel reichte. Da kamen die Götter oftmals, an ihm herniedersteigend, auf die Erde, um unter den Sterblichen zu wandeln, und immer folgte reicher Segen ihren Spuren. — Wie mag es doch da oben in ihren Wohnungen aussehen? so dachte der neugierige und verwegene Warereh. Er gieng zum Lokon. Höher und höher klomm er an den schroffen Felswänden empor, bis er endlich vom Gipfel in die himmlische Herrlichkeit der zahllosen Götterschaar hinein schauen konnte. Mit wachsendem Stolze kehrte er zur Erde zurück und rühmte sich vor den Menschen dessen, was er gesehen. Aber immer wieder drängte es ihn hinauf zu steigen und sich am Anblick der Götter zu weiden. Doch endlich wird er entdeckt. Die Unsterblichen schwören ihm Rache. Er flieht und weiß sich lange Zeit listig zu verbergen. Doch endlich spürt er selbst übermenschliche Kraft in seinen Gliedern und wagt dem Zorne der Götter ohne Scheu entgegen zutreten. Mit einem mächtigen Schwerdte bewaffnet, eilt er zum Lokon. Ein Hieb — und der Gipfel des Berges stürzt donnernd zu Boden. Warereh aber nimmt ihn auf seine Schulter und trägt ihn zur andern Küste hin. Bei Tonsea hat er ihn niedergesetzt. Da steht er heute noch als der mächtige Klabat. Doch noch nicht zufrieden schlägt der Held noch ein zweites Stück des Götterberges herunter, das er bei Manado in's Meer wirft, wo man es jetzt noch als die Insel Manado tuwah sieht. — Doch der Lohn des Frevels bleibt nicht aus. Geflohen und gehaßt von allen Menschen muß Warereh seine Tage einsam verbringen. Die Götter aber sind von den

Menschenkindern geschieden, und vergeblich sucht man seitdem ihre Segensspuren auf der Erde.

Es finden sich mehr solche tiefsinnige Sagen bei den Alifuren, nach denen man sich einen guten Begriff von dem Volke machen möchte. Der letztere aber wurde bei mir sehr bald gedämpft, durch die mit dem albernsten Aberglauben verknüpften religiösen Gebräuche, die ich bald näher kennen lernen sollte.

Nachdem ich durch eine unbedeutende Negerei, Namens Kenilo, gekommen war, hatte ich etwas bequemeren Weg, der sich hier mit geringen Hebungen und Senkungen über eine Hochebene hinzieht. Zur Rechten begleitete uns der mächtige Lokon, mit seinen bewaldeten Schluchten und schroffen Felswänden. Zur Linken erhob sich das Masaranggebirge mit mehreren Gipfeln, das seinen Namen nach der Erzählung der Eingebornen davon trägt, daß es bei der Sündfluth in Gestalt eines Hahnenkammes über dem Wasser hervorragte. Eine ähnliche Erklärung wird auch von andern Bergnamen gegeben. Ueberhaupt spielt die Sündfluth in den Ueberlieferungen der Alifuren eine große Rolle.

Meine Aufmerksamkeit wurde für einige Zeit durch einen Wagen gefeßelt, der, von einem Paare Ochsen gezogen, sich langsam auf uns zubewegte. Das ist ein sonderbar construirtes Fahrzeug! Die plumpen Räder, die einem Schweizerkäse gleichen, hängen mit der Achse zusammen, mit der sie aus einem Baumstamme gemeißelt worden sind. Die Achsen aber drehen sich in zwei, mit entsprechenden Löchern versehenen Balken, die das Gestell tragen. — Man begegnet hier nur selten einem Wagen, weil in der ganzen Minahassa nur wenige Wege fahrbar sind. Die Lasten werden entweder auf dem Rücken der Pferde oder der Menschen selber fortgeschafft. So sahen wir bald darauf eine Reihe von Männern, wieder im Gänsemarsch, die mit ihren

Reis = oder Kaffee = Säcken recht langsam einher schritten. Sie waren im Begriff, ihre Lieferungen nach Manado zu bringen.

Unser Weg führte weiter durch die nicht unbedeutende Negerei Kakaskassen. Auf der breiten Dorfstraße konnte ich eine Schaar von Kindern in ihren Spielen beobachten. Die kleinen, völlig nackten Geschöpfe tummelten sich mit lautem Geschrei umher und zeigten eine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die ich nach Allem, was ich bis jetzt von den Alifuren gesehen, kaum erwartet hätte. Etliche liefen recht geschickt auf Stelzen. Andere umschwärmten sie und suchten sie aus ihrer hohen Stellung zu Falle zu bringen. Am Aste eines alten Baumes war mit einem Stricke eine einfache Schaukel angebracht, mit der sich ein anderes Häuflein nicht weniger laut vergnügte. Dort wieder übten sich einige mit einem Pustrohr aus Bambu nach einem Ziele zu schießen. Einer von ihnen wählte jedoch ein lebendiges Ziel, einen kleinen Vogel auf dem Gipfel eines Baumes, und war geschickt genug ihn zu erlegen. — Auch sah ich eine Knallbüchse ebenfalls aus Bambu. [Es mußte wohl eine besondere Gelegenheit sein, welche der Jugend des Ortes ein ausgedehnteres Spielen gestattete. Sonst werden die Kinder in der Minahassa schon frühzeitig mit auf die Felder genommen und zur Arbeit angehalten. Ja, an manchen Orten haben sie besondere Kinderarbeitsvereine (Mapalus), denen besondere Ackerstücke angewiesen werden.]

Auf der ganzen Hochebene die wir zu überschreiten hatten, kamen wir an manchem goldgelben Reisfelde vorüber und sahen hie und da jene Genoßenschaften bei ihrer Arbeit. Einige von den Feldern aber waren schwer beschädigt. Die meisten Aehren waren rein abgefreßen. Ich forschte nach dem Urheber des Schadens. Maluns schärferes Auge half ihn mir entdecken. An einigen Halmen saßen ganz kleine

Mäuschen, deren auf jedem zwei bis drei Platz genommen hatten und sich die Mahlzeit schmecken ließen. Es waren nur die Nachzügler eines größeren Schwarms, der einen breiten Strich in den Feldern kahl gemacht zu haben schien. Dies Ungeziefer soll hier manchmal eine völlige Misernte verursachen.

Allmählig senkte sich der Weg etwas und wir bekamen die große Negerei Tomohon zu Gesicht, das Ziel meiner ersten Tagereise, wohin ich ein paar Träger mit meinen Sachen vorausgeschickt hatte. Ich fand dieselben denn auch bei dem Distrikt-Häuptling. Das ist die höchste Stellung, die von Eingebornen bekleidet wird. Gewöhnlich sagt man Hukum besar.*) Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an ihn und wurde freundlich aufgenommen. Er empfing mich vor seinem Hause, in der Hand seinen Stock mit dem goldenen Knopfe, dem Abzeichen seiner Würde. Seine Kleidung war ziemlich europäisch, nur der große Dreimaster etwas auffallend. Da er ziemlich gut malaiisch sprach, konnten wir uns wohl mit einander verständigen. Er war sehr höflich und zuvorkommend. Ein so intelligentes Gesicht mit sanftem freundlichen Ausdruck, hatte ich hier unter den Eingebornen nicht zu finden erwartet.

Auch sein Haus unterschied sich sehr vortheilhaft von allen andern, die ich bisher gesehen. Die Treppe mit breiten Stufen führte zunächst in eine Veranda. Aus derselben trat man in ein offenes Gemach, wo sich ein Tisch, einige

*) Großer Richter. Seit dem Javänischen Kriege 1825—30, in dem einige dieser Häuptlinge selber mitfochten, andere Truppen stellten, ist der Titel „Major" aufgekommen, der bald allgemein gebraucht wurde. — Unter diesen Distrikt-Häuptlingen stehen andre Beamte, wie z. B. jede Negerei ihren Häuptling, Hukum tuwah (alten Richter) hat.

Stühle und niedrige Pritschen an der Wand befanden. Der erstere war bereits für mich gedeckt, und es wurde alsbald ein gutes Mahl aufgetragen, bestehend in Reis, einem gekochten Huhn, gebratenem Schweinefleisch, Fischen, Eiern uud köstlichen Früchten. Nur die Fische, die wie sie aus dem Bache gekommen in heißer Asche gebraten waren, mit allen Eingeweiden und Spuren von Schlamm auf dem Schuppen, waren nicht eben appetitlich. Die Reinlichkeit ließ überhaupt viel zu wünschen übrig. Beim Gebrauch der Stühle mußte man vorsichtig sein um sich nicht Hände und Kleider zu besudeln. Die Wände trugen ringsum zahlreiche Spuren des rothen Pinang-Speichels. Neben dem eben erwähnten Gemach war ein anderes, durch dessen Thür dann und wann ein Frauen- oder Mädchenkopf neugierig hervorguckte, aber sobald er bemerkt wurde wieder verschwand. Auf der entgegengesetzten Seite war ein anderes Zimmer, das mir zum Uebernachten angewiesen wurde.

Ich hatte lange am Tische gesessen und mir dies und jenes über die Gegend, über Sitten und Gebräuche ꝛc. sagen laßen. Der Häuptling rühmte mit ziemlich starkem Selbstgefühle seine Verdienste um die Förderung der Kaffeekultur. In keinem Distrikte sei eine solche Menge dieses Artikels im letzten Jahre erzeugt, wie in dem seinigen. Auch sei die ganze Bevölkerung desselben mit großem Fleiße in den Plantagen thätig ꝛc. Ein gutes Stück Großsprecherei war wohl mit dabei im Spiele, denn man braucht nicht lange in der Minahassa zu reisen um zu bemerken, welche starke Abneigung gegen den Kaffeebau überall herrscht, da die sorgfältige accurate Arbeit, die derselbe erfordert, den alifurischen Gewohnheiten sehr wenig entsprechend ist.

Die Abendkühle lockte mich zu einem Gange in's Freie, auf dem ich die große, weitläuftig gebaute Negerei in Augenschein nahm, über die ich von einem nahen Hügel eine

hübsche Ueberschau gewann. Auf dem Rückwege würde mich die schnell eintretende Dunkelheit überrascht haben, wenn nicht schon der helle Mond an dem immer heiteren Himmelszelt gestanden hätte. Sein Licht schien die ganze Ortschaft noch recht belebt zu erhalten, denn von verschiedenen Seiten hörte man Singen und lautes Getreibe. An einer Stelle wurde Musik gemacht, aber solche, die ein musikalisches Ohr durch ihre ungelösten Dissonanzen zur Verzweiflung bringen kann. Wahrscheinlich begleitete sie den Tanz der jungen Leute. An einer andern Versammlung führte mich mein Weg vorüber. Vor dem Wachthause nämlich saß eine Schaar von Männern, auf die der flackernde Schein des Wachtfeuers fiel. Solch ein Häuschen, findet sich in jeder Negerei. Es besteht aus einem offenen, nur nach 3 Seiten geschloßenen Schuppen, an dessen Rückwand ein geschützteres Gemach auf niedrigen Pfählen angebaut ist. Dort hat der Wächter seine Lagerstatt, auch wird daselbst die Gemeindekasse und mehrere Gegenstände zum öffentlichen Gebrauch aufbewahrt. Im offenen Raume sieht man einen Gong,*) um des Nachts die Stunden darauf zu schlagen (wenn der Wächter, es nicht verschläft, oder es so schlau macht wie jener, der, um ganz sicher zu gehen, Abends um zehn Uhr in kurzen Absätzen die sämmtlichen Stunden bis fünf Uhr Morgens abschlug). Ferner ist die kleine Lärmtrommel vorhanden und eine sehr sinnreich construirte Uhr, die durch tropfendes Waßer an einer vollgewordeneu Kokosschale den Verlauf einer Stunde anzeigt. Dort hängt ein Bündel Stricke von Palmenfasern, darunter ein Block um die Gefangenen einzuspannen, denen man dann und wann grausamer Weise auf die eingeklemmten Beine noch geschabte Kokosnuß streut und dadurch Schaaren von Ameisen über

*) Ein kupfernes Becken, das einen weit hörbaren Ton giebt.

die Unglücklichen zu einer furchtbaren Qual herbeiruft. Sonst aber ist das Wachthaus auch der Ort der Menschenfreundlichkeit. Ein jeder reisende Inländer wird in demselben unentgeltlich auf Kosten der Gemeinde gespeist und verpflegt.

Das Wachthaus von Tomohon bot mir in der zwiefachen Beleuchtung einen interessanten Anblick. Die Gruppe der Männer hockte im Halbkreise um das Feuer, an dem einer der Wächter gemächlich seinen Reis kochte. Es wurde eine lebhafte Unterhaltung geführt; zuweilen aber lauschten alle auf Einen, wobei die Gestalten, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das Kinn in beiden Händen, eine wie die andre regungslos da saßen. Hatte der Sprecher seine Pointe herausgebracht, so wurde ihm lauter Beifall gezollt, meist mit hellem Gelächter.

Von dem Inhalte der Unterhaltung verstand ich damals nichts. Später habe ich oft erfahren, daß vor dem Wachthause gewöhnlich gekannegießert wird. Dort ist ein Sammelplatz wie in der deutschen Dorfschänke. Alle Neuigkeiten werden mitgetheilt und kritisirt. Vielfach hört man Unzufriedenheit über die Steuern, über die Maßregeln der Regierung und ganz besonders über die, ganz im Gegensatz zur Darstellung des Hukum besars, vielen höchst unwillkommene Kaffenkultur. Sonst aber werden auch Geschichten aus alter Zeit erzählt, Späße gemacht, und wenn der Spottlust erst die Schleuse aufgethan ist, so wird manche Persönlichkeit durchgehechelt.

Auch unter der Veranda meines Wirthes hatte sich eine Gesellschaft versammelt. Die einigermaßen vollständigere Kleidung der Männer machte mich hier zuerst auf den Standesunterschied aufmerksam, der ziemlich scharf die Bevölkerung scheidet. Es giebt einen ausgedehnten Erbadel (Bangsa), zu dem die Familien gehören, welche ihre Abkunft auf irgend einen

durch Kopfnellen, durch Jagd-Abenteuer oder sonst wie berühmt gewordenen Urahnen zurückführen. Bei den Verheirathungen wird mit seltenen Ausnahmen eine standesgemäße Wahl getroffen. Für ein Mädchen von Adel wäre es eine Erniedrigung einem gemeinen Manne die Hand zu reichen. In der ganzen Lebensweise, sowie hinsichtlich der Kultur und Sittlichkeit unterscheiden sich die adligen Herren und Frauen, wie ich sie dort in Tomohon sah, sehr wenig von den andern.

Mein Erscheinen störte zuerst die sehr lebhafte Unterhaltung. Ich wurde mit neugierigen Blicken beobachtet. Allmählich wurden sie zutraulicher und da Manche von ihnen etwas Malaiisch sprachen, so kamen wir bald in ein Gespräch, in dem ich auf allerlei Anfragen über europäische Verhältnisse Auskunft zu geben hatte.

Als ich mich, ermüdet, zur Ruhe begab, hörte ich das Schwatzen und Lachen wieder lauter. Vielleicht wurden Bemerkungen über den Fremdling ausgetauscht. Sonst geben sie einander bei solcher Gelegenheit Räthsel auf, oder es werden Geschichten erzählt oder auf Personen und Verhältnisse witzige Anspielungen gemacht. Die ganze Unterhaltung bewegt sich aber meistentheils im Tone niedriger Unsittlichkeit, der auch bei den Frauen nicht Schamröthe, sondern oft frechen Beifall findet. Bei solchen Gesellschaften macht die Pinangdose oftmals die Runde und die Kinnbacken sind fortwährend in Bewegung. Oft geht auch die halbe Kokosnußschale mit Palmwein (Sagower) herum, und dann wird die Unterhaltung um so heiterer.

Das Krähen der Hähne, die in einer nahen Baumkrone übernachtet hatten, weckte mich beim ersten Morgengrauen. Bald folgte ein andrer Ton, nämlich der der Reisstampfe, die von den Frauen unter jedem Hause in Bewegung gesetzt wird. In einem Holzblocke befindet sich ein Loch, in welchen der Reis wie er gedroschen, 'oder vielmehr aus den Aehren

ausgetreten worden ist, geschüttet wird. Durch Stampfen mit einer Keule vom härtesten Holze wird er enthülst, wie man ihn zum Kochen gebraucht. Diese Bearbeitung erfüllt die Luft mit einem dumpf hinzitternden Tone, wie von fernen Glocken, der wohl Jedem, der ihn öfter gehört hat, in der Erinnerung bleibt.

Ich rüstete mich bald zu der für heute vorgenommenen Besteigung des Lokon, auf der mich außer meinem Burschen noch ein paar Männer von Tomohon als Führer begleiten sollten. Trotz meines energischen Treibens zum Aufbruche kamen wir jedoch wieder fast eine Stunde später fort als beabsichtigt war. Diese Trödelei ist ja freilich etwas in den indischen Besitzungen ganz allgemeines. Endlich waren wir unterwegs. Bis zur Negerei Kaijawu konnte ich das Pferd benutzen. Wir kamen an einigen Kaffeeplantagen vorüber, die aber weniger gut gehalten waren als die in der Nähe von Manado. Es war Zeit, daß die Bäumchen von dem hohen Grase befreit wurden, wenn sie nicht ersticken sollten. An einer andern Stelle aber sollte ich noch ein stärkeres Zeichen von Nachläßigkeit und Arbeitsscheu finden. Ich war zur näheren Betrachtung einer mir neuen Species von Farnkraut abgestiegen und mußte mich etwas durch das Dickicht arbeiten. Dabei trat ich auf einen Haufen Kaffeebohnen, die mit Resten der verwesten Hülsen vermischt waren. Auf meine Frage, wo denn die hierher kämen? sagte Tomalun mit einem lachenden Blick auf die beiden andern Begleiter: „Hier wird sich wohl einer von den Leuten von Tomohon die Arbeit leicht gemacht haben. Anstatt die ihm zugemeßenen Früchte nach Hause zu tragen, zu enthülsen, zu reinigen und zu trocknen, hat er sie hier abgesetzt, und wird wohl eine Ausrede gewußt haben, wie sie anderweitig abhanden gekommen seien.“ Das stimmte freilich schlecht zu dem Eifer für den Kaffeebau, den der Hukum besar von seinen Leuten rühmte.

Weiter hin sahen wir wieder Reisfelder. Da sie vom Dorfe weit enfernt sind, haben sich die Leute dort Hütten gebaut, in denen sie übernachten. Wir trafen die Arbeitergesellschaft, aber in völliger Unthätigkeit. Es war Streit zwischen ihnen ausgebrochen, ob zuerst auf diesem oder auf jenem Felde zu arbeiten sei. Da eine Ausgleichung nicht gelingen wollte, so saßen die beiden Parteien gemächlich einander gegenüber, und jede wartete, die andere solle die Entscheidung des Häuptlings zur Schlichtung des Streites veranlaßen. So sahen sie ruhig zu, wie ihre Reisernte von den viel geschäftigeren Feinden, den kleinen Mäusen stündlich geschmälert wurde.

„Wenn die Leute von Tomohon es so treiben, dann werden ihnen die Mäuse nichts zu essen übrig laßen", bemerkte ich zu meinem Burschen. Der aber wußte bald einen Ausweg. „Nun mein Herr", erwiderte er, „dann müßen sie Sago eßen". Dabei deutete er auf mehrere ausgedehnte Gruppen von Sagopalmen, am Fuße eines nahen Hügels. Die 15 bis 20 Fuß langen gefiederten Blätter, die bei den jungen Bäumen dicht über dem Boden aus dem Stamme hervorgekommen sind, zeigten ein üppiges Wachsthum. Man findet den Baum in der Minahassa häufig; doch nur im Falle der Noth wird sein Mark als Nahrungsmittel gebraucht. Für gewöhnlich benutzt man nur die Blätter, die ausgezeichnetes Material zum Decken der Häuser abgeben.

Noch größeren Werth legt der Alifure auf die Arengpalme, seinen Liebling unter den Bäumen, da sie ihm den Saft liefert, der frisch und gegohren sein Getränk bildet. Die Art der Gewinnung desselben lernte ich bald darauf kennen, als unser Weg an einigen Bäumen dieser Art vorüberführte. Unter mehreren abgeschnittenen Blüthenstielen waren Bamburohrstücke angebracht, in welchen der Saft aufgefangen wurde. Der Eigenthümer hatte soeben die über

Nacht angesammelte Masse in andre ähnliche Gefäße ausgeschüttet deren eines, auf seinem Rücken befestigt, hoch über seinen Kopf hervorragte, während er zwei kleinere in den Händen trug. Aus einem der letzteren bot er, als wir vorüberkamen, in gastfreier Weise meinen Leuten einen Trunk an. Obgleich das Gefäß in Bezug auf Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig ließ, kostete auch ich den widerlich süßen Saft, von dem meine Begleiter mit Behagen einen tüchtigen Zug nahmen. Gastfreundschaft ist eine schöne Sitte der Alifuren. Besonders aufgelegt zu derselben sind sie bei ihren Arengpalmen, bei denen sie sich immer in heiterster Stimmung befinden. Andrer Arbeit suchen sie mit allerlei Entschuldigungen aus dem Wege zu gehen und trödeln so lange als möglich. Kommt aber das Palmensaftzapfen, so können sie kaum die Zeit erwarten. — In gegohrenem Zustande ist dieser Saft übrigens der stark berauschende Sagower, der fast noch mehr geliebt wird als das frische Getränk.

Die Erzählung der Besteigung des Lokon brechen wir hier ab, da sie in ihrem Verlaufe ein speciell geologisches Interesse hat.

Ein ähnlicher Ausflug wurde zur Erforschung des im Osten gelegenen Masarang unternommen. Auch dieser ist, wie der erstgenannte Berg, ein erloschener Vulkan. Von diesem Ausfluge theilen wir nur die Beschreibung eines Opferplatzes mit. Derselbe hatte eine abgelegene Lage mitten im Walde. Unter mächtigen Kampherbäumen war ein Fleck von Gesträuch und hohem Grase befreit und eine Hütte, oder vielmehr nur vier Pfähle mit einem Dache aufgeschlagen. Unter demselben saß ein Walian, Priester, auf einer niedrigen Bank. Vor ihm brannte ein Feuer, über dem in einem

irdenen Gefäße Reis kochte. Der Priester war grade mit dem Rupfen eines Huhnes beschäftigt, das gleichfalls über dem Feuer zubereitet werden sollte. Dazwischen stärkte er sich ab und zu mit einem Trunk Sagower aus seinem neben ihm stehenden Bamburohr. Die Mahlzeit wurde für die Götter bereitet; doch bekommen sie davon nur wenig zu kosten. Den größten Theil läßt sich der Walian selbst schmecken. Ein sonderbarer Opferaltar stand unter einem der hohen Bäume. Es war ein kleines Gestell von Bambustäben, dessen vier Ecken mit kleinen Büscheln von Palmenblättern verziert waren. Von demselben ging eine Guirlande hinauf in die Zweige des Baumes. An dieser sollen die Götter hernieder steigen, und die kleinen Proben der Speise genießen. Dazu werden sie eingeladen mit dem oft wiederholten Rufe: Mei mo ĕmpung! kumàn wo mĕllĕp-ôtô! d. h. Kommt Götter, eßt und trinkt, allons!

Diese Götter der Alifuren sind übrigens zum großen Theil die Geister ihrer Vorfahren, namentlich solcher die sich durch ausgezeichnete Thaten einen berühmten Namen gemacht haben, wie denn überhaupt ihre Religion sich aus Ahnen-Kultus entwickelt hat.

Von Tomohon führte der Weg weiter durch eine Ebene, begrenzt von fernen Bergzügen. Weit und breit erglänzte manches goldige Reisfeld. Nicht minder schön muß der Anblick sein, wenn die Saat in lichtem Grün prangt.

Meine Naturbetrachtungen wurden heute jedoch durch einen unangenehmen Zwischenfall unterbrochen. Wir hatten kaum eine Viertelstunde Weges zurückgelegt als mein Diener erschrocken stehen blieb. „Was giebt's denn?" fragte ich. Er aber schien vor Entsetzen gar nicht zu hören. Erst seinem

starren Blicke folgend fand ich den Gegenstand, der seinen Schrecken verursachte: eine kleine Schlange, die zwanzig Schritt vor uns sich über den Weg schlängelte. „Vor diesem Thierchen fürchtest du dich Tomalun!" rief ich lachend. Er jedoch fing flehendlich an zu bitten: „„Nicht wahr, Herr, wir kehren um"". „Warum denn umkehren?" „„Sonst geschieht uns ein großes Unglück. Bei Euch, Herr, mag es anders sein, aber hier zu Lande dürfen wir an einem Tage wo uns solches Zeichen begegnet nicht weiter gehen; sonst müßen wir umkommen"". Zuerst suchte ich dem vor Furcht zitterden Jungen seinen Aberglauben auszureden, aber er blieb beharrlich dabei: „„Ich gehe heute keinen Schritt weiter"", und war nicht von der Stelle zu bringen. „„Die Götter werden uns tödten"", wiederholte er mehrere Mal mit Schauder. Nun braucht ich Ernst und erhob die Reitpeitsche. Damit wurde es jedoch noch schlimmer; denn nun warf er sich auf den Boden und schrie: „„Tödte mich, aber ich gehe nicht weiter"". In der Tasche, die er trug befand sich unter anderm mein Thermometer. Richtig, beim Niederfallen war das Instrument zerbrochen. Die verdienten Schläge konnten dem Uebelthäter nicht geschenkt werden. Er nahm sie jedoch mit einer häßlichen, sklavischen Unterwürfigkeit hin, daß ich wohl früher, als zunächst meine Absicht war, mit denselben inne hielt. Was nun thun? Zur Beobachtung der heißen Quellen, die wir heute antreffen sollten, konnte ich das Thermometer nicht entbehren. Glücklicher Weise hatte ich ein zweites zur Reserve in meinem vorläufig in Tomohon zurückgelaßenen Koffer. Also hieß es: Umkehren!

Während ich beim Hukum besar meine Sachen auspackte, hatte sich Tomalun in die Küche geschlichen und sich eine Hand voll Reis verschafft, den er hastig herunterschlang. Darauf legte er sich der Länge nach auf dem Boden der Veranda nieder, schloß die Augen und schnarchte laut. Bald

aber erhob er sich ganz lustig und rief: „So nun ist ein anderer Tag, jetzt geschieht uns kein Unheil mehr!““ — Ich weiß nicht, ob ich mehr über diese Albernheit gelacht habe oder mich ärgerte über diese Nichtswürdigkeit, mit der der Junge so seine Götter überlisten wollte.

Nach dieser unangenehmen Verzögerung wurde die Reise noch einmal angetreten. Wir passirten die Negerei Sarongsong, die von einer aus einer Felswand entspringenden Quelle, wie sie hier öfter vorkommen, ihren Namen hat. Von hieran führte unser Weg wieder über Berg und Thal. Bald hatten wir einige Männer eingeholt, die in derselben Richtung gingen. Ich knüpfte mit ihnen eine Unterhaltung an um auf andre Gedanken zu kommen, denn das zerbrochene Thermometer lag mir noch immer im Kopfe. Tomalun mußte den Dollmetscher machen. Unsre Begleiter waren auch nicht in fröhlicher Stimmung. Sie mußten heute für den Häuptling arbeiten, wie demselben täglich von der Gemeinde einige Mann gestellt werden. Da gab es manches zu klagen über die Plackerein denen sie ausgesetzt seien nicht blos von dem Hukum besar, sondern mehr noch von den unter ihm stehenden Beamten. Man murrte, daß sie ein faules Leben führten, während die andern Insaßen der Negerei für sie arbeiten und ihnen Abgaben geben müßten. Auch gehe es sehr parteiisch zu. Wer sich den Kapala djaga (den Wachthauptmann) und den Meweteng (Steuererheber) nicht zum Freunde mache, komme immer schlecht weg. Die heutige Arbeit schien den Leuten, die sie stets mit sehr kläglicher Miene erwähnten, um so unangenehmer, als sie unter Aufsicht stattfindet. Da können sie es sich freilich nicht so bequem machen wie auf den eignen Feldern. Der Aufseher schien auch nicht grade ihr Freund zu sein. Denn als er hinter uns kommend mit seinem Rotang-Stöckchen*) in der Hand

*) Spanisches Rohr.

bemerkt wurde, wurden sie schweigsam und die Gesichter noch verdrießlicher.

Sonst findet man übrigens auch das Verhältnis der Eingebornen zu ihren Vorgesetzten viel besser. Ja der Ausdruck, mit dem die Häuptlinge ihre Leute gewöhnlich als „ihre Kinder" bezeichnen, erinnert an patriarchalische Zustände. Meistentheils scheint jedoch ein recht despotisches Wesen an der Tagesordnung zu sein. Die Lust zum Herrschen liegt wohl im Volkscharakter, daher zu den amtlichen Stellungen immer ein großer Zudrang ist; der Glückliche, der eine solche erreicht hat, weiß sich sehr bald in seine Würde und in den obrigkeitlichen Ton zu finden, denen gegenüber, mit welchen er eben noch den Stand theilte.

Einen Paal*) von Sarongsong kamen wir auf höchst interessanten vulkanischen Grund und Boden. Der Weg ist gelb, weiß und roth (von verbrannter Erde und Trachyt.) Weiter zeigte sich rechts ein kleiner flacher Teich, umgeben von kleinem vertrocknetem Gestrüpp. Das Waßer ist warm und hat an einigen Stellen, wo dann und wann Schwefeldämpfe emporsteigen, eine gelbliche Färbung.

Bald aber erreichten wir den bedeutenderen vulkanischen See, Namens Lino, nachdem wir von der Negerei Lahendong aus einen Bergrücken erstiegen, von dem wir zurück schauend einen herrlichen Blick über die üppig bewaldeten Höhen bis zum dunkeln Meer im Hintergrunde hatten. Nicht weniger schön zeigte sich einige Hundert Schritte weiter nach der andern Seite der genannte See, der wie ein abgemeßen ovaler Spiegel vor unsern Füßen lag. Still und friedlich ist das Thal, das nach allen Seiten von wellenförmigen Bergen eingefaßt wird, die rechts und links von den Gipfeln des

**) In den niederländischen Kolonien werden die Wege nach Paalen (Pfählen) gemeßen. 1 Paal = 20 Minuten zu gehen.

Linkoan und Tolanko, im Hintergrunde von dem des Tampusu gekrönt sind. — Wer ahnte wohl, daß dieses liebliche Bild nur Tod und Verderben bedeckt? doch da und dort am Ufer, mit der auffallend gelblichen Färbung, steigen Dämpfe auf. Kommt man näher, so bemerkt man einen an vielen Stellen kochenden und brodelnden Morast. Wehe dem Verwogenen, der sich bis an den stillen Waßerspiegel heranwagen wollte! Er würde ehe er ihn erreichte der unterirdischen Gluth zum Opfer fallen.*)

Ich stand an einer merkwürdigen Stätte, für den Geologen interessant wie wenig andere. Das Thal des Sees von Lino ist nämlich jedenfalls ein großer Krater, dessen vulkanische Thätigkeit noch nicht ganz verloschen ist.

Ich mußte den Ort zu fortgesetztem Beobachten noch mehrere Male besuchen und nahm dazu mein Standquartier in der Negerei Sonder. Um dahin zu gelangen gingen wir bis Lahendong zurück, und von da weiter durch Leilem, eine große, aber sehr vernachläßigte und verfallene Ortschaft. Wenn hier zu Lande die Gebäude nicht fleißig reparirt werden, so drohen sie bald den Einsturz. Auch der Schmutz war arg.

Etwas erträglicher fand ich es in Sonder, wo ich mich in der Loge leidlich einrichtete; denn meine Sachen waren bereits eingetroffen. — Diesen Abend hatte ich eine gute Gelegenheit ein Stück Volksleben zu beobachten. Es wurde ein Erntefest gefeiert. Darunter ist freilich kein religiöses Fest zu verstehn. Die Priester haben dabei nichts zu schaffen. Es ist im eigentlichsten Sinne ein Volksfest, bei dem auch die Rohheit und das sittliche Verderben des Volkes aufs deutlichste zu Tage tritt.

---

*) Ein italienischer Graf de Vidua endete auf diese Weise dort sein vielbewegtes Leben im Jahre 1830, nachdem er fast alle Länder der Erde durchreist hatte.

Gegen Abend bemerkte ich schon einige Mädchen, mit Blumen und bunten Tüchern phantastisch geschmückt. Auf dem Kopfe hatten sie Kränze von Reisähren. Auch die Jünglinge hatten sich mit Reishalmen und Baumzweigen sonderbar ausgeputzt. Sie eilten zum Tanzplatze mitten im Dorfe, dessen Lage ein immer lauter werdendes Schreien, so wie der Ton von Instrumenten andeutete. Auch ich begab mich dorthin und kam grade zum Anfang des feierlichen Reigentanzes. Bei dem fast tageshellen Mondscheine konnte ich Alles genau beobachten. Die Tänzerinnen hatten ein Tuch in der Hand, mit dem sie hin und her wehten. Langsam, gemeßen und zum Theil recht graziös gingen die Bewegungen vor sich, bei denen die Füße sich kaum merklich über den Boden erhoben. Dabei wurden in eintöniger Weise einige Strophen gesungen. Wie ich später erfuhr enthielten sie zunächst in manchen Variationen den Dank für den von den Göttern gespendeten Erntesegen. Dieser Gesang wurde jedoch von einem Instrument begleitet, das einen mit musikalischem Gehör begabten Menschen leicht zum Davonlaufen bringen kann. Der Kolintang besteht aus einem Rahmen mit vier helltönenden Becken, die mit Stäben geschlagen fortwährend eine Disharmonie (z. B. a c f h) erklingen laßen, während der Gong einen tiefen Baß-Ton dazubrummt. Für unsre Ohren ist das Geklingel fast unerträglich. — Bald wechselten die Lieder. Die Bewegungen wurden schneller. Lautes Gelächter mischte sich in den Gesang. Der Text entfernte sich wohl immer mehr von den Grenzen des Anstandes und demgemäß artete auch der Tanz mehr und mehr aus. Zuletzt war die rohste Gemeinheit und schamlosefte Unzucht am Ruder. — —

Bei dem allen sahen die Alten, die mit zugegen waren, zu, als ob nichts Anstößiges geschähe. Die Männer saßen in Gruppen umher und sprachen wacker dem Bamburohr

mit dem berauschenden Sagower zu, das fleißig die Runde machte; und wenn hier und da ein Mädchen sich besonders hervorthat, so wurde wohl auch von dieser Seite mit eingestimmt in das gellende Lob der Burschen, welches ihre Gemeinheit belohnte. — Daß mein Tomalun mitten in dem tollen Getreibe sich befand, brauche ich nur zu erwähnen.

So feiern die Alifuren ihr Erntefest. — Ich suchte durch einen Gang vor die Negerei ruhigere Eindrücke zu gewinnen; aber das tolle Getreibe tönte mit lautem Juchheh zu mir herüber. Die Disharmonie des Kolingtang wollte mir nicht aus den Ohren und die Disharmonie eines schön begabten, aber tief entsittlichten Volkes wollte mir nicht aus den Gedanken.

Von den schönen Anlagen der Alifuren waren mir schon manche Spuren entgegengetreten. Z. B. ihre Geschicklichkeit zu allerlei Kunstfertigkeiten ist sehr bemerkenswerth. Schon in einigen Dörfern hatte ich einen Schmied gesehen, der mit großer Gewandtheit Hackemeßer, Beile, Säbel und andre Geräthschaften verfertigte. Nicht selten trifft man auch Goldschmiede, die sich nicht blos darauf verstehen allerlei zum Theil ganz geschmackvolle Schmucksachen zu machen, sondern sehr bald sich in jede andre Arbeit finden, wie mir z. B. ein solcher einmal das Schloß von meinem Gewehr ganz ordentlich reparirt hat. Man braucht auch nur manche Gegenstände des täglichen Gebrauches, wie die oft mit hübschen Mustern versehenen Matten, die aus Palmblatt-Fasern geflochtenen Schachteln, die Körbe, Hüte und dergl. anzusehen, und muß sich wundern über die Geschicklichkeit, mit der alle diese Sachen gearbeitet sind. Das Volk steht keineswegs auf der niedrigsten Stufe der Naturvölker.

Auch in seinem Charakter findet man manche anziehenden Züge. Die sanfte Gemüthsart, die sich auch in der weichen Sprache abspiegelt, tritt überall deutlich zu Tage. Freundlich, gefällig und hilfreich zeigt sich der Alifure fast immer, und seine Gastfreundschaft geht weit. Aber alle diese guten Seiten verschwinden unter dem Schmutz der Unsittlichkeit, der übrigens auch mit dem physischen Schmutze zusammenhängt. Es ist nicht zu verwundern, wenn das Zusammenleben mehrerer Familien in einem Raume ohne Abtheilungen, (wie ihre Häuser sind) in dem sich auch manche Hausthiere: Hühner, Hunde 2c. mit aufhalten, wo alles von Unsauberkeit starrt, das sittliche Gefühl abgestumpft hat. Ehescheidungen sind an des Tagesordnung und Vielweiberei findet sich auch ohne Tadel, vielmehr als ein Beweis von Reichthum. — Trägheit und Unlust zur Arbeit, welche letztere eigentlich nur gethan wird wenn ein Zwang da ist, stellt sich jenem Schaden des Volkslebens an die Seite. Wenn es sein muß, können sie arbeiten, aus freiem Triebe kommen sie nie dazu.

Was könnte nicht aus diesem Volke werden, wenn es in diesen beiden Stücken anders stände!

Von Sonder besuchte ich auch einen westlich bei der Negerei Tintjep gelegenen Waßerfall, der eine nicht unbedeutende Waßermasse in der Höhe von 70 Fuß über eine scharfe Felskante herabwälzt. Donnernd und schäumend stürzt die Fluth in das im Trachytfelsen ausgewaschene Becken und sendet eine Säule von Waßerdampf empor, in der ein Regenbogen spielt: ein prächtiges Schauspiel mitten in der stillen lieblichen Natur.

In Sonder wurde ich länger, als meine Absicht war, aufgehalten. An mehreren Tagen traten heftige Regengüße ein, die jeden Ausflug unmöglich machten. Wer nie in

einen Tropenlande war, kann sich von der Macht solches, meist plötzlichen Regens keine Vorstellung machen. So war auch auf meinem weiteren Wege eine Brücke hinweggeschwemmt, und ich hatte noch einen Tag länger zu warten bis ich die Reise fortsetzen konnte.

Endlich brach wieder ein heiterer Morgen an. Nach solcher Unterbrechung trüber Tage erscheint die Natur doppelt schön. Beim Erwachen wird man begrüßt vom Gesange der Vögel, deren mehrere ihre bestimmte Melodie unermüdlich wiederholen. Der Ruf des einen gleicht dem unsres Pyrols. Die ganze Vegetation scheint aufs Neue von üppiger Lebenskraft durchdrungen und überall auf den Blättern und Blumen blitzen die hellen Tropfen im Sonnenlicht wie Diamanten. — Dies mal gelang es wirklich den Aufbruch so zu beschleunigen, daß der Genuß der erquickenden Morgenluft nicht verloren ging.

Vor uns lag im bläulichen Dufte die Gruppe von Bergen, welche meine Beobachtungen für die nächste Zeit in Anspruch nehmen sollten, deren höchster Gipfel der Soputan ist. Je näher wir kamen, desto deutlicher und riesiger traten die abgestumpften Kegel hervor: lauter Vulkane.

Der Weg führte durch zwei andre Ortschaften*) nach Tompaß. Hier nahm ich mein Quartier um jenes interessante Gebirge zu untersuchen. Der Hukum besar empfing mich sehr zuvorkommend und diensteifrig. Ich wurde mit einem guten Gericht wilder Hühner, die man hier im Walde vermöge eines wohlabgerichteten zahmen Hahns zu fangen weiß, gut bewirthet. Doch erklärte mir der Wirth während der Mahlzeit etwas verlegen, daß es keine Möglichkeit sein werde am folgenden Tage Leute zur Besteigung des Saputan zu beschaffen. Es werde hier ein Fosso gefeiert, und bei dieser Gelegenheit ruhe alle Arbeit. Es werde ihm nicht gelingen

*) Kihawa und Kawangkoan; Letzteres ist eine große, unregelmäßig gebaute Negerei.

die verlangten Männer zu stellen. — Tomalun war über diese Nachricht ganz außer sich vor Freuden; denn Fosso ist ein Opferfest, bei dem auf Kosten des Veranstalters von der ganzen Gemeinde und Jedem, der dazu kommt, gut gegessen und getrunken wird und bei dem für die Jugend die Belustigungen auch nicht fehlen.

Ich mußte mich darein fügen, am nächsten Tage anstatt der geologischen, ethnologische Untersuchungen vorzunehmen. — Jene Fossos sind die bedeutendsten religiösen Gebräuche der Alifuren, und die Priester, (Walians) haben bei denselben ihre Hauptbeschäftigung. Manchmal werden sie von der ganzen Gemeinde veranstaltet, meistens aber von einzelnen, die sich einen berühmten Namen machen und die Gunst der Götter erwerben wollen, oder auf diese Weise Abwendung irgend eines Unglücks erwarten. Das letztere war auch diesmal der Fall. Mein Bursche wußte mir bald die ganze Geschichte zu erzählen. Der Veranstalter des Festes war einer der reichsten Leute. Vor kurzem hatte er sich mit großem Aufwande seine dritte Frau gekauft,*) die wohl 30 Jahre jünger war als er selbst. Die Eltern derselben hatten eigentlich nur ein gutes Geschäft machen wollen. Vierzehn Tage nach der Hochzeit hatte die junge Frau wieder fortlaufen müßen und war unter erneuter Zahlung eines Kaufpreises wiedergeholt werden. Nun ärgerte sie den Alten so, daß ihm zuletzt die Geduld riß, und er ihr eine gute Portion Schläge zumaß. Darauf folgte die Ehescheidnng und der überlistete Gatte war um die Hälfte seiner ganzen Zahlungen geprellt; mußte sich auch nunmehr wieder mit seinen beiden andern Frauen begnügen, deren erste bereits ein altes Mütterchen ist. — Bald darauf war sein ältester Sohn von Kopfnellern

---

*) Alle alifurischen Heirathen geschehen unter Bezahlung eines Kaufpreises an die Eltern der Braut.

im Walde getödtet worden. Endlich wurde nun auch seine zweite Frau sterbenskrank. Da ließen denn die Walians nicht nach und drohten, der Zorn der Götter werde immer noch härter über ihn und sein Haus kommen, wenn er nicht ein Fosso mache. Das that er denn, namentlich um der kranken Frau das Leben zu erhalten.

Die Festlichkeiten waren im vollen Gange und hatten schon drei bis vier Tage gedauert. Vor dem Hause des Festgebers stand ein kleines Gestell, ähnlich wie ich es auf dem Opferplatz bei der Besteigung des Masarang gesehen hatte. Auch hier führte eine Guirlande von demselben bis zum Gipfel eines Baumes, damit die Götter daran herniederstreigen sollten und die Opfergaben von jenem kleinen Altar in Empfang nehmen. Im Hause selbst war die ganze Verwandschaft und Freundschaft, festlich geschmückt, versammelt. In der Mitte befanden sich einige Walians, von denen einer als der Oberpriester zu erkennen war. Er sprang auf einem auf Unterlagen ruhenden Brette wie wahnsinnig, einen Wedel von Palmblättern in der Hand schwingend, indem er unabläßig sang. Man sagte mir, daß er jetzt von Gotte Lembej beseßen sei, und sich in diesem Zustande schon fünf Stunden befinde. Endlich fiel er zu Boden. „Nun ist er todt,“ riefen die Anwesenden. Vier andre Walians deckten ein Tuch über ihn, und nun, wurde mir gesagt, sollte ein großes Wunder geschehen: sie würden dem Oberpriester ein Stück Zunge abschneiden. Wirklich zeigten sie auch ein Stückchen einer fleischigen Masse vor, das sie in die Luft warfen und wiederfingen. In einem Augenblicke konnte ich es schärfer beobachten, und erkannte ein Stück von einem Hahnenkamm. Nun wurde von einem Walian ein Rauchfaß geschwungen, und mit eintönigem Gemurmel der Gott Lembej um Wiederbelebung des Oberpriesters angerufen. Dann fingen sie an zu pfeifen um die entflohene Seele zurückzulocken. Die Seele

aber schien nicht hören zu wollen, denn der Oberpriester, wahrscheinlich durch die Masse des genoßenen Sagower und die Anstrengungen des Tanzes in tiefen Schlaf versenkt, schnarchte ziemlich vernehmlich. Endlich erwachte er wohl von dem Pfeifen, sprang auf, schüttelte das Tuch von sich, aber that eine Zeitlang als sei er stumm. Darauf wurde ihm das abgeschnittene Zungenstück unter Räuchern und Singen wieder eingesetzt; er kaute etwas Pinang und erhob dann auch seine Stimme um den Göttern für seine Wiederbelebung zu danken. — Dabei lag die kranke Frau*) bei diesem Heidenlärm auf einer Matte in der Ecke, ohne daß sich Jemand um sie bekümmerte. Sie war erschrecklich im Schmutze vernachläßigt. Es war nicht schwer, eine Lungenentzündung im letzten Stadium an ihr zu erkennen. Der Aermsten war nicht mehr zu helfen. — Des Abends war zuerst große Schmauserei, dann ließ sich Gong und Kolintang vernehmen und das Tanzen ging los, bei dem das lüderliche schamlose Treiben, wie in Sonder, nicht fehlte.

Am folgenden Tage kam die Entscheidung des ganzen Opferfestes. Neun Schweine wurden unter mancherlei Ceremonien geschlachtet, die Herzen derselben von allen Walians untersucht, ein Stückchen von jedem auf das Opfertischchen gelegt, und als Ergebnis der Untersuchung der Spruch verkündigt, daß die Götter dem Festgeber langes Leben, beständige Gesundheit, viele Kinder und wer weiß was alles, schenken würden. Darauf erhielten die Walians ihren Lohn: jeder ein Schwein; der Oberpriester bekommt deren zwei.

*) Das hier beschriebene Fosso ist übrigens nicht dasjenige, welches gewöhnlich zur Heilung von Krankheiten angewendet wird. Dazu werden andre Ceremonien veranstaltet, namentlich das Einfangen der Seele, die wie man meint, den Körper verlaßen hat und draußen im Feld und Wald umherirrt. Die Walians bekommen sie gewöhnlich und bringen sie, in ein Tuch gewickelt, zurück.

Des Abends herrschte wieder im ganzen Dorfe die zügelloseste Ausgelaßenheit. Die arme Frau aber war am andern Morgen eine Leiche.

So hatte ich denn Gelegenheit, die sonderbaren Begräbnisfeierlichkeiten zu beobachten. Die Luft war bald erfüllt mit lautem Klagegeschrei, zu dem einige Weiber besonders gedungen zu sein schienen, die durcheinander winselnd und heulend die guten Eigenschaften der Verstorbenen priesen. Dabei war jedoch unter manchem der schwärzen Kopftücher ein sehr gleichgiltiges ja lachendes Gesicht zu bemerken, das zu dem vorgeblichen Schmerze in sonderbarem Widerspruch stand. Die Leiche selbst hatte man in hockender Stellung, die Kniee an das Kinn gestemmt, auf einen Stuhl gesetzt. Um sie in dieser Stellung zu erhalten, war sie mit Tüchern fest umwunden. Kopf und Hals war mit goldenem Schmucke angethan.

So bleibt die Leiche stehen bis zur Beisetzung. Das Weinen und Klagen aber geht ununterbrochen fort. Soll das Begräbnis beginnen, so wird der Wittwer von einer alten Frau zur Leiche geführt, nachdem man ihm Tücher über den Kopf gehängt hat. Er nimmt von der Gattin Abschied und steckt ihr ein Stück Pinang in den Mund. Dann wird er hinabgeführt. Unter dem Hause bleibt er, die Füße in Reis haltend, sitzen und weint. Nun kommen die Walians um unter manchen Ceremonien die abgeschiedene Seele wegzujagen. Der eine schwingt ein Schwert durch die Luft und droht, sie zu ermorden, falls sie sich länger bei den Lebenden aufhalte und ihnen etwas zu Leide thue. Die Leiche aber wird mit dem Stuhl unter unbeschreiblichem Geheul auf eine Bahre gesetzt. Vor ihr sitzt auf derselben ein Mädchen mit einigen Schellen und klingelt. Gleich nach der Bahre folgen im Zuge die klagenden Frauen. Die Familie und die nächsten Verwandten bleiben langsam zurück, sie dürfen den Ort des Begräb-

nisses nicht betreten. Dahin begiebt sich der Zug, nachdem er dreimal das Haus umkreist hat. Das Grab ist ein ausgehöhltes Felsstück, welches der Art in die Erde gegraben ist, daß der dachförmige steinerne Deckel hervorragt. Oft befinden sich schon einige halbverweste Leichen in dem Grabe. Nun wird der schwere Deckel aufgehoben, und die Beisetzung findet Statt, nachdem zuvor die Schmucksachen zurückbehalten sind. — Früher unterließ man es nicht einen oder einige Menschenköpfe mit in das Grab zu legen, wenn der Verstorbene vornehmen Standes war. Auch jetzt kommt es noch oft genug vor. Hier indessen war schon meine Anwesenheit ein Hindernis der alten Sitte nachzukommen. — Der Kopf der Leiche stand noch etwas über dem steinernem Behältnis hervor. Das Gewicht des Deckels aber drückte ihn sogleich nieder. An das geschloßene Grab wurden Töpfe und Schüßeln mit Reis, eine Kokosschale mit Sagower, Kleidungsstücke und sogar ein Regenschirm gesetzt.

Die Furcht vor der Wiederkunft der Seele erhält übrigens die Gemüther in Aufregung. Man fürchtet, daß sie in einem Lebenden eine Wohnstätte suche und dadurch erklärt man die Krankheiten überhaupt. Um dem vorzubeugen wendet man alles an, um der abgeschiedenen Seele alle Ehre zu beweisen und dazu sind wiederum einige Feierlichkeiten nöthig. Dieselben gehen dann aber auch zu der ganz andern Absicht über, die Hinterbliebenen zu tröſten oder vielmehr zu zerstreuen. So sollen denn schließlich auch alle Frauen beim Hause des Wittwers sich versammeln und tanzen dort, indem sie die Götter anrufen, daß sie dem letzteren anstatt der verstorbenen Frau eine gute, andere verschaffen.

Ich aber ließ mich durch die Beobachtung der Sitten und Gebräuche ferner nicht mehr abhalten, sondern trat am folgenden Morgen die Besteigung des Soputan an. Sie war beschwerlich genug. Wir hatten über Strecken zu gehen, die mit

Felsblöcken und Bimsstein übersäet, völlig wüste lagen, im auffallenden Gegensatz zu der umgebenden üppigen Vegetation. Die letztere machte uns noch größere Schwierigkeiten und vielfach mußten unsre Leute mit ihren breiten Hackmeßern durch das mit Schlingpflanzen dicht durchflochtene Waldesdickicht den Weg hauen, damit wir vorwärts könnten. In dieser Wildnis kamen wir an einem Felsvorsprung vorüber, auf dem früher eine Negerei gestanden hat. In alten Zeiten wählten die Alifuren lauter solche unzugänglichen Stätten zu ihren Wohnplätzen um vor Ueberfällen sicher zu sein. Nur ein Pfad, so breit daß ein Mann auf demselben gehen konnte, wurde offen gehalten und dieser Zugang ließ sich leicht vertheidigen. Man sieht daraus, wie häufig früher die Kriege gewesen sein müßen, die auch jetzt noch dann und wann zwischen Ortschaften verschiedener Stämme vorkommen.

Die ganze Tour wäre mir übrigens beinahe verunglückt durch den Aberglauben meiner Leute. Das Geschrei eines Vogels hatte sie so in Schrecken gesetzt, daß sie umkehren wollten, wie neulich Tomalun, als er die Schlange gesehen hatte. Glücklicherweise kam irgend ein anderes Zeichen dazu, das die üble Vorbedeutung aufzuheben schien, und so ließen sie sich denn bewegen, den Weg fortzusetzen. — Das arme Volk muß in beständiger Angst leben vor den Geistern und Dämonen, die überall in den Bäumen, auf den Berggipfeln, in den Felsenklüften 2c. hausen und stets dem Menschen Gefahr und Verderben drohen.

Endlich hatten wir den Fuß des Kegels erreicht, um den sich eine weite Aschenwüste hinzieht. Bei jedem Schritte sinkt man in die lockere Masse ein und hat Mühe vorwärts zu kommen. Weit und breit ist fast kein Zeichen von Leben zu finden. Nur die zahlreichen Spuren einer Antilopenart (wilde Kuh genannt) zeigen daß auch die Thiere des Waldes oft die kühlen Höhen besuchen. — Der Kegel selbst ist sehr

steil und auf seiner letzten Hälfte fast kaum zu erklimmen. Nur mit großer Anstrengung erreichten wir den Rand des Kraters und blickten nun in einen schauerlichen Schlund, aus dem dichte Schwefeldünste aufstiegen, die uns zuerst verhinderten irgend etwas zu unterscheiden. Später verzog sich der Dampf vor dem Winde und nun lag ein kochender Schwefelpfuhl, eingeschlossen von steilen Felswänden vor uns. Wir versuchten Steine hinein zu werfen; sie erreichten aber den Pfuhl nicht, sondern schlugen mit donnerndem Getöse auf die Felsen nieder. —

Das Panorama von dieser 5791 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Höhe war herrlich. Vor uns lagen drei andere mächtige Berge mit Kratern, zwischen denen sich tiefgefurchte Schluchten hinzogen. Im Hintergrunde die wellenförmige waldige Landschaft, über die der Blick nordwärts bis zu den früher genannten Bergen reichte. Gegen Süden hatten wir eine weite Ebene bis zum Meere bei Belang. Von dem letzteren konnten wir übrigens auch ein Stückchen in Nordwesten sehen, einen Theil der Bai von Amurang.

Die Untersuchung der andern Krater hatte einige weitere Tage in Anspruch genommen. Der nächste Gegenstand dem sich meine Beobachtungen zuwenden sollten, waren die Solfataren und kochenden Schlammquellen in der Nähe von Langowan.

Der Morgen an dem ich dahin aufbrach war nebelig, wie es auf diesem Hochplateau*) öfter vorkommt. Auch giebt

*) Dasselbe erstreckt sich bis über Tondano, dessen See seine Mitte einnimmt, und wird daher jetzt gewöhnlich das Plateau von Tondano genannt. Es liegt 2000 Fuß über dem Meere.

es hier vor Sonnenaufgang zuweilen eine empfindliche Kühle. — Auf dem Wege trafen wir einige Jäger, die ein wildes Schwein erlegt hatten. Sie hatten das Thier in einer kleinen Grube, über die ein Schlinge gelegt war, in die es mit den Vorderbeinen gerathen mußte, gefangen. Auch die „wilde Kuh" fängt man auf diese Weise. Doch ist auch die Jagd mit abgerichteten Hunden, die das Wild aufspüren und dem Jäger zutreiben, üblich.

Das vulkanische Terrain in der Nähe von Langowan ist höchst interessant. Auch hier sind gleichsam die Sicherheitsventile, ohne welche das Land noch viel öfter, als es geschieht, von Erdbeben heimgesucht sein würde. Aus einigen Schlammquellen spritzt die kochende Maße fortwährend einige Fuß hoch in die Luft. Andre Quellen haben klares Wasser, aber so heiß, daß Eier in wenigen Minuten darin hart kochen. An andern Stellen dringen fortwährend dichte Dampfsäulen aus der Erde. Der Boden ist weit und breit weiß von dem durch die Hitze zersetzten Kalkstein.

Ich hatte mich zur öfteren Beobachtung dieser Stätten, welche vielleicht noch einmal als Heilquellen eine große Wichtigkeit erlangen könnten, einige Tage aufgehalten. Dennoch machte mein Diener ein saures Gesicht, als es weiter gehen sollte. Es wurde nämlich in Langowan eine Hochzeit vorbereitet, die er gar zu gern mit gefeiert hätte. Er hatte mir schon mehrere Male davon erzählt, und den Reichthum des Bräutigams gepriesen unter Aufzählung des hohen Kaufpreises, den er an die Eltern der Braut entrichtet habe. Freilich das Mädchen sei die 500 Gulden und so und soviele Stücken Zeug, Areng- und Sagopalmen, Pferde 2c. wohl werth, meint er. Sie sei die schönste von allen Toumpakewa.*) „Ich werde mich wohl einmal mit einer alten

*) Die Alifuren der Minahassa bestehen aus vier verschiedenen

häßlichen begnügen müßen", hatte er naiv hinzugesetzt; „über 20 Gulden werde ich es wohl nicht bringen".

Da ich mich durch die Hochzeitsfeier nicht wollte versäumen lassen, suchte ich mir durch eingehendes Nachfragen eine Beschreibung der betreffenden Sitten und Gebräuche zu verschaffen. Tomalun behauptete die Braut werde ihres Adels wegen wohl darauf bestehen, daß ihr der Bräutigam erst einen Menschenkopf bringe. Diesen Beweis von Tapferkeit mußte früher jeder adlige Jüngling geben, wenn er heirathen wollte. Der Hukum besar von Langowan stellte es zwar sehr entrüstet in Abrede, daß die Sitte jetzt geübt werde. Malun aber sagte später: „Ach, mein Herr, die Toumpakewa holen sich noch jetzt so manchen Kopf von den Tou-loo". — Nun wir wollen annehmen, duß diesmal das adelige Fräulein von jener Forderung Abstand nahm. — Ist nun der Kaufpreis entrichtet, so zieht an dem zur Hochzeit bestimmten Tage der Bräutigam mit seiner Familie und Verwandschaft in feierlichem Aufzuge nach dem Hause der Braut. Dort setzt man sich sogleich an die Hochzeitstafel, das Brautpaar nimmt ernst und schweigend an dem einen Ende Platz. Nun kommt der Walian. Er kaut Pinang und Kalk und giebt die gekaute Masse dem Bräutigam, der sie etwas mit den Zähnen bearbeitet und dann der Braut in den Mund schiebt. Darauf nimmt der Priester eine Portion Reis, die sich in einem Blatte befindet, legt etwas davon auf die vier Ecken der Tafel und theilt das übrige zwischen Braut und Bräutigam. Ebenso verfährt er mit einer Quantität Sagower, und nun werden die jungen Leute als Ehepaar angesehen. Sie ziehen sich zurück, während die Gäste an der Tafel

---

Hauptstämmen. Auf unserm Wege von Sonder an, befanden wir uns unter dem genannte Stamme. Von hier ab kommen wir zu den Tou-loo. Tou bedeutet Menschen.

schmausen und immer lauter werden, der Walian aber verrichtet dabei seine Gebete um von den Göttern Glück für die Neuvermählten zu erflehen.

Am folgenden Tage zieht dann die ganze Gesellschaft in das Haus des Bräutigams. Die junge Frau aber weigert sich zuerst scheinbar die Treppe hinaufzusteigen, wozu sie sich erst durch ein geschenktes Stück Zeug bewegen läßt, was als Extrazulage zum Kaufpreis ihren Eltern zufällt. Ein zweites erringt sie durch ihre Weigerung von der bereit gehaltenen Mahlzeit etwas zu genießen. — Einen Tag später folgen weitere Ceremonien. Der Walian führt das junge Paar nach der Gränze der Negerei gefolgt von den Gästen, wobei der junge Mann mit einem Säbel bewaffnet ist. Dort steckt jener ein Stück Bambu in der Erde und sagt: „Hier ist eine Maus. So unzählbar, wie die Haare auf dem Fell der Maus sind, so soll euer Reichthum sein". Darauf kehren sie zurück. Die Frau trägt einige Blätter und etwas Holz. Dieses bedeutet die Bereitung der täglichen Speise, jene das Füttern der Schweine. Der Mann zieht mit erhobenem Säbel einher und trägt ein Bamburohr mit Sagower, aus dem er jeden Begegnenden einen Zug thun läßt. Dann werden von den jungen Leuten den Göttern einige Speisen geopfert — das größeste Fosso aber, bei dem die Walians betheiligt sind, und eine Anzahl Schweine geschlachtet werden, folgt erst nach einigen Tagen. Dabei geht es denn so ähnlich zu, wie bei dem oben beschriebenen Opferfest.

Ich hätte meine Reise fast um eine Woche verlängern müßen, wenn ich alle diese Festlichkeiten hätte mitmachen wollen. Das war mir zuviel; deshalb brach ich auf nach Kakas. Der Weg steigt und senkt sich abwechselnd, bis er nach einer Stunde, von einer Anhöhe, einen überraschend schönen Blick gewährt. Vor uns lag der blaue See von Tondano, still und spiegelglatt, umgeben von den in allen denkbaren Schat-

tierungen von Grün prangenden Bergen. Vor uns die große Negerei Kakas mit ihren grauen Dächern, Palmen und Pisangbäumen. Zur Rechten erhebt sich ein bedeutender Berg, der Kawin, dessen Ausläufer das Ufer des Sees begleitet.

Nach kurzer Rast in dem genannten Orte verfolgten wir das Ufer nach der entgegengesetzten Seite. Das ganze Terrain ist wohl bewässert, daher wendet man hier den Reisbau auf nassen Feldern an.*) Zu diesem Zwecke wird der Acker ganz unter Wasser gesetzt und auf den schlammigen Grund der Reis gesäet. Später ist ein Verpflanzen nöthig, damit die Stauden in einigermaßen gleichem Abstand stehen. Diese Art der Bestellung liefert einen ungleich höheren Ertrag**) als der Reisbau auf trockenen Feldern.

Dicht vor der Negerei Passo deutete uns zur Rechten aufsteigender Wasserdampf eine heiße Quelle an. Nicht weit davon liegt eine zweite. Diese Quellen stehen in Zusammenhange mit dem See, dessen Wasser auf der ganzen Strecke bis Remboken eine auffallend hohe Temperatur zeigt. Bis zu der genannten Ortschaft ist das Ufer hügliger, durchschnittlich 200 Fuß über dem See, der Weg geht bergauf und bergab. Immer wieder aber bieten sich dem Reisenden die entzückendsten Aussichten dar.

Die Umgegend von Remboken ist eine förmliche Steinwüste. Stellenweis ist der Boden ganz besäet mit größeren und kleineren Steinen. Hier und da sieht man dazwischen auch große Felsblöcke. Selbst der Platz auf dem die Negerei steht ist nicht anders. Man muß sich wundern, daß sich die Leute hier angebaut haben. Doch diese Stelle steht in großem Ansehen bei den Alifuren und wird als Mittel=

*) Sawahs, die trockenen Reisfelder heißen Ladangs.

**) Gewöhnlich das 80ste bis 100ste Korn.

punkt der Erde bezeichnet.*) An die Steine schließt sich eine Sage an, nach welcher ein Riese, der im Soputan das Schmiedehandwerk treibt, hier Kohlen holen wollte. Er war dabei auf fremdes Gebiet gekommen und so verjagte ihn der Besitzer, ein andrer Riese, der in ähnlicher Weise den Vulkan Mahawu bewohnt, und jener ließ die gesammelten Kohlen fallen, die in Steine verwandelt bis heute dort liegen.

Da der Ackerbau in der Nähe unmöglich ist, wird hier ein Zweig der Industrie mehr betrieben, nämlich die Töpferei. Die Frauen von Remboken gehen mit ihrer Waare durchs ganze Land. Außerdem bietet der See reichlich Gelegenheit zur Fischerei. Man benutzt zu derselben kleine aus je einem Baumstamm gehauene Kähne,**) die ganz zweckmäßig sind, so lange das Wasser ruhig ist. Oefter wird aber der See von Stürmen aufgewühlt, und dann sind diese Fahrzeuge sehr unsicher.

Ich hielt mich hier einen Tag auf, und ließ mich in solchem Kahne nach verschiedenen Richtungen über den See fahren um Temperaturmessungen anzustellen.

Der weitere Weg über das steinigte Ufer ist höchst beschwerlich. Zur linken hatten wir jetzt höhere Berge, die Ausläufer des Tampusu, hinter welchem der Lino-See liegt. Weiterhin wird das Terrain wieder flacher. Wir verfolgten das Ufer bis zu seinem nördlichsten Punkte, kamen dann durch die kleine Negerei Koja und bald hatten wir auch den letzten Paal bis Tondano zurückgelegt.

Tondano ist eine der wichtigsten Negereien in der

---

*) Es ist eine auffallende Erscheinung, daß dieselbe so oft, die Minahassa von Erdbeben erschüttert wird, unberührt bleibt.

**) Blotto oder Balotto. Der wie ein halber Cylinder gehauene Stamm ist an beiden Enden nur durch fest gestampften Lehm gegen das Eindringen des Wassers geschützt.

Minahassa. Oder ich sollte richtiger sagen: es sind zwei Negereien. Der breite Fluß, welcher das Wasser des Sees in ziemlich schneller Strömung abführt, theilt die große Ortschaft in zwei Hälften. Westlich liegt Tondano Toulian, östlich Tondano Toulimambot. Jeder der beiden Theile gilt als besondere Negerei und hat seinen eigenen Hukum besar sammt den anderen Beamten. Der Name, genauer Toundano lautend, bedeutet „Wassermenschen". Gleich bei meiner Ankunft hatte ich einen Beweis, daß die Bewohner diesen Namen mit Recht führen; denn wie anderwärts die Jugend ihre Spiele zu ebener Erde hat, so hier zu Wasser. Das war ein lautes Lärmen auf dem Flusse, wo Knaben und Mädchen durcheinander schwammen, untertauchten und erst eine ganze Strecke weiter wieder zum Vorschein kamen und lustig umherplatscherten wie die jungen Entlein. Dazwischen schossen manche Blotto's pfeilschnell dahin, sehr geschickt von den in ihnen stehenden Männern gerudert, welche vom Fischfange auf dem See zurückkehrten; andere hatten in denselben Brennholz geholt. Da und dort sah man auch Erwachsene sehr ungenirt ein kühles Bad nehmen.

Früher war der Name Wassermenschen noch zutreffender; denn auch ihre Häuser standen im Wasser. Dort wo sich der See allmählich zum Flußbette verengt, ragen noch jetzt zwischen den schilfbewachsenen Inselchen manche von den Pfählen hervor, auf denen dieselben gebaut waren. Es war der Hang zur Freiheit, der das Völkchen zu diesem eigenthümlichen amphibischen Leben veranlaßte. Schon in alter Zeit bewiesen sie sich weniger fügsam, als die andern Alifuren und suchten den europäischen Herrschern gegenüber ihre Unabhängigkeit zu wahren. In den Jahren 1709—11 führten sie unausgesetzt Krieg gegen die Ostindische Handelscompagnie, und konnte nur mit Mühe unterworfen werden. Als sie aber grade 100 Jahre später wieder einen Aufstand

machten und auf ihre unzugänglichen Wasserburgen trotzten, ergriff man ernstlichere Maßregeln, brachte einige größere Fahrzeuge mit Kanonen auf den See, (die beschwerlicherweise über die Berge transpotirt werden mußten) und nun war das Schicksal der Wassermenschen entschieden. Ihre Häuser wurden in Brand geschoßen; sie mußten sich auf's Land retten. Nun war der Widerstand gebrochen. Sie unterwarfen sich und bequemten sich, ihre Häuser an der jetzigen Stelle zu bauen mit dem Versprechen nie wieder ein Haus im Wasser zu errichten. Seitdem haben sie sich ruhig verhalten.

So sehr diese Geschichte eine gewiße Energie der Bevölkerung bekundet, durch die sie sich auch jetzt noch vor andern alifurischen Stämmen auszeichnet, so wenig giebt die Anlage der Negerei Zeugnis von Ordnungsliebe und Schönheitssinn. Die plumpen Häuser, deren jedes womöglich ein Dutzend Familien beherbergt, stehen wild durch einandergewürfelt. Von Straßen ist keine Spur vorhanden. Der ganze Grund und Boden ist eine schlammige und kothige Masse, immer durchwühlt von den frei umherlaufenden Schweinen. Eine hölzerne Brücke führt über den Strom und verbindet die beiden Negereien, deren Einwohnerzahl zusammen drei bis vier Tausend beträgt.

Die Kaffekultur hat hier einen recht versprechenden Anfang gemacht. Wenn die Tondaner unter guter Leitung sind, können sie etwas tüchtiges leisten. Anlagen und Fähigkeiten treten an ihnen vielfach in besonderem Maße zu Tage, und bei richtigem Antriebe entfalten sie einen Fleiß, dessen Früchte nicht ausbleiben.

Vielleicht wird dieser Ort künftig in der Entwicklung der Minahassa noch eine besondere Wichtigkeit erlangen, zu der sowohl seine günstige Lage, als auch die angedeuteten Eigenschaften seiner Bewohner beitragen dürften.

Im Verfolg würde uns diese Reisebeschreibung auf dem über einen Bergpaß zwischen dem Tampusu und dem Masarang gehenden Wege von Tondano nach Tomohon führen, und von da, auf dem zu Anfang beschriebenen Wege, zurück nach Manado.

Wir brechen dieselbe jedoch hier ab, nachdem wir vorläufig mit dem Orte bekannt gemacht sind, auf dem Riedel seine Wirksamkeit entfalten sollte, und geben, ehe wir zu ihm selbst zurückkehren, nur noch eine kurze Uebersicht über die Anfänge der neuern evangelischen Mission in der Minahassa vor seiner Ankunft daselbst.

---

9. Missionsanfänge vor Riedel.

Die Holländer haben, wie bereits angedeutet, sobald sie auf den indischen Inseln zur Herrschaft kamen, daselbst auch die Ausbreitung des Christenthums, oder, richtiger gesagt, des reformirten Bekenntnisses betrieben. Sie wendeten sich nämlich zuerst nicht sowohl an die Heiden, als vielmehr an diejenigen, welche durch portugiesische und spanische Jesuiten bereits der römischen Kirche in äußerlicher Weise gewonnen waren. In ebenso äußerlicher Weise wurde dann auch der Confessions-Wechsel bewirkt, und zwar einfach durch den Machtspruch der Gewalthaber. So gab es bald Tausende von reformirten Christen auf jenen Inseln, die wie sie meistens der christlichen Wahrheit noch sehr fern standen, auch kaum eine Ahnung hatten von der Bedeutung der Umänderung kirchlicher Formen, welche bei ihnen vorgenommen war.

Hätte die Ostindische Compagnie damals sogleich für eine ausreichende Anzahl von Predigern gesorgt, so würde

[obgleich jenes gewaltsame Missioniren nie gebilligt werden kann] das Evangelium doch allmählig die Masse dieser Namenchristen durchsäuert haben. Der Prediger (holländisch Predikanten genannt) aber waren nur so wenige angestellt, daß sie oft kaum in mehreren Jahren einmal alle ihre Gemeinden besuchen konnten. So war die Pflege der Gemeinden in der Minahassa*) dem Predikanten von Ternate überwiesen, der außerdem noch auf den Sangir und Talaut-Inseln, Gorontalo, und einer Anzahl von Plätzen an der Nordküste von Celebes wirksam sein sollte. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts umfaßte diese Parochie 21,000 Seelen, von denen ungefähr 5400 auf die Minahassa kamen. Jährlich sahen sie ihren Seelsorger nur einmal, und stets nur auf ganz kurze Zeit. Dann wurden nur die inzwischen gebornen Kinder und diejenigen Erwachsenen, welche aus den Heiden übertreten wollten, getauft, die Ehepaare, welche sich dazu meldeten, eingesegnet, und das heilige Abendmahl gefeiert.

Obgleich christliche Schullehrer — oft freilich von sehr zweifelhaftem Werthe — angestellt waren, die auch des Sonntags mit Vorlesung einer malaiischen Predigt Gottesdienst halten sollten, darf man sich nicht wundern, wenn diese Christen fast völlig auf der Stufe des Heidenthums blieben. Mit den christlichen Namen und Formen verknüpften sie ihre früheren abergläubischen Vorstellungen, und ihr sittlicher Zustand war kein besserer geworden. Es wird sogar einmal von Christen berichtet, die die Sitte des Kopfsnellens beibehalten hatten. Oft waren sie noch schlimmer

*) Dieselben scheinen sich auf die Küstenplätze Manado, Tanawangko, Amurang und Kema beschränkt zu haben. Ich fand nichts darüber, ob auch zu Tondano im 17ten Jahrhundert schon Christen waren.

als die Heiden geworden durch den Hochmut, in dem sie sich vermöge ihrer Religion den herrschenden Holländern gleich wähnten, und sich Manches herausnahmen, was sie in ihrem früheren Zustande nicht gewagt hätten.

Durch diese höchst bedauerlichen Verhältnisse ist der Christenname auf jenen Inseln vielfach anrüchig geworden. Als dann im Laufe des vorigen Jahrhunderts selbst jene Besuche immer unregelmäßiger wurden und zuletzt ganz aufhörten, trat ein völliger Verfall ein, indem zuletzt auch die äußeren christlichen Formen verloren gingen. Volle 28 Jahre waren seit der letzten Anwesenheit eines Predikanten in Manado verflossen, als Ds. Kam im Jahre 1817 dorthin kam.

Damit war nun jedoch auch der Wendepunkt in der Geschichte der Minahassa bezeichnet. Jener eifrige Mann erhob seine Stimme um Arbeiter in jenen verlassenen Weinberg zu rufen, um so mehr als ihm grade in Manado ein reges Verlangen nach christlicher Belehrung entgegen getreten war. Nachdem zwei Jahre später noch ein anderer Prediger, Namens Lenting dort einen Besuch gemacht und nicht blos an den Küstenplätzen, sondern auch im Innern viele Taufen vollzogen hatte, wurden von der Niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam zwei Missionare nach der Minahassa geschickt: L a m m e r s und M ü l l e r, welche 1822 daselbst ankamen. Der erstere ließ sich in Kema nieder, starb aber noch ehe er das zweite Jahr seiner Wirksamkeit, die nicht ohne Frucht blieb, beschlossen hatte. Der andre nahm seinen Wohnsitz in Manado und hatte an den dort lebenden Europäern Gegner, die ihm manche Schwierigkeit in den Weg legten. Dennoch arbeitete er nicht vergeblich, nicht blos an jenem Hauptplatze, sondern auch in Tanawangko, Amurang und im Innern, wo er an mehreren Punkten Gemeinden sammelte. Doch auch er ging schon 1826 zu seiner Ruhe

ein. Sein Nachfolger wurde der Missionar Hellendoorn, der bereits einige Jahre Kams Gehilfe gewesen war. Er wurde zunächst als Prediger der holländischen und malaiischen Gemeinde zu Manado von der Regierung angestellt, widmete aber alle übrige Kraft und Zeit mit unermüdlichem Eifer der Missionsarbeit. Er war der erste, welcher sich das Studium der Alifurischen Sprache angelegen sein ließ; denn die malaiische Sprache, welche bisher von den Predigern ausschließlich gebraucht worden war, war den Eingebornen keineswegs in ausreichendem Maße verständlich. Er bildete aus den Eingebornen junge Leute zu Lehrern heran für die im Binnenlande gesammelten Gemeinden. Er ist überhaupt als Grundleger der neueren Mission in der Minahassa zu betrachten.

Die genannten Arbeiten, zusammentreffend mit fortschreitendem Einflusse europäischer Kultur, waren wie zündende Funken gewesen. Im Laufe weniger Jahre finden wir das alifurische Heidenthum wesentlich erschüttert. In vielen Negereien that sich das Verlangen nach Belehrung kund. Hie und da wurden von den Gemeinden selbst Schulen eingerichtet, freilich in ihren niedrigsten Anfängen, um der Jugend das Lesen und Schreiben beizubringen. An manchen Orten fanden sich auch solche die den Wunsch aussprachen sofort getauft zu werden. Wir dürfen nicht denken, daß solchen Wünschen und Bestrebungen überall reine Heilsbegierde zu Grunde lag. Zum guten Theile war es eine Bewegung socialer Art, die durch das Volk ging, wie es öfter geschieht, wenn die morschgewordenen Formen eines noch kräftigen Volkslebens zusammen brechen, und nun ein Fragen und Suchen nach etwas Neuem entsteht. Solche Bewegungen aber sind der Bearbeitung des Ackers mit dem Pfluge zu vergleichen. Sie sind die Vorbereitung, nach welcher der Same des Evangeliums mit Erfolg ausgestreut werden kann.

Doch die Kräfte des einen Mannes reichten nicht aus für das Werk, das er übernommen hatte, zumal da er auch die Sangir-Inseln und das Land südlich von der Minahassa, Bolaang Mongondau mit der Predigt des Evangeliums zu versorgen hatte. In dem letzteren schien seine Wirksamkeit um so nöthiger, als bereits damals schon der Muhammedanismus dort eindrang, der auch für die Minahassa gefährlich zu werden drohte, falls die christliche Mission nicht kräftig in derselben betrieben würde. Unter diesen Verhältnissen ist es sehr erklärlich, daß er fort und fort, vereint mit dem ehrwürdigen Kam, die Missionsgesellschaft um Hilfsarbeiter bat.

Wir haben bereits berichtet, wie diese Bitten durch die Aussendung von Riedel und Schwarz erfüllt wurden.

---

10. Ankunft in der Minahassa. Niederlassung zu Tondano.

„Das also ist das Land, in dem ich, will's Gott, mein Leben beschließen werde! hier will ich arbeiten zu seiner Ehre und ihm alle meine Kräfte weihen; hier will ich, wenn es sein soll, leiden um seines heiligen Namens willen!" Das waren die Gedanken, die Riedels Seele bewegten, als er vom Schiffe aus seine Blicke über den grünen Bergkranz, rings um das vor ihm liegende Manado, gleiten ließ. Mit dankbarem Herzen dachte er zurück an die gnädige Durchhilfe durch so viele Gefahren, daß er schon ein Jahr im indischen Klima mit unerschütterter Gesundheit zugebracht — wie es nur wenigen Europäern zu Theil wird — und nun mit frischen Kräften sein Arbeitsfeld betrachten könne. „Nun treuer Heiland," so wurden seine Betrachtungen zum innigen Gebete, gieb mir Gnade, als ein treuer

Zeuge zwischen diesen Bergen das Wort von Deinem Kreuze kräftig zu verkündigen, und laß die Heiden, die Du auch mit Deinem Blute erkauft hast, voll werden von der Erkenntnis Deiner seligmachenden Barmherzigkeit.

Während er so in Gedanken versunken dastand, hatte ein Boot angelegt, aus dem ein Bursche behende an Bord geklettert kam, der sich umschaute und in das Gedränge der Menschen laut die Frage rief, ob nicht zwei Tuwan Panditas (Geistliche) dabei wären? Schwarz, der ihn sofort bemerkte, rief ihm zu: „Ja, sage Deinem Herrn, wir sind angekommen.“ Flink, wie er gekommen, verschwand der Bursche hinter der Brüstung und wie ein Pfeil flog die kleine Prahu wieder dem Strande zu. Es währte nicht lange, so kam eine größere, aus welcher Bruder Hellendoorn selbst an Bord stieg. Mit Thränen in den Augen umarmte er die Ankömmlinge, sie in des Herrn Namen herzlich willkommen heißend. Wie erstaunt aber war er, als Riedel seine junge Frau bei der Hand fassend sagte: „Und ich bringe gleich die Gehilfin mit.“ „Desto besser, war die Antwort, wir brauchen auch die Frauen zur Arbeit für das Reich Gottes!“

Jenseits der unteren Stadt mit ihren engen schmutzigen Straßen, an dem breiten, auf das Fort zuführenden Wege lag das schmucke Haus des Domine, umgeben von einem sauberen Gärtchen, das mit seinen blauen Glöckchen*) und andern Blumen an die liebe Heimath erinnerte. Hier harrte Frau Hellendoorn schon der Ankömmlinge und war freudig überrascht durch die mit kommende Schwester, um so mehr da sie in derselben eine Landsmännin erkannte; denn auch sie stammte aus Amboina. Beide Frauen, von denselben Interessen beseelt, schlossen bald eine herzliche Freundschaft,

---

*) Den Kennern der holländischen Gartenkunst muß ich die Entscheidung überlassen, was unter „blaauwe klokjes“ zu verstehen sei.

die lebenslänglich treu gepflegt wurde. — Wohnungen für Fremde waren damals in Manado nicht zu vermiethen. So räumten denn die gastfreundlichen Wirthe ein Zimmer für die jungen Eheleute und eines für Bruder Schwarz ein, die sich sämmtlich dort recht heimisch fühlten.

Am folgenden Tage machten die Brüder ihre Aufwartung beim Residenten,*) Herrn Pietermaat, einem wohlwollenden Manne, der sie freundlichst aufnahm und ihnen alle nöthige Hilfe und Unterstützung für ihr Werk zusagte. — Die nächste Zeit wurde zur Orientirung in den Verhältnissen der Minahassa verwendet. Es wurde eine möglichst planmäßige Regelung der Arbeit besprochen, und Hellendoorn ertheilte aus seinen bisherigen Erfahrungen den Anfängern viele nützliche Winke. Besondere Aufmerksamkeit wurde wahrscheinlich der Errichtung christlicher Schulen zugewendet, die jener bereits begonnen und für die er mit vielem Eifer Jünglinge zu Lehrern heranbildete. Das Gouvernement gewährte dafür eine Unterstützung. Diese seine Murîds**) hatte er bei sich im Hause und die christliche Erziehung trug gute Früchte. Auch seine Frau hatte einige junge Mädchen zu sich genommen, an denen das Leben im christlichen Hause gesegnete Wirkungen zeigte. Die gute Frau nahm sich ihrer Anakh pijara — wie diese Pfleglinge genannt wurden — mit der treusten, mütterlichen Fürsorge an. Auch ihre junge Freundin, die sich schon im Kam'schen Hause im Umgange mit eingebornen Mädchen geübt hatte, gewann für diese Art von Arbeit für das Reich Gottes ein warmes Interesse.

---

*) Die holländischen Kolonien in Indien zerfallen in mehrere Gouvernements, deren Unterabtheilungen Residentschaften genannt werden. Der Resident von Manado steht unter dem Gouverneur der Molucken.

**) Lehrlinge, ein aus dem Arabischen ins Malaiische übergegangenes Wort.

Nach zehntägigem Aufenthalte in Manado traten die beiden jungen Missionare unter Hellendoorns Führung eine Untersuchungsreise an, um geeignete Plätze für ihre Niederlassung auszuwählen. Die Reise wurde mehrfach durch heftige Sturzregen erschwert, durch welche die steilen Wege so unsicher wurden, daß man stets befürchten mußte, mit den Pferden zu stürzen. Auch waren die Reisenden öfters völlig durchnäßt, wobei ihnen die verhältnißmäßig kalte Temperatur der Berge sehr empfindlich wurde. Besonders besorgt waren die Brüder um ihren Führer, dessen Gesundheit ohnehin schon erschüttert war. Unter dem Schutze des Herrn aber blieben die Reisenden vor jedem Unfall bewahrt.

In Lotta wurden sie von den Beamten, den Hukum besar an der Spitze, unter feierlicher Ansprache begrüßt. Sein College zu Tomohon nahm sie für die erste Nacht gastfreundlich in sein Haus auf. Als sie nach den Strapazen des Tages in trockenen Kleidern, sich des Obdachs erfreuend, mit ihrem Wirthe zu Tische saßen, erkundigte sich dieser nach dem Zweck der Reise und bat, nachdem er ihn erfahren, dringend, einer der Brüder möge doch in seiner Negerei sich niederlassen, seine Leute hätten ein großes Verlangen nach Unterricht, auch werde er sogleich eine Kirche und ein Wohnhaus bauen lassen. „Wir haben schon eine Schule eingerichtet," fügte er mit Genugthuung hinzu, freilich etwas kleinlauter schließend: „Wenn wir nur einen besseren Lehrer hätten." — Da der Regen sich während der Mahlzeit verzogen hatte und der Himmel sich wieder heiter über den von der Abendsonne vergoldeten Berggipfeln wölbte, beschloß man die Schule zu besuchen, nachdem der Schulmeister zur sofortigen Versammlung seiner Schüler aufgefordert worden war. Würdevoll schritt der Major — denn so wurde er jetzt wegen seiner Verdienste im javanischen Kriege genannt — seinen Gästen voran, und führte sie, gefolgt von einem Haufen

Neugieriger, zum Wachthaus, wo ein starkknochiger Mann, mit mehreren Narben im Gesicht, bekleidet mit einer abgetragenen Uniform, etwa ein Dutzend Kinder im Halbkreise um sich hatte. Die Kleidung der letzteren war wohl improvisirt und vielfach mangelhaft. Das war ein sonderbarer Schulmeister! Während des Krieges auf Java hatte er etwas lesen und schreiben gelernt. Diese seine gesammten Kenntnisse theilte er seinen Zöglingen mit. Die Schulbücher hatte er selbst fabricirt. Alle Stückchen Papiers, deren er hatte habhaft werden können, hatte er sorgfältig gesammelt und einzelne Buchstaben oder Wörter darauf geschrieben. Die Ergebnisse des Examens konnten nicht bedeutend sein; doch man sah wenigstens den guten Willen.

Am folgenden Tage ging die Reise weiter. In Sonder wurde nur eine kurze Rast gemacht. Von dem bereits getauften Häuptlinge gingen allerlei böse Gerüchte. Er sollte um einen Preis von 600 Gulden seinen neuen Glauben verleugnet haben und zu den heidnischen Sitten zurückgekehrt sein. Einen viel bessern Eindruck machte der Hukum tuwah zu Kawangkoan, der von dem bald darauf aus der kaum angefangenen Arbeit heimgerufenen Bruder Müller getauft worden war. An ihm zeigten sich Spuren einer aufrichtigen Bekehrung. Da diese Negerei sehr schlecht und unregelmäßig gebaut war, hatte der Resident den Auftrag gegeben, dieselbe auf einem besseren Platze und nach besserem Plane neu zu bauen. Dabei wollte der Häuptling nun gleich eine Kirche und ein Haus für einen Lehrer anlegen und bat dringend, daß ihm ein solcher dann geschickt werde.

Auch in Tompasso hätte man gern sofort einen der beiden Missionare behalten. Noch dringender wurden solche Bitten in Langowan ausgesprochen. In dieser erst vor Kurzem neu, mit guten Straßen gebauten Negerei wollte der Major mit vielen seiner Leute gerne sich taufen lassen.

Unter allen bisher besuchten Orten schien dieser für die Anlegung einer Missionsstation am günstigsten zu sein. Daher beschloß Bruder Schwarz sich hier niederzulassen, wodurch Viele sehr erfreut wurden.

Von Kakas, wohin die Reise weiter ging, erwartete man nicht viel Gutes. Hier waren grade in letzter Zeit Fossos gefeiert, bei denen das früher geschilderte unsittliche Treiben in großem Maße stattgefunden hatte. Dennoch sprach sich der Major sehr ermüthigend aus. Vielleicht wollte er die Schande seiner Negerei dadurch etwas gut machen. Er sagte: „Wir Alifuren sind alle blind und wissen nicht wo wir hingehen sollen. Die Christen haben das Licht; denn alles was wir gelernt haben, das haben wir von den Christen. Wir sind dumm und einfältig, aber die Christen haben das Buch, das ihnen alles sagt. Als ich auf Java im Kriege mit andern Herrn zusammen kam, habe ich mich meiner Unkenntniß geschämt. Nachdem ich zurückgekehrt bin, habe ich meine tampat fosso*) weggeworfen und die heidnischen Gebräuche verlassen. Nun möchten wir gern einen Lehrer haben, damit wir auch erleuchtet werden und den wahren Gott kennen lernen.“ Es war wohl nicht grade lautere Heilsbegierde, aus der diese Worte hervorgingen. Doch wurde auch hier die Anstellung eines Lehrers in Aussicht gestellt. — Inzwischen war eine Prahu bereit gemacht, welche durch kräftige Ruderer in Bewegung gesetzt, die Missionare über die platte blaue Fläche des Sees dahin trug. Zunächst legte man in Remboken an. Auch hier zeigte sich Verlangen nach einem Lehrer. Vor der Weiterfahrt versammelten sich alle Beamte bei dem Major, und einer, der ein wenig malaiisch verstand, hielt eine sehr förmliche Ansprache, in der er dieses Verlangen ausdrückte. Die andern versprachen ein

---

*) Die zum Fosso gebrauchten Geräthschaften.

Haus zu bauen und ihre Kinder zur Schule schicken zu wollen.

Von da gings weiter über den See. Die herrliche Natur und die bisher gemachten erfreulichen Erfahrungen stimmten die Herzen zu Lob und Dank, daß auch der Mund davon überging, und feierlich schallten die Klänge des Chorals hin über den stillen Wasserspiegel. Die Ruderer lauschten auf die ungewohnten Töne, und legten ihre Ruder nach dem Takt derselben ein. Immer näher kam das nördliche Ufer, bis die Häuser von Tondano deutlich hervortraten. Riedel wußte es schon, daß hier wahrscheinlich ihm das Arbeitsfeld angewiesen sein werde; der Resident hatte es ihm angelegentlich empfohlen, sich hier niederzulassen. Wie klopfte ihm das Herz, als die Prahu, in den Fluß eingelaufen, noch schneller, von der Strömung fortgeführt, dahin schoß! Dort, zur linken, stand schon eine kleine hölzerne Kirche. Nicht weit davon führte eine kunstlose Holzbrücke über den Fluß. In ihrer Nähe legte das Fahrzeug an, umgeben von vielen im Wasser plätschernden Kindern. Auch am Ufer sammelte sich bald eine Menschenschaar, die meisten noch in derselben Tracht, (wenn der Tjidako der Männer überhaupt so zu nennen war) wie wir sie früher beschrieben haben.

In dem Gouvernementshause fanden die Missionare ein gutes Unterkommen. Um das Terrain gründlich zu untersuchen verweilten sie hier einen vollen Tag. Hellendoorn war schon öfter hier gewesen; auch Bruder Müller hatte hier bereits die beiden Häuptlinge mit ihren Frauen und eine kleine Zahl von Einwohnern getauft. Dennoch waren die Besuche der Prediger zu selten gewesen, als daß ein rechtes Leben in dieser kleinen Gemeinde hätte entstehen können. Sie befand sich noch in tiefer Unkenntnis, bekundete aber große Lust zum Lernen. Auch unter den Heiden zeigte sich Verlangen darnach. Eine Schule war hier von der Re-

gierung eingerichtet, der ein Ambonscher Lehrer vorstand. Die Visitation derselben ergab freilich ein trauriges Resultat. Die Kinder konnten nur etwas lesen, schreiben und singen. Rechnen konnte der Schulmeister selber nicht, von andern Unterrichtsgegenständen war nicht die Rede.

Am 29. Juni war die Untersuchungsreise beendigt. Wohlbehalten kehrten die Brüder nach Manado zurück. Tondano war, trotz mancher dort vorhandenen Schwierigkeiten, als ein günstiges wenn auch nicht leichtes Arbeitsfeld für Riedel ausgewählt worden. Die Uebersiedelung dahin wurde jedoch durch verschiedene Verhältnisse noch um einige Monate verzögert. Gewiß lag auch darin ein Grund, der die jungen Missionare noch länger bei Hellendoorns zurückhielt, daß sie unter Anleitung desselben sich einige Kenntnis der alifurischen Sprache aneignen wollten. Er war (vielleicht nur mit Ausnahme von Müller und Lammers) der Erste, der sich mit dieser, von allen damals erforschten Sprachen weit abweichenden beschäftigte. Er hatte sich ein Wörterbuch von über tausend Wörtern angelegt und war mit der Uebersetzung eines Schulbuchs in diese Sprache beschäftigt. Durch den täglichen Umgang mit seinen Murids war ihm eine ziemliche Uebung im Sprechen derselben zu Theil geworden. So hatten denn Riedel und Schwarz grade im Hellendoornschen Hause die beste Gelegenheit, diese so wichtige Vorbereitung für den bevorstehenden Beruf zu treffen. Außerdem war für die Einrichtung des neuen Haushaltes manches zu besorgen, wodurch die junge Frau, treulich von ihrer Freundin unterstützt, in Anspruch genommen wurde.

Endlich kam der langersehnte Tag. Es war der 13. October. Am Morgen machte sich Riedel zunächst allein auf den Weg, weil keine Träger für die Frau zu haben gewesen waren. Gestärkt durch herzliches Gebet im Freundeskreise, ritt er fröhlich in der frischen, balsamischen Morgenluft den

blauen Bergen entgegen. Einer von jenen Murids, mit Namen Amos folgte ihm mit einem gemiethеten Diener. Der letztere war nur mit Mühe zu erlangen gewesen. Aus den Alifuren konnte man damals noch keinen brauchbaren Dienstboten bekommen. Oft mußten die Europäer in Manado froh sein, wenn sie einen Jüngling aus der Zahl der Sträflinge, die von andern Inseln zur Abbüßung ihrer Strafe dort hingebracht wurden, in Dienst bekommen konnten. So hatte auch Riedel durch die Güte des Residenten seinen Diener, einen aus Sangir*) — wir wissen nicht um welches Verbrechens willen — Verbannten erhalten. Ein paar Träger sollten mit dem Gepäck bald nachkommen.

Riedel dachte noch vor Abend in Tondano einzutreffen. Da aber jene Träger, vermöge der gewöhnlichen Trödelei, ihn nach längerem Verweilen in Tomohon noch nicht erreicht hatten, so beschloß er, zur Freude des Majors, dort zu übernachten. Als er Abends mit dem letzteren in der erleuchteten Veranda saß, sammelte sich unten an der Treppe eine Schaar Neugieriger um Amos, den sie mit allen möglichen Fragen bestürmten. Einer aber hatte die Kühnheit, sich aus dem Haufen hervorzudrängen, mit dem Begehren den Pandita selbst zu sprechen, wozu er durch seine (wenn auch nicht bedeutende) Fertigkeit im Malaiischen vor den andern legitimirt zu sein schien. Es war der alte Soldat mit dem narbigen Gesichte, den wir schon als Schulmeister kennen gelernt haben. „Mein Herr," hob er an, ich weiß sehr wohl, daß Ihr Weiße ein Buch habt, aus dem ihr alle eure Kenntnis schöpft. Oder eigentlich sind es zwei Bücher. Das Neue Testament habe ich selbst gesehen und darin gelesen. Aber das Alte Testament muß noch viel merkwürdiger sein, denn ich habe gehört, daß darin geschrieben steht, wie

*) Die Sangirinseln liegen nördlich von Celebes.

die Welt gemacht worden ist. Seitdem ich auf Java gewesen bin, glaube ich nicht mehr an die Geschichte von Lumimuut.*) Aber ich möchte sehr gerne wissen, wie denn nun die Erde und die Menschen entstanden sind?" Riedel, erfreut über die gute Gelegenheit christliche Erkenntnis zu verbreiten, ging ins Haus und nahm aus seiner Kiste eine malaiische Bibel. (Wahrscheinlich hatte er von der Gesellschaft zu Batavia eine Anzahl solcher Bibeln mit bekommen.) Nun las er die Schöpfungsgeschichte vor, in kürzeren Abschnitten, die er so gut es ging alifurisch wiederholte. Daran knüpfte er diese und jene Bemerkung über den lebendigen Gott, und seine vollkommenste Offenbarung in Christo Jesu. Nicht blos der alte Soldat, sondern auch die ganze Versammlung unter der Veranda, hörte lautlos schweigend zu. Ersterer war sehr erfreut, als er zum Schlusse die Bibel zum Geschenk bekam. Die andern bekannten mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens: „So etwas haben wir noch nie gehört."

Am andern Morgen gelang es der Riedel'schen Energie, seine Leute frühzeitig in Gang zu bringen. Bei der kühlen Morgenluft ging die Reise um so rüstiger vorwärts. Zur linken erhob der mächtige Masarang, zur rechten der stolze

*) Nach der alifurischen Legende kam Lumimuut, eine Tochter der Götter als Kind in einem kleinen Kahne auf dem Meere angefahren. Sie hatte von ihrem Geburtsorte eine Hand voll Erde mitgenommen, die sie in's Wasser warf. Daraus bildete sich das Land der Minahassa. Aus einem Spalt des Bodens stieg dann eine Priesterin Kareima auf, durch deren Gebete Lumimuut vom Westwinde ein Kind empfing und zwar einen Sohn, Toar. Kareima schickte später die beiden nach verschiedenen Seiten auseinander und wußte es so einzurichten, daß sie beim Zusammentreffen einander als Fremde ansahen und sich ehelich verbanden. Von ihnen sollen alle Menschen abstammen.

Tampusu seinen Gipfel. Ehe noch die Hitze des Tages drückend wurde, war die Höhe des Passes zwischen beiden erreicht und mehr und mehr öffnete sich die Aussicht auf den herrlichen See, umkränzt von den grünen Feldern und waldigen Bergrücken. Um 10 Uhr kam man in Tondano an. Der Resident hatte dem Missionar vorläufig das Gouvernementshaus zur Verfügung gestellt. Dort richtete sich Riedel mit Hilfe von Amos und seinem Sangirschen Diener ein, so gut es gehen wollte.*)

Es war ein stiller Einzug ohne viel Aufsehen gewesen. Doch verbreitete sich bald in der Negerei die Kunde, der Pandita sei angekommen. Nicht lange, so erschienen die beiden Majore mit den andern Häuptlingen und den Gemeindevorstehern zur Begrüßung und sprachen in feierlicher Rede ihre Glückwünsche aus. Sobald sie sich entfernt hatten, ging Riedel hinunter in die Küche, wo seine beiden „Jongens" (wie er sie mit dem holländischen Worte nennt) sich vergeblich bemühten eine einfache Mahlzeit zu bereiten. Aus verschiedenen Gründen, bei denen die Rücksicht auf Reinlichkeit vielleicht besonders mitwirkte, war ihr Gebräu für einen Europäer nicht genießbar. So mußte denn Riedel selbst den Koch spielen, wobei er sich mit dem Gedanken tröstete, daß bald seine Gehilfin ihm diese Arbeit abnehmen würde.

Sie kam denn auch fünf Tage später im Tragstuhle an, zur großen Freude ihres Gatten, dem das Alleinsein

*) Wahrscheinlich wohnte schon damals ein Beamter Namens Constans in Tondano. Derselbe war „Opziener" (Aufseher) d. h. er verwaltete dasjenige Amt, welches zunächst über den inländischen Häuptlingen steht. Dieser Herr Constans wird auffallender Weise in Riedels Briefen nicht erwähnt. Es deutet jedoch manches darauf hin, daß er mit demselben in freundlichen Beziehungen gestanden habe. Ob damals schon auch andre Europäer in Tondano lebten ist nirgends angedeutet.

und das Kochen gar nicht recht gefallen wollte. Bruder Hellendoorn begleitete sie. Außer den Trägern mit dem Hausrathe waren auch einige Murids mitgekommen, deren einer in Kakas, jenseits des Sees, als Schullehrer angestellt werden sollte. Hellendoorn brachte ihn in einer Prahu dahin und Riedels machten die Reise mit. In dem nicht weit entfernten Langowan war ein solcher 8 Tage früher eingetroffen. Schwarz hatte sich dort noch nicht niederlassen können. Er hatte nach Verabredung mit seinen Amtsgenossen noch einmal eine Reise nach Batavia angetreten, um mit dem dortigen Missionsverein ein Abkommen zur nachdrücklichen Unterstützung der Mission in der Minahassa zu treffen besonders zur planmäßigen Anlegung von Schulen. Erst im April 1832 kehrte er zurück, und mußte dann vorläufig seinen Wohnsitz in Kakas nehmen, bis sein Haus in Langowan fertig wurde. Dort hatte der erwähnte Schullehrer sofort einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Hellendoorn kam um ihn feierlich in sein Amt einzuführen. Wie erstaunt aber war er mit seinen Begleitern, als er schon gegen 50 Kinder, die kurz zuvor, wie alle Alifurenkinder, nackt umhergelaufen waren, gut und sauber gekleidet in dem neuen Schulhause versammelt fand. Auch der kurze Unterricht einer Woche hatte soweit Frucht getragen, daß alle Kinder schon die Buchstaben kannten.

Nachdem die Einführungsfeier beendet war, kehrte man über den See nach Tondano zurück. Am folgenden Tage wurden die Häuptlinge zusammengerufen und Hellendoorn übertrug dem Bruder Riedel die Pflege der kleinen Gemeinde, nachdem er zuvor jenen folgende Fragen vorgelegt hatte:

1. Ob sie mit ihren Frauen und Kindern sich wollten in der christlichen Religion unterweisen lassen?

2. Ob sie darauf halten wollten, daß die Getauften des Sonntags die Kirche besuchten?

3. Ob sie die Kinder, und zwar auch die der Heiden, wollten in die Schule schicken?

Sie antworteten alle bejahend, und versprachen ihrer Zusage treulich nachzukommen, indem sie zugleich Riedel ihren Dank aussprachen, daß er gekommen sei, um bei ihnen zu wohnen und sie zu belehren. — Gleich darauf kehrte Hellendoorn nach Manado zurück.

Es nahte der Sonntag, an dem Riedel seine öffentliche Wirksamkeit beginnen sollte. Eine einfache Predigt in malaiischer Sprache mit dem Thema: Jesus ist gekommen die Sünder selig zu machen, war dazu vorbereitet, und wurde nochmals sorgfältig memorirt. Mit innigen Gebeten für das Heil der Seelen, unter denen er nun zu arbeiten anfing, begrüßte er den Tag des Herrn. Aber die Negerei bot keinen sonntäglichen Anblick. In früher Morgenstunde ertönten die dumpf hinzitternden Töne der Reisstampfe unter jedem Hause, wie an jedem andern Tage, und die Leute gingen mit ihren Körben und Geräthschaften hinaus auf das Feld wie gewöhnlich. Das schnitt dem Missionar in's Herz. Es ergriff ihn tiefes Mitleid mit diesen armen unwissenden Heiden als er von seiner Veranda aus dieses Treiben ansehen mußte.

Plötzlich eilt er die Treppe hinunter. Er hat einen Mann bemerkt, den er schon als Christen kennen lernte, und der jetzt wie die Heiden auf die Arbeit geht. „He Tumewa!" ruft er, und jener dreht sich erstaunt um. „Darfst du denn heute auf die Arbeit gehen?" „Ja wohl mein Herr," entgegnet jener etwas verdutzt, nach einigem Zögern, „wenn mir nicht noch etwa ein böses Zeichen begegnet." „Wie, du willst ein Christ sein, und bist noch so abergläubisch, daß du dich vor einer Maus oder einem schreienden Vogel fürchtest? Aber weißt du denn nicht, was heute für ein Tag ist?" „Ich glaube gewiß, es ist kein böser Tag," erwidert jener,

immer noch an seinen tagewählerischen Gedanken festhaltend. „Nein es ist ein sehr guter Tag, Tumewa, der Tag unsres lieben Tuwan 'Jsa elmessehh, (Herr Jesus Christus) der dich von allem Schaden erretten und dich selig machen will; weißt du denn nicht, daß heute Sonntag ist?" „Ach so — —" sagt jener langsam, „ich dachte gestern war Sonntag." „Nein heute ist Sonntag; und nun kehre um, daß du in die Kirche gehst!" „Aber mein Herr, ich muß ja auf dem Acker arbeiten. Die Leute von meinem Mapalus sind schon alle hinaus." „Tumewa, du willst ein Christ sein und am Sonntag arbeiten? das geht nicht; also gleich kehre um und komm nachher in die Kirche." Das war so bestimmt gesagt, daß der Alifure keinen Widerspruch erheben konnte. „Der Pandita ist ein sehr strenger Herr," sagte er, als er auf dem Rückwege einigen Leuten die Geschichte erzählte.

Die Stunde des Gottesdienstes kam herbei. Das Zeichen zur Versammlung wurde mit der Tifa (eine kleine Trommel) gegeben. Aber wie enttäuscht war Riedel, als sich in der kleinen Holzkirche außer den Häuptlingen und ihren Frauen nur eine Hand voll Menschen eingefunden hatten; es mochte kaum der zehnte Theil der Getauften sein. Der Gesang, den der Schulmeister leitete, klang sehr dünn und unsicher. Es wurden einige malaiische Verse gesungen. Die Predigt wurde zwar mit Aufmerksamkeit angehört, doch wohl mehr aus Neugierde als Heilsbegierde, wie dies nicht undeutlich auf den Gesichtern zu bemerken war. Es war ein schwerer Anfang. Desto inbrünstiger betete Riedel zum Schluß des Gottesdienstes, daß es dem Herrn gefallen möge, über die todten und trägen Herzen seinen heiligen Geist auszugießen und wahres Leben in ihnen zu erwecken, sein Reich zu pflanzen und auszubreiten an diesem Orte.

Als er nachher fragte, wie es denn zugehe, daß so wenige Christen in die Kirche gekommen, wurde ihm gesagt,

die meisten würden es wohl nicht gewußt haben, ob Sonntag oder ein andrer Tag sei. Viele wohnten auch noch draußen in den Feldern, da die Reisernte noch nicht vollendet war. — Die Predigt, meinte man, sei wohl so ziemlich von allen Zuhörern verstanden worden; ob aber der Sinn derselben wirklich gefaßt war, blieb doch zweifelhaft.

Noch schwerer aber, als die Erfahrungen jenes Sonntags, mußte unsern Riedel vieles, was er alltäglich um sich sah und hörte, drücken. Die Tondaner waren übel berüchtigt wegen ihrer Dieberei und ihrer Unmäßigkeit im Sagower-Trinken. Hinsichtlich schamloser Unsittlichkeit standen sie hinter den andern Alifuren nicht zurück. Die Erfahrung lieferte fortwährend den Beweis, daß dies Gerücht nur zu gut begründet war. Wie der Ton der Reisstampfe an jedem Morgen, so ließ sich der wüste Lärm Betrunkener, oder das lautgellende Geschrei junger Leute fast an jedem Abende vernehmen und störte die Abendandacht des kleinen Kreises der Riedelschen Hausgenossen. — Wie konnte man auch etwas Anderes als Rohheit erwarten bei dem Schmutze und der Unordnung, wie sie sich weit und breit in der Negerei zeigten. Streit und Zank war in den Häusern, in denen verschiedene Familien zusammenlebten, an der Tagesordnung. Ehescheidungen waren nichts Seltenes. Dazu befanden sich unter der alifurischen Bevölkerung einige fremde Elemente, die keineswegs zur Hebung der Sittlichkeit beitragen konnten: Einige Chinesen, (diese Juden des indischen Archipels) schlaue Handelsleute, die bedeutenden Einfluß ausübten, Muhammedaner, deren einer sich von getauften Eltern für etliche Stücken Zeug die Tochter erhandelte, und ein paar Mischlinge mit europäischem Blute, von denen der eine, ein Sechzigjähriger sich eine funfzehnjährige Frau für eine alte Flinte und zehn Flaschen Arak kaufte. — Dazu wucherte überall der erschrecklichste Aberglaube sowohl

bei den Christen, wie bei den Heiden. Die letzteren waren übrigens durchaus nicht gegen den Verkündiger der neuen Religion fanatisch, mit Ausnahme etwa der Priester, deren Einfluß jedoch überhaupt schon durch das Vordringen der europäischen Kultur bedeutend erschüttert war. Aeußerlich kam man dem Missionar freundlich entgegen. Viele glaubten, wenn sie von ihm lernten, so würden sie so ziemlich dasselbe, wie Holländer: es kam ihnen auf die höhere nationale Stufe an, während sie von dem Wesen der Religion noch gar keine richtige Ahnung hatten.

Es läßt sich denken, wie diese Verhältnisse der Missionsarbeit viel größere Schwierigkeiten entgegenstellten, als wenn für das Reich Gottes gegen offene Feindschaft zu kämpfen gewesen wäre. — „Aller Anfang ist schwer," dachte Riedel, ließ sich aber nicht entmuthigen. Er hatte die Macht der göttlichen Gnade zu deutlich an sich erfahren, als daß er derselben nicht auch die Umwandlung dieses Volkes hätte zutrauen sollen.

11. Die erste Aussaat.

Die Arbeit der ersten Jahre war ein Säen auf Hoffnung, wie Riedel sie öfters in seinen Briefen aus jener Zeit bezeichnet. Es lag daher nahe, daß er seine Bemühungen in Sonderheit dem jungen Geschlechte zuwendete. Die Schule war, wie bereits oben angedeutet, in sehr trauriger Lage. Der von der Regierung angestellte Schulmeister war seiner Stellung im Entfernten nicht gewachsen, um so weniger als er keine Anstalten gemacht hatte die alifurische Volkssprache zu erlernen. Die Kinder wiederum waren noch nicht soweit gefördert, daß sie das Malaiische hätten

verstehen können. Hier griff nun Riedel kräftig ein, indem er zum Theil den Unterricht selbst übernahm, und dem Meister*) zeigte, wie man unterrichten müsse, dann aber nahm er auch den letzteren selber vor, um ihm die fehlenden Kenntnisse, die er den Kindern mittheilen sollte beizubringen. Hinsichtlich der Sprache hielt er freilich auch dafür, daß das Malaiische die Kirchen- und Schulsprache sein müsse, obgleich er sich die Erlernung und Anwendung der Volkssprache sehr angelegen sein ließ. Er hatte dazu guten Grund. Die alifurische Sprache zerfällt in verschiedene auf kleine Gebiete beschränkte Dialekte, so daß z. B. ein Tondaner schon in dem gar nicht fernen Tomohon an seiner Sprache als Fremdling erkannt wird. Es war schwer zu entscheiden, welchem dieser Dialekte zur einheitlichen Verkündigung des Evangeliums in der Minahassa der Vorzug gegeben werden sollte? Und wie lange würde es gewährt haben, bis man auch nur einige Theile der Bibel in angemessener Uebersetzung in dieser Sprache gehabt hätte? Dagegen lagen im Malaiischen Bibel, Gesangbuch und Schulbücher vor. Auch waren die Einflüsse europäischer Kultur dem Volke bisher durch diese Sprache vermittelt entgegengetreten. Durch dieselbe blieb die Mission auf diesem Gebiete im Zusammenhang mit dem gesammten Missionswerke im indischen Archipel. Das waren alles gewichtige Gründe. — Und doch kann man sich kaum des Gedankens enthalten, ob, wenn es Gott gefallen hätte, damals einen Mann in die Minahassa zu senden, der mit sprachlichem Genie als ein Luther die Bibel hätte alifurisch reden lassen und damit eine Schriftsprache für das Volk geschaffen hätte, der sich die Dialekte bald würden gefügt haben, ob dann nicht das Evangelium dort noch tiefere Wurzeln geschlagen haben würde? Wir wollen

*) Im Holländischen heißt der Lehrer schlechtweg: Meester.

aber mit Riedel über sein Verfahren nicht rechten. Die folgende Darstellung wird uns zeigen, wie treulich er die Volkssprache in seiner Wirksamkeit benutzte und welcher Segen darauf gelegt wurde.

Seine Bemühungen um die Schule trugen bald Früchte. Die Kinder lernten eine biblische Geschichte nach der andern mit wachsendem Verständnis, wobei eingeschaltete alifurische Fragen nachhalfen. Auch lernten sie manchen Psalmenvers und sangen ihn mit Verständnis. Dazu wußte er die Herzen der Kinder zu gewinnen. Bald kam es dahin, daß die früher so scheuen und furchtsamen Kleinen, wo sie ihn sahen, zutraulich herankamen um ihm die Hand zu reichen.

Weiter gingen die Bestrebungen des Missionars auf Hebung und Förderung des weiblichen Geschlechts. Sollte es in den Häusern anders werden, sollte es zu Ordnung und Reinlichkeit kommen, dann mußten die Frauen dafür gewonnen werden. Hier war es, wo die treffliche Frau Riedel kräftig in das Missionswerk ihres Gatten mit eingriff. Freilich war es wohl zum Theil bei dem redlichsten Eifer nicht ganz richtig angefangen. Sie ließ alsbald durch die Negerei sagen, daß sie Sonntags Nachmittags die Frauen unterrichten würde. Sie hatte denn auch gleich das erste Mal eine zahlreiche Versammlung bei sich. Die Schülerinnen, unter denen sich mehrere in höherem Alter befanden, waren auch gelehrig und lernten sofort eine Anzahl von Buchstaben, sowie die biblische Geschichte, die ihnen die neue Freundin erzählte. Aber es ging nur einige Sonntage so. Die Walians, (zu denen auch viele Priesterinnen gehörten) fürchteten für ihren Einfluß. Es wurde von ihnen viel gegen diese neue Sitte, die ganz gegen das väterliche Herkommen sei gesprochen. Denen, die die Versammlungen besuchten, wurde allerlei Spott und Schmähung bereitet, und den Männern bange gemacht, wenn das fort gehe, so wür-

den ihnen bald die Frauen über den Kopf wachsen. Hierdurch wurden viele eingeschüchtert, andere von ihren Männern mit Drohungen und Gewalt verhindert und die Zahl der Lernbegierigen schmolz bald so zusammen, daß diese Frauenschule wieder aufgegeben werden mußte.

Besser ging es mit der Nähschule, die die gute Frau zweimal in der Woche mit den Mädchen hielt. Die erforderlichen Ausgaben für Nadeln, Zwirn 2c. die bei den hohen Preisen dieser Artikel nicht gering waren, mußten von dem, nur für die nothwendigen Lebensbedürfnisse bemessenen Gehalte abgespart werden. Doch Riedel und seine Frau legten sich gerne solche Entbehrung auf, da sie überzeugt waren, hierdurch zur Förderung des Reiches Gottes beitragen zu können. Es wurde nämlich während der Handarbeiten die Gelegenheit wahrgenommen, den jungen Mädchen die christlichen Wahrheiten nahe zu bringen. Diese Nähschule gedieh um so eher, als es schon früher in der Minahassa Sitte war, daß einzelne Frauen, die im Flechten von Matten, Körben 2c. geschickt waren, einen Kreis von Mädchen um sich sammelten, um ihnen ihre Kunst beizubringen. Solche Versammlungen waren jedoch nicht immer von unbescholtenem Rufe gewesen. Das christlich sittliche Gepräge, das die neue Nähschule von vornherein an der Stirn trug, konnte nicht verfehlen, im Gegensatz gegen jene, einen guten Einfluß auszuüben.

Außerdem hatte Frau Riedel vollauf mit der Besorgung des Haushaltes zu thun, wozu in Indien weit mehr gehört, als unsre Hausfrauen sich vorstellen werden. Viele Arbeiten, die bei allen dort lebenden Europäern nur von Dienern verrichtet werden, besorgte sie selber. Anfänglich waren auch bei Riedels, wie wir gesehen haben, zwei Burschen. Der Sangirsche aber mußte nach einiger Zeit fortgeschickt werden, weil er sich zu unnütz machte. Amos dagegen betrug

sich zur Zufriedenheit, und war eine rechte Hilfe im Hauswesen.

So erfreulich indessen auch die Nähschule sich von vornherein gestaltete, so dürfen wir uns von den Schülerinnen doch kein zu ideales Bild machen. Manche von ihnen kamen so von Schmutz starrend, daß Frau Riedel erst eine gründliche Reinigung mit ihnen vornehmen mußte, wobei ihre sanfte, herzgewinnende Weise, mit der sie sich der unangenehmen Arbeit unterzog, mehr wirkte als vieles Schelten. Es gab jedoch noch schwerere Erfahrungen. „He Karimenga, was hast du dort unter deiner Kabaai?“ mußte sie gleich nach dem Schlusse einer der ersten Stunden einer Schülerin zurufen, die ein schlau gestohlenes Stück Zeug etwas ungeschickt unter dem Oberkleide verborgen hielt. „Habe ich euch nicht neulich erzählt, wo die Diebe einmal hinkommen werden?“ fuhr sie gelassen fort, indem sie das entwendete Stück dem Mädchen abnahm, die es ohne Spuren von Beschämung geschehen ließ. Auch die liebreichen Ermahnungen, die weiter folgten, schienen vor der Hand wenig auszurichten; denn noch öfter fehlte nach den Nähstunden dies oder jenes.

Ueberhaupt mußten alle Sachen wohl beobachtet werden, wenn einmal ein Alifure im Hause war. Mehrmals war irgend eine Kleinigkeit mitgewandert. — Riedel sah es übrigens gern, wenn er besucht wurde. Er suchte Christen und Heiden dazu zu bewegen. Die Meisten aber ließen sich durch eine gewisse Scheu und Schüchternheit davon abhalten. Um sie zutraulicher zu machen, ging er selbst mit seiner Gattin hier und da in die Häuser. Doch so sehr er auch fast immer mit naiver Freundlichkeit aufgenommen wurde, so schwer hielt es doch den Leuten wirklich nahe zu kommen. Es gab wohl einige unter den Getauften, die sich eher dem Missionar näherten, indem sie sich einbildeten auf der Höhe der neuen Zeit zu stehen, und sich in ihrem schwarzen Rock und

mit dem Spazierstock in der Hand wie halbe Holländer vorkamen. Diesen oft höchst komischen Figuren konnte Riedel, der von jeher eine gründlichen Abscheu gegen Geckenhaftigkeit und Modenarrheit gehabt hatte, mit scharfer Satire entgegentreten, zu der das Ungewohnte der neuen Tracht, oder die sonderbare Zusammenstellung gewöhnlich reichlichen Stoff gab.

Die neue Zeit wirkte freilich mit einem gewissen unbestimmten Gefühl in der ganzen Bevölkerung von Tondano, doch zeigten manche Gelegenheiten bei denen die alten Sitten am Ruder waren, daß jene noch keine durchgreifende Kraft gewonnen habe. Dies war der Fall bei den Fossos, die wenn sie auch nicht mehr in der Blüthe standen, wie etwa ein Jahrzehnt früher, doch noch immer wieder veranstaltet wurden, und bei denen die ganze Bewohnerschaft, auch die Christen nicht ausgenommen, in Aufregung gerieth. Betrachten wir eins dieser Feste näher.

Es war eines Morgens eine außerordentliche Stille in der Negerei. Ein reicher Mann hatte dem Drängen der Walians endlich nachgegeben, und, ich weiß nicht aus welchem Grunde ein Dankfest veranstaltet. Da mußte die Arbeit schweigen. Bald wurde die Stille unterbrochen durch das Geschrei zahlreicher Schweine, die unter dem Schlachtmesser ihr Leben aushauchten. Die Walians untersuchten mit langen Ceremonien sorgfältig die Herzen dieser Thiere und fanden wie gewöhnlich, daß die Empungs (Götter) das Fest gnädig aufnehmen würden. Es folgten einige Tage der Vorbereitung, an denen öfter der Ton der Trommel sich vernehmen ließ, und die Schmausereien im Hause des Festgebers nicht abreißen wollten. Abends aber wurde von den Jungen mit roher Ausgelassenheit und Schamlosigkeit getanzt, während die Alten tapfer dem Bamburohr mit dem berauschenden Sagower zusprachen. Das ohrenzerreißende Ge-

klingel des Kolintang hatte mehrere Nächte den Schlaf verscheucht. Vergebens hatte sich Riedel bemüht die von den Festlichkeiten wie berauschten Kinder in die Schule zu bekommen. Er ging fleißig durch die Straßen (wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte). Traf er Glieder seiner Gemeinde, so ermahnte er sie ernstlich, dem abergläubischen und wüsten Treiben fern zu bleiben. Traf er solche, deren Betheiligung erwiesen war, so konnte er sie hart anlaßen, und ihnen mit derben Worten den Standpunkt klar machen, so daß sie wohl eingeschüchtert davon schlichen — doch bald waren sie vom Strudel wieder fortgerißen. Am höchsten stieg die Aufregung der Bevölkerung an dem letzten Festtage, zu dem auch von außerhalb Besucher herbeiströmten.

Ein dichter Volkshaufen umsteht das Haus, in dem die Walians versammelt sind. Man harrt in gespannter Erwartung. Da thut sich eine Oeffnung im Dache auf, und einer der Priester erscheint mit einer Art Lanze in der Hand. Er hält eine Ansprache, in der er mit blumenreichen Worten den Festgeber preist, der seine ruhmreichen Thaten nun mit einen herrlichen Pelsier*) beschließen wollte. Also das Pelsier beginnt. Aus der Hand des Redners fliegt plötzlich ein Gegenstand über die Köpfe hin. Hundert Hände greifen danach, begleitet von wirr durcheinanderklingendem Geschrei. Die ganze Menschenmasse geräth in Bewegung. Endlich drängt sich an einer andern Seite der Glückliche hindurch, der den Löffel erbeutet hat, den er mit lautem Jubel über seinem Kopf schwingt. Allmählig wird es wieder stille. Alle Augen richten sich wiederum erwartungsvoll auf den Priester in der Dachluke, der nun in Absätzen ein Tuch, ein paar Pantoffeln, einen Strohhut,

---

*) Dies Wort ist nichts anders, als eine Verdrehung des französischen Plaisir.

einen Teller, Tassen u. dergl. herabsendet, welche letzteren wohl nur als Scherben in die Hände eines Besitzers kommen werden. — Schwieriger wird schon das Greifen und Fangen, als ein lebendiges Huhn auf die Versammlung herabgeworfen und eine Hand der kleinsten Kupfermünzen über dieselbe ausgestreut wird. Schließlich aber kommt der Glanzpunkt des Festes. Es handelt sich nicht mehr um eine Kleinigkeit, sondern wer die Kokosnuß, die nun herabfliegt in seine Gewalt bekommt, empfängt als Siegespreis ein schönes Roß, das der freigebige Herr des Festes dazu ausgesetzt hat. Doch die Nuß ist durch Kochen in Oel so glatt geworden, daß fast niemand im Stande ist, sie mit den Händen festzuhalten. Schnell fährt sie zuerst über die Köpfe dahin; jetzt ist sie zu Boden gefallen. Man stürzt sich übereinander; einer hebt sie empor; aber bald ist sie ihm wieder entrissen. Endlich wird sie weit nach außen geschleudert; in wilder Jagd wird ihr nachgelaufen. Stundenlang balgt man sich um das Kleinod, bis es zuletzt einem Schnellfüßigen gelingt es in Sicherheit zu bringen und den Preis dafür einzulösen. — Die Hunderte von blauen Augen, zerkratzten Gesichtern, blutenden Nasen, (wenn nicht schwerere Unfälle dabei vorkamen), wurden nicht beachtet. Als dann die Walians ihre Ceremonien und die langen, im leiernden Tone abgesungenen Gebete (oder vielmehr Aufzählung der Götternamen) beendet hatten, beschloß wieder jener wüste Tanz mit unsäglicher Gemeinheit und allgemeiner Betrunkenheit, das Fest, das von Vielen als der schönste Tag ihres Lebens gepriesen wurde.

Still in sich gekehrt stand Riedel mit betrübtem Herzen solchen Vorgängen gegenüber. Er sah sich hier auf einen schwerer zu bearbeitenden Boden gestellt, als wenn er mit Daransetzung des Lebens fanatischen Heiden gegenüber von seinem Herrn und Heilande hätte zeugen sollen. Es war

für die Alifuren sehr charakteristisch, daß ihre religiösen Gebräuche in solchem Plaisir gipfelten. Dadurch hatten sie eine Verwandschaft mit den irdisch gesinnten Weltkindern in christlichen Ländern. Hätte man ihnen ihr gewohntes Leben nach der Lust des Fleisches daneben gestattet, so würden sie ohne Bedenken zur Annahme der christlichen Formen bereit gewesen sein. Die vollständigste religiöse Gleichgiltigkeit war der hauptsächlichste Charakterzug des Volkes von Tondano, der dem Missionar bei allen Gelegenheiten entgegentrat.

So blieb denn auch die Kirche an den Sonntagen immer sehr leer, trotzdem, daß die Reisernte längst vollendet, und alle Familien aus den Feldhütten in die Negerei zurückgekehrt waren, und trotzdem durch die Schulkinder schon immer das Herannahen des Sonntags bekannt gemacht wurde. Es gab gar keine Gelegenheit einen religiösen Eindruck auf die Leute zu machen. Vergebens sah sich Riedel nach einer Handhabe um, an der er sie hätte fassen können.

Die Adventszeit war gekommen. Aber Tondano schien noch tief im geistlichen Winterschlafe zu liegen und dem schönen Advents-Frühling fern zu sein, trotzdem daß auf seinen winterlosen Fluren und Bergen alles üppig sproßte und die jungen Reisfelder am Ufer des Sees ihr herrliches, lichtgrünes Kleid anlegten. Dort sah man öfters die lange, hagere Gestalt des Missionars einsam spazierengehen. Nachdenklich schweiften die Blicke in's Weite. Mechanisch führte er die Pfeife, die seine unzertrennliche Begleiterin war, zum Munde und blies dichte Dampfwolken vor sich hin. „Wie fängst du es an, diesen Leuten beizukommen?" das war die Frage, die ihn fortwährend beschäftigte. Das Hin- und Herdenken darüber wurde oft bei ihm trotz der dampfenden Pfeife zum inbrünstigen Gebet für die Seelen, deren Heil ihm auf das Herz gelegt war. Und wie draußen im Freien,

so wurde daheim mit der Frau überlegt und geplant und gemeinsam gebetet für das Heil der Tondaner.

Die Liebe ist erfinderisch. So kam denn auch Riedel eines Tages mit freudigem Antlitz nach Hause. „Ich habe es gefunden," rief er fröhlich, „wir müssen sie mit List fangen. Liebe Frau, das Weihnachtsfest ist nahe. Dazu mußt du viel Kuchen backen, richtigen deutschen Weihnachtskuchen, „Scheitchen" sagen wir Thüringer. Der soll die Lockspeise werden." Obwohl die gute Frau, die ihrem Manne in allen Dingen unterthan war, sich sofort bereit erklärte Scheitchen zu backen, wofern er ihr nur die Anweisung gäbe, stellte sich doch bald die Unmöglichkeit heraus, denn in ganz Tondano wäre nicht das Mehl zu einem einzigen dieser Kuchen aufzutreiben gewesen. „Nun es schadet nichts," sagte Riedel, dann backe du nur Reiskuchen, wie du es verstehst, die werden es auch wohl thun.

In den Tagen vor dem Feste war er in der Schule eifrig beschäftigt, den Kindern die Festgeschichte einzuprägen und ihnen die Bedeutung des Festes deutlich zu machen. Auch ließ er sie ein Lied lernen, und der Meister gab sich alle Mühe, mittelst seiner Flöte die Melodie sicher einzuüben. Dabei wurde wiederholentlich in der Negerei bekannt gemacht, dann und dann beginne das große Christenfest. Schon am heiligen Abende werde vor dem Gouvernementshause eine Feier stattfinden. Man solle nur kommen und zusehen. Zum Nachmittage des ersten Festtags aber wurden die ansehnlichsten Familien ausdrücklich bei Riedel zu Gaste gebeten: wer sonst noch kommen wolle, werde auch willkommen sein.

Am Tage vorher stand Frau Riedel in der Küche eifrigst mit ihren süßen Reiskuchen beschäftigt, wie sie bei den Eingebornen der indischen Inseln als bester Leckerbissen

gelten. Sie rechnete nicht, wie der unvorgesehene Aufwand in die beschränkte Wirthschaftskasse einschneiden mußte. Mit fröhlichem Blicke musterte sie die wachsenden Kuchenberge auf ihren Tellern und dachte: vielleicht gelingt es an dieser Angel manches Fischlein zu fangen für das Reich Gottes. Riedel aber ging im Zimmer auf und ab, nicht bloß die Predigt meditirend, sondern oftmals überlegend, wie er am nächsten Tage seine Gäste in möglichst fesselnder Weise unterhalten könne.

Gegen Abend versammelten sich die Schulkinder. Sie standen im Halbkreise; Riedel in der Mitte. Eine große Schaar Neugieriger hatte sich gleichfalls eingefunden. Nun wurde das Lied angestimmt; dann von einigen Kindern die Festgeschichte gut in malaiischer Sprache erzählt und darauf folgte eine Katechisation, bei der die Kinder ebenfalls gute Antworten gaben. Mancher Vater und Mutter waren erstaunt über die Gelehrsamkeit ihrer Kinder, die hier zu Tage trat. Riedel nahm diese Gelegenheit wahr, in einer kurzen Ansprache die ganze Versammlung hinzuweisen zu dem Sohne Gottes, der auch den Alifuren zu Liebe Mensch geworden sei und auch ihr Heiland und Erlöser sein wolle. Schließlich forderte er sie auf am andern Tage in die Kirche zu kommen, wo sie mehr darüber hören könnten.

Wirklich war auch die Kirche ziemlich voll. Noch größer aber war der Zudrang am Nachmittage. Christen und Heiden waren gekommen, so daß der Raum der Veranda zu Hilfe genommen werden mußte, um alle unterzubringen. Von den Reiskuchen blieb nichts übrig, und die mehrmals gefüllte Kaffekanne wurde immer bald wieder leer. Riedel aber saß höchst gemüthlich mitten in der Gesellschaft, (natürlich mit der Pfeife im Munde,) und erzählte von seiner fernen Heimath. Seine Schilderungen waren so interessant, daß mancher Gast mit halb offenem Munde eine Weile seinen

Reiskuchen vergaß. Wie die Felder in Deutschland jetzt mit Schnee bedeckt seien, wie die Bäume die Blätter verloren hätten, wie die Flüsse und Seen eine Eisdecke hätten, daß man darauf gehen könne. Das schnelle Schlittschuhlaufen, das Schlittenfahren, die Oefen in den Stuben und das Einheizen, die Kürze der Wintertage ꝛc. alles dies schien vielen zu wunderbar, als daß sie es hätten glauben können. Einer der Majore aber bestätigte die Erzählung. Er habe auf Java oft mit Europäern geredet, und die hätten immer dieselben Dinge erzählt. „Darin stimmen alle Orang Putih (Weiße) überein, daran kann kein Zweifel sein.“ Dadurch wurde die Spannung der Zuhörer, als Riedel weiter erzählte, nur noch vermehrt. Er beschrieb die Saatfelder, die vom Frost erstarrt des Frühjahrs harren, und was dann weiter mit denselben werde, er erkundigte sich nach dem alifurischen Ackerbau, verglich ihre Sitten und Gebräuche mit denen der Europäer und kam zuletzt ganz ungesucht auf die christliche Religion zu sprechen und machte ihnen die Bedeutung des Weihnachtsfestes klar. Er bediente sich dabei so gut es ging der alifurischen Sprache. Fehlten ihm Ausdrücke, oder wurde er nicht verstanden, so half der Major nach, indem er das Malaiische verdollmetschte. — Ehe man es vermuthete brach die Dunkelheit herein, und die Versammlung ging höchst befriedigt auseinander. Bald darauf wurde in allen Häusern Tondanos von der Gesellschaft bei dem Pandita mit allgemeiner Anerkennung gesprochen. Riedel aber und seine Frau waren voll Lob und Dank. Sie fühlten, daß es ihnen gelungen war den Leuten nahe zu kommen.

Am zweiten Weihnachtstage wurde zum ersten Male das heilige Abendmahl in Tondano gefeiert. Wahrscheinlich nahmen außer Riedel nur die Mitglieder der Constans'schen Familie (vergl. die Bemerkung auf Seite 115.) daran Theil,

da von den eingebornen Christen wohl noch Niemand zur Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen war. Riedel schreibt darüber: „Der Tisch war klein, denn es waren nur sieben Personen die daran saßen. Doch fühlten wir alle, daß der Herr besonders in unsrer Mitte war und uns segnete. Es waren viele aus der Gemeinde dabei, denen ich es vorher bekannt gemacht hatte. Früher hatten sie nie etwas von dieser heiligen Handlung gesehen oder gehört. Alle bezeugten, daß sie etwas besonderes in ihrem Herzen gefühlt hatten, was sie nicht aussprechen konnten. Andere sagten: Es war, als ob der Herr Jesus sichtbar in unsrer Mitte war. Möge diese Handlung zur Folge haben, daß Viele weitere Unterweisung suchen, um als Mitglieder aufgenommen werden zu können."

Auch am Neujahrstage war die Kirche wieder recht besucht. Fast glaubte Riedel darin bei der todten Masse der Namenchristen schon den Anfang einer Wendung zum Besseren erkennen zu dürfen. Ein Umstand zerstörte indessen bald alle Illusionen darüber. Die sämmtlichen Kirchengänger waren nämlich weiß oder roth gekleidet. Jetzt erst wurde es auffallend, was zu Weihnachten weniger beachtet worden war, daß damals fast alle Kirchenbesucher in schwarzer Kleidung erschienen waren. Weitere Nachforschungen ergaben den Grund. Die Christen meinten nämlich, daß Christus am Weihnachtstage gestorben und am Neujahrstage auferstanden sei. Darauf gründete sich ihre Gewohnheit, diese Tage durch die Farbe der Kleidung auszuzeichnen. Ueberhaupt wurde der Kirchenbesuch dieser Feste als ein Kennzeichen der Christen angesehen, wodurch sich der Grund der zahlreicheren Versammlung in der Kirche in einer, für den Missionar recht enttäuschenden Weise, aufklärte. Dazu kamen noch ein paar weitere Enttäuschungen. Am Weihnachtstage waren die Gräber der Christen sämmtlich mit

Kalk angestrichen, wie es bei den Alifuren zu einer andern Gelegenheit geschieht. Man machte kein Hehl daraus, daß man dies thue, um den Tod und alle bevorstehenden Krankheiten für das nächste Jahr von den betreffenden Familien abzuwenden. Jedesmal am ersten Christtage, sagte man nämlich, kämen die Seelen der Verstorbenen aus ihren Gräbern, und wenn diese nicht weiß wären, so würden sie zornig und machten einen ihrer noch lebenden Angehörigen krank, wenn sie ihn nicht tödteten. Man schämte sich auch nicht einmal dieses Aberglaubens. — Am Neujahrstage aber ging es toll zu. Die Christen feierten denselben nicht viel anders als die Heiden ihre Fossos. Es wurde in Unmäßigkeit gegessen und getrunken. Abends mischte sich der wüste Lärm der Betrunkenen mit gellendem Gekreisch der ausgelassenen Tänzer, und wie die Christen an dem Feste der Heiden, so nahmen diese an der Feier des angeblichen christlichen Festes Theil.

„Aller Anfang ist schwer," dachte Riedel, als er am folgenden Sonntage aus der Kirche zurückkehrte, die so leer war wie früher.

12. Das eigne Wohnhaus. Häusliches Leben. Anfänge auf den Außenplätzen.

Wir wissen nicht, wie lange Riedels im Gouvernementshause gewohnt haben. Ueberhaupt fehlen uns alle Nachrichten aus dem Jahre 1832 und bis zum Herbste 1833. Wahrscheinlich sind die Briefe aus dieser Zeit verloren gegangen. Um die letztgenannte Zeit finden wir den Missionar in einem eignen Hause. Ursprünglich hatte er ein solches neu bauen lassen wollen, (wie Schwarz es in Langowan that).

Es fand sich indessen ein vorhandenes Haus, das durch einige Veränderungen sich zweckmäßig einrichten ließ. Es gehörte dem einen Major, von dem Riedel es um den Preis von 525 Gulden (= 300 thlr.) kaufte. Es war ganz im landesüblichen Style, auf 12 Fuß hohen Pfählen rc. gebaut, etwas klein, doch gut und fest. Ein paar Zimmer, sowie Küche und Vorrathsräume, letztere zu ebener Erde, mußten noch umgebaut werden. Dies, sowie der Umbau kostete im Ganzen weitere 4—500 Gulden. Das dazu gehörige Grundstück war ziemlich groß. Es wurde mit einer Rosenhecke eingehägt und mit Bäumen bepflanzt. Vor dem Hause wurden Rosen und einige Blumenbeete angelegt, auf denen manches Blümchen an die liebe Heimat erinnerte, nur daß es hier unter der tropischen Sonne eine ganz andere Vegetationskraft entfaltete. — Eine beqneme Treppe führte nun zu der geräumigen Veranda hinauf, mit welcher die der Straße zugekehrte Giebelseite des Hauses versehen war. Durch eine Thür ging man von dort aus in den Vorsaal, der die ganze Breite des Hauses einnahm. Hier standen nur einige Tische und Stühle. Dieser Raum, der sich stets durch die sorgfältigste Sauberkeit auszeichnete, wurde benutzt, wenn Leute zum Besuch kamen, falls man es nicht vorzog in der Abendkühle beim Lichte einer Hängelampe in der Veranda zu sitzen. Bei Tage ließ sich dieselbe übrigens mit Vorhängen gegen die glühenden Sonnenstrahlen schützen. Das Geländer war mit einer Reihe von Blumentöpfen geschmückt. Alles machte einen freundlichen, netten Eindruck, der jedem, im Gegensatz zu den übrigen Häusern Tondanos, auffallen mußte.

Aus dem Vorsaale, der übrigens auch als Eßzimmer diente, ging ein dunkler Gang auf der einen Seite zur Schlafstube, auf der andern in Frau Riedels Arbeitsstube und mündete in die hintere Gallerie, von der man auf der

einen Seite in die Studirstube trat, während gegenüber 10 Stufen abwärts in einen bedeckten Gang führten, an dem die Küche, eine Kammer, und die Vorrathräume lagen. Alles war nur von Holz und Brettern gebaut. Maurer waren in der Minahassa damals nicht zu haben. So konnte nicht einmal ein Rauchfang angelegt werden. Mitten in der Küche stand ein großer, mit Erde gefüllter Kasten, der die Stelle des Heerdes vertrat; der Rauch mußte sich durch die unter dem Dache angebrachten Oeffnungen einen Ausweg suchen. — Am Ende jenes Ganges lag das Badehaus, das man in Indien nicht wohl entbehren kann, und das zugleich für die dort viel häufiger, als bei uns erforderliche Wäsche benutzt wurde. Weiter hin schlossen sich noch einige Ställe an. Den an das freie Leben gewöhnten Schweinen der Minahassa wollte freilich die Gefangenschaft nicht recht gefallen, worüber sie sich oft laut beklagten. Die Hühner aber ließen sich selbst für die Nacht nicht an das geordnete Leben in einem bestimmten Raume gewöhnen. Sie übernachteten nach Belieben auf dem Dache, oder in den Zweigen eines Baumes. — Später kam auch ein Pferdestall dazu, als die Wirksamkeit in auswärtigen Negereien Riedel zu häufigen Reisen nöthigte.

Hinter dem Hause lag der Gemüsegarten. Mit erstaunlicher Ueppigkeit wuchsen die Gurken, Bohnen, Zwiebeln, Spinat und anderes Gemüse Jahr aus, Jahr ein. Riedel hatte seine Freude daran. „Nur die Erfurter Puffbohnen fehlen mir," bemerkt er in einem Briefe. Auch die angepflanzten Bäume waren schneller, als ein Europäer es für möglich hält, herangewachsen, und gaben in wenigen Jahren dem Hause und dem Rasenplatze den herrlichsten Schatten. Von letzterem schreibt Riedel einmal: „er ist viel schöner, als der Spittelrasen in Erfurt, und damit er nicht zu hoch wird, lasse ich mein Pferd fast den ganzen Tag darauf herum

spazieren und ihn abweiden. — Unter den Bäumen befanden sich auch Citronen- und Apfelsinenbäume, die zugleich mit den blendend weißen Blüthen und den goldigen Früchten zwischen dem dunkelgrünen, glänzenden Laube geschmückt einen herrlichen Anblick boten. Auch die Bananen mit ihren mächtigen Blättern fehlten nicht, um nebst den Mangobäumen für den sonst einfachen Tisch die köstlichen Früchte zu liefern. — Die Hecke, die gleich im ersten Jahre dicht und stark geworden war, schmückte sich zu allen Jahreszeiten mit duftigen Rosen und bildete einen auffallenden Gegensatz gegen die kothige Umgebung, von der sie das Grundstück trennte.

Von dem Hause werfen wir sogleich einen Blick auf den Haushalt. Man wird wohl aus dem Gesagten bereits gemerkt haben, daß sich derselbe vergrößert hatte. Dem Ehepaare war das erste Kindlein geboren, ein Knabe, der in der heil. Taufe den Namen Fritz erhalten hatte. Er gedieh zur Freude der Eltern und erinnerte mit seinen dicken Backen den Vater öfters an die Posaunenengel in der Kaufmannskirche zu Erfurt, während die weißen Haare des Kleinen, als etwas ungewöhnliches, die Bewunderung der Alifuren auf sich zogen.

Doch hatte die Familie noch auf andre Weise einen Zuwachs erfahren. Es ist bereits erwähnt worden, wie Hellendoorns eine Anzahl Knaben und Mädchen in ihr Haus aufgenommen hatten, um ihnen eine christliche Erziehung zu Theil werden zu lassen. Dasselbe thaten Riedels. Gegenüber dem kläglichen Familienleben, wie es sich in den alifurischen Häusern fand, und der gänzlich verkehrten oder vernachlässigten Kindererziehung mußte jene Maßregel von hoher Wichtigkeit sein. Die Pfleglinge erhielten ihre Nahrung und Kleidung von Riedel, mußten dafür aber auch alle häusliche Arbeit verrichten, so daß die Hausfrau an ihnen

eine wesentliche Hilfe hatte. Außer ihnen waren keine Dienstleute vorhanden. (Amos werden wir bald als Schulmeister einer andern Negerei wiederfinden.) Die Mädchen (anakh pijara) mußten waschen, plätten, nähen, stricken 2c. Da man in tropischen Ländern die Kleidung oft wechseln muß, so haben dort jene Arbeiten eine weit größere Ausdehnung, als dies in einem gemäßigten Klima der Fall ist, zumal wenn die Kleidung, wie bei den Frauen, meist aus weißem Baumwollenzeuge gefertigt ist. — In der Küche mußten die Knaben (murids) der Hausfrau zur Hand sein, und empfingen von derselben förmliche Anleitung im Kochen. Außerdem mußten sie Reis und Mais stampfen, Holz aus dem Walde holen, Baumblätter für das öfter zu reparirende Hausdach schneiden, im Garten arbeiten, das Vieh besorgen 2c. Ihnen war neben der Küche eine besondere Kammer eingeräumt. Sie erhielten übrigens außer der Kost und Kleidung monatlich noch eine kleine Summe Geldes zur Anschaffung von Taback.*)

Mehr aber als diese Hilfeleistungen war die Mühe zu veranschlagen, die sich Riedel und seine Frau mit diesen Zöglingen gaben, denen sie einen ausführlichen und sorgfältigen Unterricht ertheilten. Der Verkehr mit denselben war überhaupt nicht leicht, und oft kamen allerlei Verdrießlichkeiten vor, die für die Pflegeeltern zu einer rechten Uebung in der Geduld und Langmuth wurden. Dazu kam, daß es diesen keineswegs leicht war, die Unterhaltungskosten aufzubringen. Riedel bezog von der Rotterdamer Missionsgesellschaft kein direktes Gehalt; es wurde ihm vielmehr von der Hilfsgesellschaft zu Batavia jährlich eine Summe übermittelt, die wohl für die Bedürfnisse eines einzelnen

*) Vielleicht war es nur unter Gewährung des Tabackrauchens möglich gewesen ihnen das Pinang-Kauen abzugewöhnen. (?)

Mannes ausgereicht haben würde, von der aber eine Familie nur unter starker Einschränkung leben konnte. Es war ein hoch anzuschlagendes Werk, der christlichen Barmherzigkeit und des Eifers für das Reich Gottes, daß der Missionar mit seiner gleichgesinnten Gattin, sich, um jenen Kindern in ihrem Hause eine christliche Erziehung geben zu können, noch schwerere Entbehrungen auferlegten, durch die sie oft Spott und Schmach auf sich gezogen haben.

Manchmal hatte Riedels Stellung für ihn etwas Drückendes. Wie oft hatte er doch Gelegenheit zu denken: Es ließe sich viel gutes für's Reich Gottes thun, wenn nur die erforderlichen Mittel da wären! Oft mußte er davon absehen, weil letztere fehlten. So lange ihm aber noch ein Gulden übrig blieb, ließ er sich nicht abhalten, denselben zum Heile der ihm anvertrauten Seelen und zur Förderung des Reiches Gottes zu verwenden. Schon in seiner natürlichen Anlage hatte er jenen Wohlthätigkeitssinn der Riedelschen Familie (wie oben angedeutet) ererbt; derselbe war aber vollends gereift durch die völlige, gläubige Hingabe an den Herrn und seine Sache. Riedel war keiner der Alltagsmenschen, die nur nach den eigenen Bedürfnissen rechnen. Nein, ein Zug edler Selbstverläugnung geht durch sein ganzes Leben; ins Besondere seitdem er den Herrn gefunden, klang durch dasselbe die Losung hindurch: Alles für ihn! Daß seine Gattin dieser Gesinnung nicht im Wege war, sondern mit Freudigkeit zu allen Opfern für's Reich Gottes sich bereit finden ließ, war für ihn oftmals Grund zum Loben und Danken.

Aus dem Gesagten wird man verstehen, daß im Hause des Missionars von Tondano kein Luxus und Ueberfluß zu finden war. Um nur eins zu erwähnen, es war in demselben keine Uhr vorhanden; man richtete sich nach der Sonnenhöhe. Fehlte es auch so leicht nicht an der täglichen Nahrung, (namentlich da ganz nach Landessitte gelebt wurde) so

mußte man sich doch Vieles versagen, was dem in Indien lebenden Europäer ein nothwendiges Bedürfnis geworden ist. Und mehr als das. Riedel versagte sich z. B. selbst die Anschaffung eines neuen Rockes, als die aus Europa mitgebrachten Kleidungsstücke abgetragen waren. Er ging lieber mit einem fadenscheinigen und selbst geflickten Rocke, um nur die (nach dortigen Verhältnissen allerdings hohe) Ausgabe für die angedeuteten Zwecke zu erübrigen.

Wir wollen ihn übrigens in dieser Hinsicht nicht mit einem Heiligenschein zeichnen. Denn wie gesagt, seine Lage war ihm oft drückend. Und wenn wir sonst an ihm stets die willigste Opferfreudigkeit finden, so zeigen sich doch hie und da in seinen Briefen Spuren von Verstimmung über den Mangel an ihm zu Gebote stehenden Mitteln, wenn auch nicht in Bezug auf seine Person.

Noch in dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Tondano kam für ihn eine schwere Prüfungszeit, als er durch ein hitziges Gallenfieber lange auf das Krankenlager geworfen wurde. Dieses Fieber durchzog im Jahre 1832 als eine schlimme Epidemie die Minahassa. Viele Eingebornen waren demselben erlegen. Bei dieser Gelegenheit lebte das Heidenthum wieder auf. Mit furchtbarem Lärm und allerlei Ceremonien wollten die Walians die Krankheit bannen, indem sie, nach umständlicher Vorbereitung, den Teufel, der dieselbe veranlaßt haben sollte, mit Fackeln und Baumzweigen in den Händen, aus der Negerei zu vertreiben vorgaben. Aber er wollte nicht weichen. Hierdurch wurde denn das Heidenthum wieder wesentlich erschüttert, besonders nachdem Riedel wieder hergestellt war und in kräftiger Predigt die Seuche als ein Strafgericht Gottes über die Sündengräuel der Alifuren darlegte. Doch war er selbst dem Tode nahe gewesen und hatte sich auf seinen Heimgang vorbereitet. So sehr er auch Lust hatte abzuscheiden, so mischte sich doch noch

wie ein bittrer Tropfen der Gedanke hinein: „Was wird aber aus deiner Frau mit dem Kinde werden?" Wenn er abgerufen worden wäre, so würde sie ihre Sachen haben verkaufen müssen, um sich nur das Geld zur Rückreise nach Ambon zu verschaffen. Und was hätte sie da anfangen wollen, nachdem sie aus ihrer früheren Lage gänzlich herausgerissen war? Was hätte aus dem Kinde werden sollen? Diese Fragen hatten Riedel so sehr bewegt, daß er nach seiner Genesung ernstliche Schritte that, um seitens der Missionsgesellschaft die Zukunft seiner Frau, falls sie Wittwe werden sollte, gesichert zu sehen.

Die stille, sanfte Frau gewährte dem Gatten unter dem Drucke der äußern Verhältnisse gewiß einen kräftigen Trost. Mit fröhlichem Glaubensmuthe gab sie, was sie hatte dahin zur Ehre des Herrn. Noch manchesmal hat sie Reiskuchen gebacken um die Tondaner zu den Sonntag-Nachmittags-Besuchen heranzulocken, und manchen Gulden hat sie für Nadeln, Zwirn, Fingerhüte 2c. ausgegeben um ihre Nähschule im Gange zu erhalten. Ja, wenn das baare Geld fehlte, hat sie zu Zeiten selbst etwas von ihren Sachen verkauft, um zu den Werken christlicher Liebe die nöthigen Mittel zu erlangen.

Um uns einigermaßen ein anschauliches Bild von dem täglichen Leben im Riedel'schen Hause zu machen, müssen wir bemerken, daß die indische Lebensweise eine andere, als die bei uns übliche Hausordnung bedingt. Der zu allen Zeiten des Jahres gleichlangbleibende Tag wurde nicht durch eine Hauptmahlzeit in zwei Theile getheilt, sondern es fanden zwei Mahlzeiten statt, die eine des Morgens, die andre Abends. Früh vor sechs Uhr geht das Dunkel der Nacht

durch eine nur kurze Dämmerung in's helle Tageslicht über. Um diese Zeit waren alle aufgestanden und hatten sich gereinigt und gesäubert, was bei den Pfleglingen nicht immer ohne Anstrengung zu Stande zu bringen war. Man sammelte sich im Vorsaale, wo der Hausvater den Morgensegen las. Dann wurde Kaffe getrunken, (den man hier ja an der Quelle haben konnte,) doch nur von den Eltern. Die Kinder bekamen Reisbrei. Nach dem Frühstück ging Riedel sogleich in die Schule, und als Fritz 3 Jahr alt war, begleitete er ihn dorthin regelmäßig. Inzwischen bereitete die Hausfrau die erste Mahlzeit, die bald nach acht Uhr eingenommen wurde. Reis, in kochendem Wasser ausgequollen und auf langsamem Kohlenfeuer gar gedämpft, durfte bei derselben an keinem Tage fehlen. Gemüse gab es das ganze Jahr hindurch. Sie wurden mit Kokosöl zubereitet. Dazu hatte man gewöhnlich Fische oder Eier, seltener Fleisch. Hierauf ging jeder an seine Arbeit, die Nachmittags um 3 Uhr vom Thee unterbrochen wurde. Um 6 Uhr, wenn die Tageshelle wiederum schnell mit der Dunkelheit wechselt, wurde eine ähnliche Mahlzeit wie den Morgen eingenommen. Darauf folgte der Unterricht der Zöglinge und um 9 Uhr ward das Tagewerk beschlossen.

Diese regelmäßige Tagesordnung, nach welcher ein Tag wie der andere verlief, wurde jedoch zu Zeiten unterbrochen, als Riedel seine Wirksamkeit auf die Außenplätze ausdehnte. Wir haben bereits gehört, daß sich an manchen Orten der Minahassa damals ein Verlangen nach Belehrung regte, und daß man in einigen Negereien, wie in Tomohon, sogar den Versuch gemacht hatte, auf eigene Hand Schulen einzurichten. Die Missionare, Hellendoorn an der Spitze, hatten mit

richtigem Blick erkannt, daß dies Verlangen einen höchst günstigen Anhaltepunkt für die Christianisirung der Minahassa darbot. Schwarz war nicht umsonst in dieser Sache nach Batavia gereist. Eine gewisse Summe war von der Hilfsgesellschaft daselbst zur Einrichtung von Schulen sowie für den Unterhalt der Lehrer angewiesen worden. Freilich reichten diese Mittel nur für die ersten Anfänge aus, und es war nicht möglich in allen Negereien, die einen Lehrer wünschten, einen solchen anzustellen. Im ersten Jahre hatte Riedel deren drei unter seiner Aufsicht: in Tomohon, Lalumpej und Kapataran. In den beiden letztgenannten Ortschaften bestanden bereits Christengemeinden. Zu Lalumpej war sie durch den Missionar Lammers gesammelt, die andre dagegen stammte aus den Zeiten der Ostindischen Compagnie, und bestand fast ein Jahrhundert. Die beiden Negereien lagen jenseits des Lembeangebirges, welches den See an seiner Ostseite umsäumt, nicht allzufern vom Strande des Meeres.

Die Reise dahin wurde in einem Blotto (vergleiche S. 98) angetreten. Mit kräftigen Ruderschlägen wurde die kleine Negerei Toulianfitjil in einer Stunde erreicht. Von dort stieg man auf einem höchst mühsamen Pfade die steilen Höhen des Gebirges hinan. War der Kamm erreicht, so boten sich nach beiden Seiten die herrlichsten Aussichten dar. Zurückblickend hatte man tief unter sich die blaue Fläche des Sees, hinter dem nun die mächtigen Berge sich riesenhaft erhoben, die man von Tondano aus nur mit ihren Gipfeln über die Vorberge hervorragen sieht. Auf der andern Seite dagegen schweifte der Blick von den dicht bewaldeten schluchtenreichen Bergen des Vordergrundes weit hin über das unabsehbare Meer. Der weitere, bergab führende Weg war womöglich noch beschwerlicher und, wenn es geregnet hatte, nicht ungefährlich. Die erste Negerei jen-

seits war Kombi, ein Häuserhaufen im dichten Busch, wo auch nicht die geringsten Spuren von Kultur zu entdecken waren. Die Bewohner stammten von Tondano und hatten sich nach der Zerstörung der Waßerkolonie hier angesiedelt. Riedel fand sie in einem Zustande, in welchem ihr Leben von dem ihrer Schweine nicht viel verschieden war. Von Kleidung war bei den Männern nichts als der Tjidako von Baumrinde zu finden. Von Reinlichkeit hatten sie keine Ahnung. Als Riedel einst genöthigt war hier die Nacht zuzubringen, konnte ihm auch der Dorfhäuptling keine andre Ruhestätte anweisen als den harten Fußboden, neben der großen Reistonne, an der die Hühner ungestört im dicken Schmutz kratzten, um die vorbeigefallenen Reiskörner aufzusuchen. Die ganze Bewirthung bestand in einem Haufen Reis, der ihm auf einem Pisangblatte angeboten wurde. Ohne lebendige Erinnerungszeichen in Haaren und Kleidern mitzunehmen kam er aus diesem Hause nicht fort. Hier war der alte Aberglaube noch ziemlich unerschüttert. Die Walians hatten noch Macht und Ansehen; darum regte sich auch noch nicht das Verlangen nach einer Schule. — Anders in Lalumpej. Daselbst hatte Bruder Lammers einen günstigen Boden gefunden, war öfters von Kema herübergekommen und hatte eine nicht kleine Anzahl getauft. Dennoch waren diese Besuche zu vorübergehend, als daß die Gemeinde einigermaßen in christlicher Erkenntnis hätte gefördert sein können. Nun waren aber schon sieben Jahre verfloßen, in denen sie fast völlig sich selbst überlassen war. Die Unwissenheit war daher hier noch größer als in Tondano. Die Negerei liegt malerisch in einer waldigen Schlucht, deren schroffe Felskanten zwischen den Baumkronen zu Tage treten. Dort sind zwei auffallende Felsgebilde, die als Bruder und Schwester bezeichnet und göttlich verehrt wurden. Wenn ein Mensch sterbe, sagte man, so rufe der Bruder mit dem

Klange des Gong die Seele aus dem Leibe ab. Wenn nicht eine der vielen Betrügereien der Walians hier zu Grunde lag, so mochte vielleicht Klangschiefer zu diesem Gedanken Veranlassung gegeben haben. So hatte Lalumpej noch einen besonderen Halt für den Aberglauben. Um so nöthiger war es, den Anfängen des Christenthums hier eine Stütze zu geben. Freilich der ambonsche Meister, welcher in Riedels erster Zeit die Schule leitete, bedurfte selbst der Anleitung und vieler Nachsicht. Ebenso war es mit seinem Kollegen zu Kapataran.

Der Weg dorthin führte ebenso, wie der zwischen den beiden zuvor erwähnten Negereien bald bergauf, bald bergab über schroffes Gebirgsland. Kapataran selbst liegt in einer kleinen Ebene. Die hiesigen Christen übertrafen alles, was Riedel bisher von verkommenem Namenchristenthum kennen gelernt hatte. Sie waren zu einem Haufen Heiden mit apparten abergläubischen Gebräuchen herabgesunken. Viele von ihnen kannten selbst den Namen unsers Heilandes nicht. Auch an Rohheit und Unsittlichkeit wetteiferten sie mit den heidnischen Alifuren. In früheren Zeiten war diese Negerei weit größer gewesen und hatte eine bedeutende Stellung gehabt. In neuerer Zeit war sie immer mehr zurück gekommen, und die Einwohnerzahl verminderte sich weiter von Jahr zu Jahr. Unter diesen Verhältnissen konnte der ambonsche Schulmeister auch nicht viel ausrichten, obgleich er gegen 30 Schüler zusammenbekam. Hier war die Wirksamkeit schwieriger als an den Orten, wo bisher das Christenthum noch gar nicht bekannt geworden war. Deshalb wäre grade eine recht tüchtige Kraft am Platze gewesen. Später finden wir den oben erwähnten Amos hier thätig.

Sehr bald kamen zu diesen Negereien andere hinzu, in denen gleichfalls Schulen, zum Theil von vorn herein mit einigermaßen erfreulichem Erfolge eingerichtet wurden

Einmal kam von einer Gemeinde eine sehr dringende Bitte um einen Lehrer. Geldmittel zur Besoldung waren nicht mehr vorhanden. Da bedachte sich Riedel nicht zu lange. Er schickte einen von seinen Murids hin, dem er die Kleidung lieferte, während die Gemeinde es übernahm für seine Beköstigung zu sorgen. Die Zahl dieser Schulen am Meeresstrande*) wuchs bald so, daß der Besuch derselben eine Reihe von Tagen in Anspruch nahm.

So öffnete sich denn für den Missionar auch hier ein weites Arbeitsfeld, das stellenweis nicht weniger hart erschien, als das zu Tondano. Oft bot die Kinderschaar keinen sehr erfreulichen Anblick. Gewöhnlich fehlte ihnen die nöthige Reinlichkeit; auch stob wohl hier und da die ganze Gesellschaft scheu aus einander, wenn der fremde Mann kam um ihre Kenntnisse zu prüfen. Riedel wußte sich jedoch die Kinderherzen zu gewinnen. Ein Mittel dazu war unter andern die Frucht des Lansa-Baumes, eine Nuß mit angenehm schmekkendem Kerne. Wenn er in die Tasche griff und ein paar Hände voll von derselben unter die Kleinen warf, so war die Scheu schon zu einem guten Theile überwunden. Bei dem nächsten Besuche empfingen sie ihn dann schon mit Zutraulichkeit. — Später wurde durch die Kinder der Einfluß auf die Eltern vermittelt.

Das ganze Gebiet, welches zur Einrichtung von Schulen mit Tondano verbunden war, umfaßte eine Bevölkerung von etwa 8000 Seelen. Riedel fühlte die Verantwortlichkeit, für das ewige Heil derselben Sorge zu tragen; daher er sich dem Werke auf den Außenplätzen mit allem Ernst und Eifer widmete.

---

*) Dieser üblich gewordene Ausdruck ist in sofern nicht ganz zutreffend, als die betreffenden Negereien alle über eine halbe Stunde vom Strande enfernt auf den Ausläufern des Gebirges liegen.

13. Weitere Aussaat, und wie dieselbe zu keimen beginnt.

In Tondano blieb inzwischen die kleine Kirche des Sonntags leer wie zu Anfang. Die Schulkinder kamen wohl zum Gottesdienste, der als mit zum Unterrichte gehörig angesehen wurde. Von den erwachsenen Christen aber waren meistens nur zehn bis zwanzig anwesend. Besuchter dagegen waren die Nachmittagsversammlungen in Riedels Hause, die noch öfter mit Kaffee und Kuchen wiederholt wurden. In sehr geschickter Weise wußte er der Unterhaltung bei denselben eine immer tiefere Wendung zu geben, und auf die populärste Weise die wichtigsten Fragen in den Herzen seiner Besucher anzuregen. So wurden daraus allmälig Erbauungsstunden, in denen Abschnitte der heil. Schrift ausgelegt wurden mit Gesang und Gebet. Trotzdem blieb der Charakter der freien Unterhaltung gewahrt. Um unlautere Elemente, die nur bei den Reiskuchen stehen blieben, auszuscheiden, wurden später die leiblichen Erfrischungen zurück gehalten. Viele blieben in Folge davon fort; doch ein kleiner Stamm fand sich regelmäßig ein: das waren die, die am Worte Gottes schon Geschmack gefunden hatten. Dieselben fehlten natürlich auch nicht im Gottesdienste, sodaß sich die Zahl der Kirchenbesucher etwas mehrte. Manche von ihnen waren aufmerksam und zeigten allmälig ein ernsteres Heilsverlangen, so daß Riedel bald eine kleine Zahl von Gemeindegliedern annehmen konnte, die an der Feier des heiligen Abendmahls Theil nehmen durften.

Zu den Heiden fand sich ein immer weiterer Zugang. Riedel besuchte die Kranken und brachte ihnen Medicin. Gewiß nahm er sich ihrer Pflege auch weiter an, und Vater Jänickes Anleitung zu Werken der Barmherzigkeit an den Kranken wird ihm auch unter den Alifuren trefflich zu Statten

gekommen sein. Ihre einzige Fürsorge für die Leidenden bestand ja darin, daß sie ein Fosso machten, oder von dem Walian irgend welche anderen Ceremonien vornehmen ließen um die fremde Seele, die im Körper des Kranken Platz genommen hatte, zu vertreiben und die entwichene rechte Seele zurückzurufen, denn so stellten sich die Alifuren eine Krankheit und deren Heilung vor. Oft brachten die Priester die Seele, welche sie draußen eingefangen zu haben vorgaben, in einem Tuche zurück. Von Pflege der Kranken, in's Besondere wieder von der nöthigen Reinlichkeit, von Schutz gegen Erkältung, von zweckmäßiger Nahrung für die Genesenden wußte man in der Minahassa nichts. Gänzlich vernachlässigt lagen die Elenden in ihren Schmerzen auf einer Matte auf dem Fußboden, das Haupt fest mit einem Tuche umbunden. War der abergläubische Hokuspokus gemacht, so kümmerte sich niemand um sie, bis die Kräfte erschöpft waren und der Tod eintrat, oder die Lebenskraft nach langem Kampfe auch unter den ungünstigsten Bedingungen den Sieg behielt.

Welchen Eindruck mußte es auf die Tondaner machen, wenn nun der Pandita einen Kranken mit aller Sorgfalt reinigte, ihm ein erträgliches Lager bereitete, ihm bei äußeren Schäden den Verband anlegte und immer wieder erneuerte, oder erquickende kräftige Speise brachte! Wir wissen nicht, ob Riedels medicinische Kenntnisse bedeutend waren, oder ob mehr als einige Hausmittel zu seiner Verfügung standen. Hätte er aber auch weiter nichts als jene Behandlungsweise angewendet, so konnte es nicht fehlen, daß er unter den angedeuteten Verhältnissen schnell den Ruf eines großen Arztes erlangte. Bei dieser Wirksamkeit hatte er denn die beste Gelegenheit auf den wahren großen Arzt und Heiland hinzuweisen und die Erzählungen von ihm und seinen Heilungswundern machten dann einen tieferen Eindruck, als wenn sie in der Schule gelernt worden wären. Der heidnische Aber-

glaube und die Betrügereien der Priester wurden immer mehr erkannt und kamen in Miscredit. Die letzteren sahen, daß es mit ihrer Herrschaft über das Volk zu Ende gehe. Der eine wandte sich selbst in einer Krankheitsnoth an den Missionar und wollte nach seiner Genesung dem Pandita als Zeichen seiner Erkenntlichkeit seine Kinder zur Taufe schicken.

Doch mit der heil. Taufe ging Riedel von vorn herein nicht zu schnell vor. Die wenigen Erwachsenen, die das Sakrament verlangten, mußten eine längere Vorbereitungszeit durchmachen, lesen lernen und erhielten dasselbe erst, wenn bei ihnen Spuren einer aufrichtigen Sinnesänderung zu Tage traten. Blieb die Zahl der Taufbewerber in den ersten Jahren auch sehr klein, so übte doch die Persönlichkeit Riedels, so wie auch die seiner Gattin in weitem Kreise einen Einfluß, durch den der Unterschied des lebendigen Christenthums von dem bloßen Namenchristenthum allmälig zum Bewußtsein gebracht wurde. Zu dieser Einwirkung durch Beispiel und Vorbild fand sich fortwährend die mannigfaltigste Gelegenheit, da jede Berührung mit den Eingebornen im alltäglichen Leben geflissentlich gesucht wurde. Vermöge seines guten Gedächtnisses hatte Riedel bald eine erstaunliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen einzelner Personen und Familien erworben. Durch die tägliche Uebung, ward er der alifurischen Sprache immer mächtiger, die in vielen Beziehungen bisher ein hinderndes Bollwerk zwischen dem Volke und dem Christenthum gewesen war. Er besaß eine Geschicklichkeit darin, die Wahrheiten des Evangeliums an die Betrachtnng der gewöhnlichsten Dinge anzuknüpfen, und verbreitete so im täglichen Verkehr christliche Kenntnisse, hinter denen die frühere Unwissenheit zurückzutreten begann.

Auch gelang es ihm eine immer weitere Scheidung der Christen von den Heiden zu veranlassen. Früher hatten jene ohne Ausnahme an den heidnischen Fossos Theil genommen.

Schon im Jahre 1833, als wieder einmal ein solches Fest veranstaltet werden sollte, predigte er nachdrücklich über 2 Cor. 6, 14—18 und hatte mit dankbarer Freude gegen den Herrn den Erfolg, daß fast keiner von den Christen sich bei der Feier betheiligte. Freilich überschätzte er solche Erfolge nicht, wie er denn die Verhältnisse immer mit dem nüchternsten Blicke betrachtete. Und so täuschte er sich nicht über den Zustand der religiösen Gleichgiltigkeit, der immer noch bei der großen Menge sowohl der Christen wie der Heiden in Tondano der herrschende war. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan" das wurde Riedel bei aller Arbeit für das Reich Gottes inne. Desto mehr aber legte er sich auf das Beten für die ihm anvertrauten Seelen, mit der festen Zuversicht, daß auch hier dem Geiste Gottes möglich sein müsse, was den Menschen unmöglich war.

Nicht weit hinter seinem Hause lag ein dichtes Schilf-Dickicht, das bis an den Fluß hinab reichte. Es gehörte mit zu seinem Grundstücke. Als einmal die Jungen nicht Arbeit genug hatten, stellte er sie an, den ganzen Fleck urbar zu machen. Nach und nach entstand daraus eine Maispflanzung, die dem Haushalte recht zu statten kam. In der Mitte hatte sich Riedel eine kleine Hütte von Bambustäben und Blättern gebaut, die durch die hohen üppig wachsenden Maispflanzen nach allen Seiten verdeckt wurde. Es war ein stilles ungestörtes Plätzchen. So viel ich weiß, hat Riedel es nur einmal in einem Briefe an einen Verwandten erwähnt, und vielleicht würde er es misbilligen, daß ich das verborgene Hüttlein an die Oeffentlichkeit ziehe. Er nannte es sein Betkämmerchen. Die Arbeit der Aussaat zur Umwandlung Tondanos, die dort in aller Stille geschah, ist nicht gering anzuschlagen. Riedel war ein Mann des Gebetes, wie wenige.

Wie die gute Saat weiter zu keimen begann mag uns Riedel selbst vorführen. Hören wir ihn in seinem zu Anfang des Jahres 1835 an die Missionsgesellschaft eingereichten Berichte.*)

„Wenn ich das verfloßene Jahr überdenke, und mich an alle die Wohlthaten und Segnungen erinnere, welche mir der Herr unser Gott besonders in meiner Arbeit als Missionar hat lassen zu Theil werden, dann fühle ich auf der einen Seite wohl meine Unwürdigkeit und Ungeschicklichkeit, aber auf der andern Seite auch Gottes Gnade und Langmuth, und ich kann nur seufzen: O Gott, mache mich dankbar für deine Segnungen und treu in meiner Arbeit. Freilich war dies Jahr gekennzeichnet durch manche Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, doch nicht minder durch das Durchleuchten der göttlichen Gnade. Denn was sonst auf dem Gebirge von Manado**) nie geschehen ist, das geschah in diesem Jahre, und was ich nimmer in der kurzen Zeit meines Hierseins erwarten konnte, das hat der Herr durch seine Gnade ausgeführt.

Menschen, mit denen ich noch vor drei Jahre über die Verkehrtheit des Aberglaubens sprechen mußte, kamen und baten um die heilige Taufe, nachdem dieselben von kleinen Schulkindern das Glaubensbekenntnis und Lesen gelernt hatten. Christen die zuerst in offenbarer Unzucht lebten, beschlossen in diesem Jahre eine christliche Ehe anzufangen und acht solche Paare ersuchten mich um die kirchliche Trauung. Vier erwachsene Kinder von zwei der ansehnlichsten Priester hier zu Tondano kamen zu mir und baten um Aufnahme in die Gemeinde Christi: Ich konnte sie um so bereit-

---

*) Aus dem Holländischen übersetzt.

**) Ich folge überall der jetzt üblichen Schreibart. Damals schrieb man Menado, Alfuren, 2c.

williger aufnehmen, als sie zuvor gelernt hatten und ihr Betragen untadelhaft war. Ein alter Priester vom Meeresstrand, der seit 30 bis 40 Jahren durch seine Betrügereien ganze Negereien verführt und sich dafür hat gut bezahlen lassen, flehte mit Thränen in den Augen, ihn doch nicht länger von der heiligen Taufe zurückzuhalten, weil er durch dieselbe die Ruhe seiner Seele zu finden hoffte.

Sollten solche Ereignisse mich und alle Freunde der Missionssache nicht zur Dankbarkeit gegen Gott erwecken? Sind solche Thatsachen nicht Strahlen der göttlichen Gnade? Und wie mangelhaft auch die Erkenntniß und wie schwach auch der Glaube dieser Menschen noch sein mag, so kann man doch sehen, daß der Aberglaube und die Abgötterei der Alifuren wenigstens hier zu Tondano, und besonders durch den Uebertritt der Priester im Fundamente erschüttert ist und daß das seligmachende Licht des theuern Evangeliums sich mehr und mehr verbreitet. Zum Beweise hiervon will ich noch das eine und das andre aus meinem Tagebuche mittheilen.

Den 8. Juli 1834. Nach Kapataran gekommen, fand ich die Schulkinder, einige vierzig Knaben und vier Mädchen noch in der Kirche versammelt, und wurde erfreut durch die Fortschritte, welche dieselben in der Zeit von zwei Jahren gemacht hatten.

Den 9. Juli. Nachdem ich einige kleine Kinder und vier alte Leute getauft hatte, reiste ich weiter nach Lalumpej. Hier hatten drei Negereien, die nicht fern von einander liegen, für den Lehrer, den ich im letzten Jahre hierher geschickt hatte, ein großes, festes Schulhaus gebaut. Es waren sechszig Knaben und sieben kleine Mädchen, die in diesem einen Jahre schon ziemlich viel gelernt hatten.

Den 10. Juli. Ich kam nach der Negerei Raker.*)

*) Wahrscheinlich identisch mit dem jetzigen Kolongan.

Der Häuptling hielt am folgenden Morgen eine lange Ansprache an mich, in der er begehrte Christ zu werden und einen Lehrer zu erhalten. Er hatte schon vor zwei Jahren dieselbe Bitte ausgesprochen; aber ich gab ihm damals Zeit zur Ueberlegung, damit er erst lerne. Darauf wurde er mit einem seiner Kinder krank, und er machte wieder ein heidnisches Fest, welches ihm etwa hundert Gulden kostete und fast einen Monat Zeit wegnahm. Doch das Kind starb und er wurde nicht besser. Nun wollte er mit seinem ganzen Hause die Abgötterei verlassen und seine Kinder zur Schule schicken. Zu mir sagte er: „Wenn mein Herr mich auch nicht taufen will, weil ich wieder ein Fest dem Teufel zur Ehre gemacht habe, so bin ich doch ein Christ in meinem Herzen. Denn ich habe mit großem Schaden erfahren, daß unsere Religion und die Erzählungen unserer Vorfahren nichts als Betrug und Lügen sind, und daß nur ein Gott ist, an den ich nun glaube.“ Ich versprach ihm nach vielen Fragen und Antworten, woraus die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses hervorging, ihn in die Gemeinde des Herrn aufnehmen zu wollen, wenn er nach Tondano kommen wollte; denn in seiner Negerei war kein geeigneter Platz zu dieser heiligen Handlung.

Den 11. Juli. Ich reiste weiter und kam auf meinem Wege nach Makalisung durch die Negerei Rerer, wo ich in das Haus des Häuptlings ging, um ein wenig auszuruhen. Auch dieser Mann, der der berühmteste Priester in der ganzen Umgegend ist, weil nur er das Geschrei der Vögel versteht, hatte mich schon vor zwei Jahren ersucht ihn mit seiner Frau zu taufen. Ich gab ihm Ueberlegungszeit und sagte ihm, daß er, wenn er auch alt sei, doch wenigstens etwas lernen müßte. Es könnte dies am besten von seiner Frau geschehen, die schon von Bruder Lammers gelernt hatte; doch war sie noch nicht getauft. Einige Zeit darauf machte eine

Negerei ein großes Fest, und miethete ihn für etwa zehn Gulden um die Vögel zu hören. Nachdem ich dies vernommen hatte, nahm ich mir vor, ihn nicht zu taufen. Als ich in sein Haus kam, kam er mir mit seiner Frau entgegen und fragte: „Mein Herr, was wird nun mit uns?"

Ich: Was soll mit Euch werden? Ich weiß es nicht.

Er: Wir sind nun weder Heiden, denn wir haben keinen Opferplatz mehr, noch Christen, denn wir sind noch nicht getauft.

Ich: Wie so? Ihr seid immer Alifuren mit Eurem ganzen Herzen. Denn wenn Ihr auch Eure heidnischen Heiligthümer weggeworfen habt, so habt Ihr doch nachher wieder drei Nächte lang Vögel gehört und dafür gute Bezahlung genommen.

Beide fingen nun an zu weinen. Der Mann entschuldigte sich, er sei von einem christlichen Hukum besar dazu gezwungen worden. Die Frau gab ihrem Manne einen Verweis nach dem andern, und flehte, wenn ich ihren Mann nicht taufen könne, doch sie wenigstens zu taufen, weil sie keinen Theil an diesem heidnischen Werke gehabt, sondern im Gegentheil ihrem Manne davon abgerathen hätte. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich dies nicht gerne thäte, weil dadurch Feindschaft zwischen ihr und ihrem Manne entstehen würde, und daß sie lieber warten sollte, bis derselbe Zeichen von Bekehrung geben würde.

Den 12. Juli. Ich fand zu Makalisung nur wenig Kinder in der Schule, weil der Häuptling, der aus Liebe zum Christenthum ohne Bezahlung Unterricht gab, vorher den Kindern gewöhnlich auch zu essen gegeben hatte. Da er aber aus Mangel dies jetzt nicht mehr thun konnte, so waren die Kinder alle bis auf sieben weggelaufen.

Den 13. Juli. Als die Christen zum Gottesdienst versammelt waren, und ich beginnen wollte, kam der Häupt-

ling von Rerer mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern und flehte vor der ganzen Versammlung, daß ich doch wenigstens seine Frau und Kinder taufen möchte. Ich ließ sie das Glaubensbekenntniß öffentlich aufsagen, und taufte sie und ihre Kinder. Sobald dieselben das Siegel des heiligen Bundes empfangen hatten, kam der alte Vater (der alifurische Priester) nahm sie auf seinen Arm, küßte sie und freute sich, daß sie in den Bund des einzig wahren Gottes aufgenommen waren. Dann sagte er zu mir: „Ich hoffe, daß mein Herr nun auch Mitleiden mit mir haben und mich taufen wird, damit ich eins werde mit meiner Frau und meinen Kindern. Ich versprach es nach einiger Zeit, wenn er dem Heidenthume gänzlich entsagte und sich von ganzem Herzen dem Herrn Jesu ergäbe.

Den 8. August. Es kam eine Frau zu mir, die hier in großem Ansehen steht, weil sie aus der Familie der Häuptlinge ist; aber ich hatte, so lange ich hier bin, schon immer viel von ihrem schlechten Lebenswandel gehört. Ich verwunderte mich, daß sie kam und fragte, was sie wollte.

Sie: Ich komme mit der Bitte, getauft zu werden.

Ich: Warum willst du getauft werden?

Sie: Weil ich das Heil meiner Seele suche, welches ich in der christlichen Religion zu finden hoffe.

Ich: Wie kannst du diese Hoffnung hegen, da du unsre Religion noch gar nicht kennst?

Sie: Wenn meine Kenntniß auch noch sehr mangelhaft ist, so habe ich doch schon viel über die Religion gedacht. Ich habe lesen gelernt, habe „den kurzen Inbegriff“ hinter den Psalmen auswendig gelernt und habe einige Predigten

mit angehört, wodurch ich überzeugt worden bin, daß ich nur durch Jesum Christum meine Seligkeit erlangen kann.

Ich: Es ist wohl ganz gut, wenn du das weißt, aber ich dächte, es wäre für dich besser bei deiner alifurischen Religion zu bleiben, dann könntest du leben, wie du bisher gelebt hast, und deine Verantwortung am Tage des Gerichtes würde nicht so schwer sein.

Sie: Wenn ich das wollte, dann wäre ich nicht zu meinem Herrn gekommen, denn ich weiß wohl, daß wahre Christen nicht in Hurerei leben können. Früher habe ich, wie hier alle anderen, eine solche Lebensweise als ein Ehre angesehen. Jetzt habe ich die Schändlichkeit derselben erkannt, denn was sollte dabei aus meiner unsterblichen Seele werden?

Ich gab ihr einen Monat Zeit weiter darüber nachzudenken, noch mehr zu lernen und mit ihrer Familie darüber einig zu werden, daß sie nicht nach der Taufe der alifurischen Sitte gemäß an einen Mann für 2—300 Gulden verkauft werde.

Den 20. September. Die beiden Häuptlinge von Raker und Rerer kamen nun infolge meines Versprechens in die Gemeinde des Herrn aufgenommen zu werden. Ich nahm ihnen das Glaubensbekenntniß in Gegenwart einiger Christen des Abends in meinem Hause ab. Es war rührend, besonders als der von Rerer, der alte berühmte Priester, mit innerer Erregung und Abscheu von dem Aberglauben und seinen Betrügereien sprach, welche er so lange getrieben hatte.

Den 21. Sept. Ich taufte sie zur Erbauung für mich selbst, und die ganze Gemeinde ward gerührt, als diese zwei alten Männer mit Thränen in den Augen vor dem Taufbecken knieten und feierlich in den Gnadenbund des lebendigen Gottes aufgenommen wurden.

Den 28. Sept. Heute taufte ich die Frau, die im

vorigen Monat bei mir gewesen war, vor einer zahlreichen Versammlung nachdem ich über Luc. 15, 2 („dieser nimmt die Sünder an") gepredigt hatte.

Den 25. Decebr. Die Kirche war so voll von Christen und Alifuren, daß eine ganze Anzahl draußen stehen mußte. Die meisten der ersteren waren wohl nur aus Gewohnheit gekommen, weil man früher immer meinte, wer ein Christ sein wolle, der müsse zu Weihnachten und Neujahr in die Kirche gehen, wenn er auch das ganze Jahr über nicht in dieselbe käme. Es sind doch aber einige, die sich über die frohe Botschaft von der Geburt eines Erlösers schon herzlich freuen und Gott danken. — Ich beabsichtigte in diesen Festtagen mit meinen fünf Gemeindegliedern das heilige Abendmahl zu feiern. Aber da ich dies der schlechten Kirche wegen gewöhnlich in meinem Hause thue, und unser kleines Töchterchen krank ward, so mußte diese heilige Handlung auf eine andre Zeit verschoben werden.

Den 1. Januar 1835. In diesem Jahre war das Neujahrsfest ganz anders und im äußerlichen viel besser als früher. Am vergangenen Sonntage hatte ich in der Kirche bekannt gemacht, daß am Donnerstag das neue Jahr beginne, und weil ich den vielen Arak, der in der Negerei ist, fürchtete, so erinnerte ich die Christen an ihren Beruf, nämlich dem Herrn Jesu nachzufolgen und ihr Licht, durch ein gutes Betragen, vor den Heiden leuchten zu lassen. Und in der That, der Herr hat diese Ermahnung über mein Erwarten an den Herzen der Christen gesegnet; denn in der Negerei wurde an diesem Tage weder der sonstige Lärm gehört, noch Betrunkene gesehen. Einige dankten mir selbst am Abend für diese Ermahnung und sagten, daß sie noch niemals solch ein mäßiges und doch fröhliches Neujahrsfest gefeiert hätten. Denn was sie sonst im Ueberfluß genossen und sich dadurch krank gemacht hatten, das hatten sie in diesem Jahre mit

Maßen gethan, mit Danksagung gegen den Herrn, und dabei einen gesunden und zur Arbeit geschickten Körper behalten. Auch waren ihre Vorräthe nun nicht, wie sonst, erschöpft. Dies gab mir Gelegenheit darüber zu sprechen, wie die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat.

Den 15. Febr. Heute segnete ich vier Paare zum heiligen Ehestande ein. Ueber das eine Paar verwunderten sich Christen wie die Alifuren, weil sie ihre Ehe anfingen, ganz wie es Christen geziemt, und wie wohl noch Niemand hier in Tondano geheirathet hat. Beide sind junge Leute, ungefähr zwanzig Jahre alt, auf deren Lebenswandel durchaus kein Makel ruht, was hier zu Lande viel gefunden wird. Der Jüngling bezahlte nichts für seine Braut an ihre Eltern, und diese verlangten auch nichts für ihre Tochter, was noch nicht geschehen ist, so lange die Negerei Tondano steht. Denn die hiesige Sitte ist, daß die Töchter zur Heirath gezwungen und verkauft werden, wenn aus geringer Familie für 15—500 Gulden, wenn aus angesehener Familie oft bis zum Werthe von 1000 Gulden. Daß aus dieser Sitte viel Schlechtes entspringt, läßt sich denken. Doch beginnen nun einige schon dies Schlechte einzusehen, und das Christenthum wird auch in dieser Hinsicht allmälig eine Umwandlung bewirken, da schon durch ein Paar der Anfang gemacht ist.

Soweit Riedels Bericht. Man wird nicht verkennen, wie er in diesen Mittheilungen die Thatsachen in nüchterner Weise reden zu lassen bemüht war. Jede Ausschmückung, die wohl manchmal bei Nachrichten vom Missionsgebiete unterläuft, war ihm zuwider. Er war bei seinen Berichten

immer ängstlich, er könnte zu viel sagen, und hätte lieber ganz im Verborgenen gearbeitet ohne davon in Europa reden zu lassen — und dies ist wieder ein Punkt, in dem er mit seinem Vater Jänicke zusammentrifft. — Nur das Pflichtgefühl gegen den Vorstand der Missionsgesellschaft half ihm seine Abneigung gegen das Berichterstatten überwinden. Einmal schrieb er dazu: „Ich bekenne es offenherzig, daß es mir schwerer wird ein Tagebuch einzuschicken, wenn ich dasselbe nicht mit der Beschreibung von Reisen anfüllen kann. Ich habe mir immer vorgenommen nur die volle Wahrheit zu schreiben. Wenn ich aber ein ausführliches Tagebuch senden sollte, dann würde vielleicht, gegen meinen Willen, viel Unwahrheit mit unterlaufen, da ich mich selber oft in meinen Erwartungen getäuscht finde. Ich unterhalte mich z. B. oft mit den Schulkindern, sie versprechen mir viel gutes; aber zuweilen muß ich schon am folgenden Tage das Entgegengesetzte wahrnehmen. Ebenso geht es oft mit den Erwachsenen, deswegen fürchte ich immer, ich könnte zu viel schreiben".

Außer den Jahresberichten erforderte die Missionsgesellschaft von ihren sämmtlichen Missionaren jährlich die Beantwortung von 6 feststehenden Fragen in Bezug auf ihr Werk. Im Jahre 1835 antwortete Riedel folgendermaßen:

1. Der religiöse Zustand derjenigen, unter welchen ich arbeite, ist jammersvoll. Die Christen, deren Zahl ungefähr dreihundert ist, sind unwissend und abergläubisch und einige sind gegen die Religion ganz gleichgiltig. Der Grund davon scheint darin zu liegen, daß sie vor meiner Zeit gar keinen Unterricht empfangen haben und so Christen geworden sind, ohne die Religion zu kennen. Doch beginnen nun einige, besonders vom weiblichen Geschlecht, Fortschritte in der Erkenntniß zu machen und zeigen ihre religiöse Richtung durch

ein äußerlich sittsames Verhalten und durch den fleißigen Gebrauch der Mittel um ihre Kenntnisse zu vermehren. — Der Zugang zu den Alifuren steht mir offen. Sie scheinen dem Christenthum mehr geneigt, als feindlich zu sein. Dies kommt jedoch nur aus einer Gleichgiltigkeit gegen alle Religion.

2. Meine Arbeiten sind folgende: Jeden Sonntag predige ich in der malaiischen Sprache. Nach der Kirche versammeln sich die großen Schulkinder mit einigen andern Leuten in meinem Hause, wo ich die gehaltene Predigt in Fragen und Antworten wiederhole. Des Abends habe ich Katechisation mit einigen jungen Leuten, die ich in Zukunft als Mitglieder der Gemeinde annehmen zu können hoffe. Des Montags und Freitags habe ich mit drei Frauen zu demselben Zwecke Katechisation, Donnerstags mit den Schulkindern und Sonnabends mit zwei Frauen, die schon ziemlich weit gefördert sind. Auch gehe ich beinahe täglich des Morgens in die Schule um mit den Kindern in der Bibel zu lesen und sie ihnen ihrer Fassungskraft gemäß zu erklären. Außer der Schule in Tondano habe ich noch vier andere Schulen unter meiner Aufsicht, wohin ich öfters gehe. In denselben werden 240 Knaben und 20 Mädchen im Singen, Lesen, Schreiben und in der Religion unterrichtet. Die Lehrer, die ich als meine Gehilfen betrachten kann, sind zwei von Amboina, zwei von Kema oder Manado und einer von Tondano, der früher mein Zögling war, und den ich bis jetzt in der Kleidung unterhalte. Die Bücher, die in diesen Schulen gebraucht werden sind: das Neue Testament, zwei Schulbüchlein von H. Wester und der „Einfältige Unterricht in der Religion" von Brink. Doch muß ich auch diesmal wiederholen, daß ich an allen diesen Büchern großen Mangel habe.

4. Früchte spüre ich wohl von meiner Arbeit, wenn

ich ein äußerliches sittsames Verhalten &c. Früchte nennen darf. Doch wünschte ich mehr lebendige Früchte der Bekehrung zu sehen. Die Zahl meiner Zuhörer vermehrt sich von Jahr und Jahr, und meine kleine hölzerne Kirche wird nun beinahe zu klein, da sich jeden Sonntag ungefähr hundert versammeln, von denen einige das theure Evangelium mit Andacht hören und Hoffnung geben, daß sie durch den heil. Geist einmal den wahren Glauben in sich werden wirken lassen.

4. Widerstand ist nicht vorhanden, außer der Gleichgiltigkeit bei vielen Christen und der vollständigen Sorglosigkeit um jede Religion bei den Alifuren. Aber Mithilfe ist auch nicht da, abgesehen von dem Wunsche der Regierung, daß die Kinder in die Schule gehen sollen. Zu diesem Zwecke hat der Herr Resident vor einiger Zeit die Schulen untersucht, was eine gute Wirkung gehabt hat.

5. Andere Arbeiten sind mir nicht aufgelegt, und ich weiß auch keine, die ich freiwillig hätte übernehmen können, außer den in der zweiten Frage angedeuteten.

6. Besonderheiten, die für die Gesellschaft von Wichtigkeit sein könnten, sind mir nicht bekannt.

Joh. Fried. Riedel.

---

14. Fortsetzung. Beziehungen zur Heimath. Der Frühling bricht an.

Besuchen wir Tondano an einem der letzten Juniabende des Jahres 1835. Obgleich es einen Regenguß buchstäblich wie aus Kannen gegeben hat, durch den Grund und Boden in einen Morast verwandelt worden, ist die Kühle des Abends nach dem heißen Tage willkommen. Die Arbeiter kehren

aus den Kaffeplantagen heim. Nur wenige von den Männern tragen noch den alten Tjidako. Die meisten sind wenigstens mit baumwollenen Beinkleidern versehen, wenn nicht eine Jacke den Anzug vervollständigt. Bei den Frauen und Mädchen, die geschickt ihre Körbe auf dem Kopfe balanciren, finden wir doch einige, an denen man bemerken kann, daß das Waschen und Flechten der Haare ihnen nicht mehr ganz unbekannt ist.

Im Flusse ist es lebendig. Da plätschern die Kleinen mit lautem Jubel herum, jagen und haschen einander wie andere Kinder zu ebener Erde. „Halt du brauner Junge, der Mann im Blotto fährt dich über, wenn du nicht von der Verfolgung deines Kamraden abstehst!“ Doch nein; wie der stumpfe Baumstamm dicht an seinem Kopfe ist, versinkt er wie ein Bleiklumpen im Wasser, um eine ganze Strecke weiter wieder hervorzuschießen, wo er richtig den Verfolgten erwischt. — Doch plötzlich macht ein Ruf vom Ufer her dem Spiele im Wasser ein Ende. „Der Pandita kommt,“ heißt es. Alle eilen auf's Land. Noch triefend steigen einige in die blau und weißgestreiften Hosen, die nur zu sehr die Spuren von dem aufgeweichten Erdboden an sich tragen. Man läuft nach der Brücke; ein jeder will der erste sein. Da kommt Riedel angeritten auf dem Wege von Tomohon. Er ist in Manado gewesen. Ein Europäer wollte Hochzeit machen, und da Hellendoorn nach Gorontalo verreist war, so mußte der in der Stadt bereits wohlbekannte sonderbare Zendeling von Tondano zur Trauung kommen. Roß und Reiter mit Koth bespritzt, zeigen, daß die Wege, wie man zu sagen pflegt: unergründlich sein müssen. Glücklicherweise hat er den heftigen Regenguß in Tomohon beim Major abwarten können, so daß er nicht wie es ihm auf dem Hinwege ging, ganz durchnäßt ankommt.

„Slamat berdjang tuwan!“ so klingt der Gruß von

allen Seiten, als er vorüberreitet. Jenseits der Brücke aber springt mit hellem Freudenrufen: Papa, pap! Fritz an der Hand eines älteren Knaben dem Vater entgegen. Mehrere Männer folgen dem Letzteren, auf einer Tragbahre von Bambustäben einiges Gepäck und eine große Kiste tragend. „Was mag nur in der Kiste sein?“ „Gewiß kommt sie aus Holland? da werden wohl die Bibeln und Bücher drin sein“ so flüstert es durch die Kinderschaar. Jetzt ist der Missionar am Hause und steigt ab. Mehrere Knaben, die ihm voll Freuden entgegen geeilt, nehmen ihm das Pferd ab, während er die Treppe hinaufgeht, wobei man wohl merkt, daß der Ritt die Kräfte erschöpft hat. Die Hausfrau in in der blendend weißen Kabaije kommt dem Gatten zur freudigen Begrüßung entgegen, und die kleine anderthalbjährige Maria Juditha auf dem Arme eines braunen Mädchens streckt auch ihre Händchen verlangend nach dem Vater aus.

Noch größer wird aber der Freudenjubel, als die heraufgebrachte Kiste im Vorsaale ausgepackt wird. Die langersehnten Bibeln und Schulbücher sind es freilich dies mal noch nicht. Doch was für wunderbare Sachen kommen da zum Vorschein! Die Verwandten aus Erfurt haben allerlei Liebesgaben geschickt. Da ist eine Schürze und andre deutsche Kleidungsstücke für die Mutter die diese staunend und von ihren Mädchen angestaunt nach Riedels Anweisung anprobirt. Dann kommt ein Päckchen Nähnadeln und Zwirn heraus. Es kommt grade zu gelegener Zeit. Fast hätte die Arbeit in der Nähschule bald eingestellt werden müssen, denn in ganz Manado waren keine Nadeln mehr zu haben. Daher erhebt sich über diesen Theil der Sendung besondere Freude. Weiter ist für Fritzchen ein Kittel, weiße Höschen 2c. da. Etwas eng ist's freilich, denn die Tanten richteten das Maß nach dem letzten Briefe ein, der

fast ein halbes Jahr unterwegs war, und die Reise der Kiste dauerte die gleiche Zeit; inzwischen ist der Junge gewachsen — aber es geht noch an. Nun aber erst wird der Jubel recht groß, als ein ganzes Regiment Zinnsoldaten ausgepackt wird. Fritz kann sein Glück im ersten Augenblicke kaum fassen. Dann aber springt er umher und ruft: **Lagi awrang deutsch sagang kita dan kirim barang bermajin dan pakejan bagitu djawoh pada kita.** d. h. Auch die deutschen Leute lieben mich und schicken mir so weit her Kleider und Spielzeug!*)

Niemand aber kann eine kindlichere Freude haben, als Vater Riedel. Auch für ihn waren in der Kiste nicht blos einige Bücher, sondern auch ein paar neue Pfeifen. Was die letzteren dem Empfänger werth sind, versteht man erst dann, wenn man weiß, daß er schon seit Jahr und Tag aus einer zusammengestoppelten Pfeife mit geborstenem Kopfe und zerbrochenem Abguß rauchen mußte; und anstatt des faden selbst gebauten Tabaks — um den theuren in europäischen Fabriken präparirten Tabak zu kaufen, hatte er kein Geld übrig — kann er sich nun einmal wieder eine gute Pfeife stopfen aus den frisch angekommenen Paketen des gewürzigen Brustkanasters von Praetorius. —

Eine tiefe Rührung ergriff den Mann, als er die Bescherung anblickte und wehmüthige Gedanken an die ferne Heimath mischten sich hinein, daß ihm die Augen übergingen. Auch der Frau standen die Thränen in den Augen. „So etwas ist hier auf dem Gebirge, im Walde mitten unter den Heiden noch nicht gesehen worden“ sagte sie; „die guten Menschen in Deutschland!“

*) Der jetzige Assistent-Resident, Herr Fr. Riedel in Gorontalo möge mir verzeihen, wenn ich im Publiciren der Familien-Correspondenz vielleicht etwas weit gegangen bin.

Die alten Erinnerungen waren diesmal in Riedel besonders erwacht. Nachher erzählte er seiner Frau noch viel von den Verwandten und machte mit ihr im Geiste eine Reise nach Erfurt, Gebesee und Dachwig. „Ja wenn wir sie einmal in Wirklichkeit aufsuchen könnten!" sagte er sinnend vor sich hinschauend und blies eine Dampfwolke langsam in die Luft. „Doch nein," fuhr er nach einer Weile fort, das kann auf Erden nicht sein; es ist uns allen besser und nützlicher, daß wir trachten in das himmlische Jerusalem einzugehen, wo wir ungeschieden und bei dem Herrn sein werden allezeit.

Da wir einmal das Verhältnis Riedels zu seinen Verwandten im Vaterlande erwähnt haben, schließen wir hier sogleich Einiges aus seinen Briefen an dieselben an.*) „Gern möchte ich," schreibt er in der Antwort auf die erwähnte Sendung, „noch einmal bei Euch in Erfurt sein um Euch zu hören und zu sehen und uns gegenseitig auf dem schmalen Wege des Lebens zu erwecken, ermahnen und ermuntern. Doch auch dieses Gernwollen muß um des Herrn willen verleugnet werden; denn wer nicht absagt Allem, der kann nicht sein Jünger, und gewiß nicht sein Missionar sein. —

---

*) Bei dieser wie den folgenden Anführungen aus Riedels deutschen Briefen ist zu beachten, was er selbst einmal bemerkt, mit den Worten: „Ich vergesse durch die Malaisch und Alfurischen Sprache die deutsche Sprache und deutsche Schreiben ꝛc." So fließend und gewandt seine holländischen Briefe, die er regelmäßig zu schreiben hatte, abgefaßt sind so lassen die deutschen in Schrift und Ausdruck die aus mangelnder Uebung entspringende Unbehilflichkeit nicht verkennen. Ich glaubte mich berechtigt, ja verpflichtet, hier was die Form betrifft die nachhelfende Hand anzulegen.

Schreibe mir recht bald, wie es in Erfurt hinsichtlich des wahren Christenthums, der Missionsgesellschaft und der Versammlung aussieht. Grüße alle, die sich meiner noch erinnern, recht herzlich von mir. Auch von meiner Frau und Fritzen soll ich Euch banjakh hhormat dan tabea, d. i. große Ehre und viele Grüße schreiben und banjakh tarima kaseh karara kirimanum, d. i. vielen Dank für Eure Sendung. Meine Frau sagt: beitasuka tulis ꝛc. d. i. ich möchte schreiben [man hatte nämlich um einen Brief von ihr gebeten] aber ich kann nicht deutsch lesen, noch weniger kann ich es schreiben. Wenn sie Euch auch schriebe, so würde es Euch doch nichts nützen, da vielleicht in ganz Europa kaum zehn Gelehrte sind, die die malaiische Sprache lesen und verstehen können.*) Es ist jetzt hier des Abends sechs Uhr; die Sonne geht unter und es ist dunkel. Bei Euch ist es nach der Berechnung jetzt des Morgens um 10 Uhr, wo Ihr viel Arbeit habt, da es Markttag ist. Der Herr gebe Euch seinen Segen bei derselben. Gedenket dabei auch mit einem Seufzer Eures geringen Bruders

Joh. Friedr. Riedel.

Einen andern Brief an die Kinder seines Schwagers, in welchem er sein häusliches Leben eingehend geschildert hat, schließt er: „Doch nun noch ein Wort der Liebe an Eure jungen Herzen. So lange ich die Gnade habe den Herrn zu kennen, so lange habe ich für meine Verwandten und folglich auch für Euch Kinder zum Herrn gebetet. Ach daß doch dies Gebet nicht vergeblich sein möchte. Es sind bei-

---

*) Aus einer andern Stelle geht hervor, daß sie holländisch sprach aber nicht schrieb. Nur ein paar deutsche Worte hatte sie von ihrem Mann sprechen gelernt. In Malaiischen gab sie Fritzen den Lese- und Schreibunterricht.

nahe 20 Jahre, daß ich den Herrn kenne und seine Gnade an meinem Herzen erfahren habe. Noch nicht einen Augenblick hat es mich gereut, daß mich der Herr so früh zu sich gezogen hat. Im Gegentheil ich habe oft geweint, daß ich 17 Jahre im Dienste der Welt durchgebracht habe. Ach daß Ihr, lieben Kinder, nicht auch über 17 Jahre weinen müßtet, sondern Euch in der Blüthe der Jugend dem Herrn ergäbet! Besonders du, lieber K..... bist vielen Versuchungen ausgesetzt, die du ohne die Gnade Jesu Christi unmöglich überwinden kannst. Ach suche diese Gnade mit Gebet und Flehen, solange es heute heißt. Und ergebt Ihr alle Eure Herzen nicht der Sünde, nicht der Eitelkeit, nicht der Welt, sondern dem Herrn Jesu, der sie mit seinem Blute erkauft hat, dann werdet Ihr in der seligen Ewigkeit finden Euern für Euch betenden Vetter J. F. R."

Der Fortschritt des wahren Christenthumes im deutschen Vaterlande lag ihm stets am Herzen. Oefters erkundigt er sich nach der Versammlung, wie sie besucht sei, was darin gelesen werde, &c. — Auch die kirchlichen Ereignisse in weiterem Kreise verfolgt er mit Theilnahme. In Bezug auf die altlutherische Bewegung, deren Wogen auch bis nach Erfurt drangen, spricht er sich im Geiste der ächten Union aus, die das Heil der Sünder in Christo weit über alle confessionelle Unterschiede erhebt. War er doch selbst ein Stück lebendiger Union! Nicht nur aufgewachsen in lutherischen Formen, sondern auch in lutherischen Kreisen zum lebendigen Glauben erweckt und in demselben gegründet, hatte er seinen Lebensberuf empfangen, demselben Herrn, den er dort gefunden, in reformirten Formen zu dienen und ihm Seelen zu gewinnen. Es war ihm bei keiner der beiden Confessionen an sich, weder ein Hindernis noch einen Vorschub für die Gemeinschaft mit Dem entgegengetreten, der die Sünder annimmt.

So schreibt er denn unter andern: „Wie geht es mit der Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche? Beßer ist es, Sie lieber Vetter, und Ihr Brüder und Schwestern menget Euch nicht darein. Ihr alle habt es nicht nöthig von Amtswegen zu thun. Ich bitte Euch, sondert Euch nicht ab von der Kirche; es mag lutherisch oder reformirt oder vereint sein. Denn derselbe Text wird ja doch gelesen, dieselbe Vergebung der Sünden wird verkündigt, derselbe Segen des Herrn wird ausgesprochen, die Versammlung der Gläubigen ist in allen diesen Kirchen. Und wo das alles ist, da ist der Herr, und mit ihm mehr oder weniger Segen, aber doch Segen, der in der Absonderung nicht gefunden wird.“

Der briefliche Verkehr mit den Verwandten in der Heimath war übrigens nicht häufig, was wohl auch darin seinen Grund gehabt haben mag, daß wenn einmal eine sichere Schiffsgelegenheit von Manado nach Batavia war, die Correspondenz nach Holland die ganze Zeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Mehrmals werden verlorene Briefe erwähnt, und einmal kamen alle seit längerer Zeit geschriebenen Briefe erst zwei Jahre später zusammen an.

Ueber den Umgang, den Riedels in Tondano und der Minahassa überhaupt hatten, ist in unsern Quellen wenig gesagt. Jedenfalls aber kam er mit seinem alten, guten Freunde Schwarz öfters zusammen, da Langowan nicht schwierig zu erreichen war. Dort zeigte sich übrigens der Boden für das Missionswerk, trotz des günstigen Anfanges in der Schule, noch härter als in Tondano und Schwarz mußte lange scheinbar umsonst arbeiten, ehe er die ersten spärlichen Früchte seiner so treuen und eifrigen Wirksamkeit

sehen durfte. Ohne Zweifel kam er noch öfter nach Tondano, da der dortige Beamte Constans sein Schwiegervater war. Auch eine andre Tochter des letzteren verheirathete sich später an einen Missionar, daher wohl anzunehmen ist, daß auch Riedels mit dieser Familie in freundlichem Umgange gestanden haben. Eine große Freude war es ihnen, wenn sie mit Hellendoorns zusammen kamen, da die beiden Frauen wie schon bemerkt eine innige Freundschaft geschlossen hatten. Einmal trafen sich die beiden Familien in Kema, und feierten dort mit einander das heilige Abendmahl. Es waren gesegnete Stunden der Gemeinschaft in dem Herrn, die sie dort verlebten. Auf die dortige Gemeinde aber machte diese Feier einen tiefen Eindruck; und der alte Schulmeister, der ein frommer Mann war, sagte mit Thränen in den Augen: „Solch eine Ehre hat Kema noch nie gehabt."

Im Jahre 1836 kamen zwei neue Missionare für die Minahassa an, beide Deutsche, und beide auch in Berlin ausgebildet (in der von Rückert fortgeführten Jänickeschen Missionsschule). Traugott Herrmann stammte aus Sagan und war verheirathet mit einer Berlinerin. Er hatte auf seiner Station Amurang (an der an der Westküste belegenen Bai gleichen Namens) wohl den schwersten Stand von allen den Brüdern, da nicht blos die Heiden und Namenchristen, sondern auch ein feindlicher Beamter ihm die Arbeit erschwerten. Nach dem Tode seiner ersten Gattin heirathete er die Schwester der Frau Schwarz. Der andre war Adam Mattern aus Spiers in Rheinbaiern, der auch die Druckerei gelernt hatte, und eine Presse mitbrachte. Er ließ sich mit derselben in Tomohon nieder, und leistete der Minahassa durch die Herstellung der bis dahin so sehr vermißten Schulbücher einen sehr wichtigen Dienst. Gewiß ist Riedel mit diesem, der uns als ein sanfter, liebenswürdiger Mann ge-

schildert wird, oft zusammengekommen, da er den Weg nach Tomohon aus den ersten Jahren gewohnt war, in denen er die dortige Schule unter seiner Aufsicht hatte.

Daß Riedels Familie weiter gewachsen war, ist bereits angedeutet worden. Den beiden erwähnten Kindern folgten noch 3 Töchter: Sabina, Sophia und Hermina, die alle wohlbehalten heranwuchsen. Sie wurden naturgemäß gepflegt und ihre frische, feste Gesundheit zeichnete sie vor andern Kindern von dort lebenden Europäern aus. Die Erziehung war bei aller Liebe ganz dem Charakter Riedels gemäß sehr bestimmt und strenge. Das Stöckchen war immer zur Hand, ebenso wie einst beim Großvater Müller in Erfurt. Mit der Strenge des Vaters aber vereinigte sich die Sanftmuth der Mutter, die auf's Beste die Wirksamkeit des Stöckchens ergänzte. Die Kinder waren denn auch artig und folgsam, wie man sie in Indien (wo sie nur zu oft dem Einflusse der eingebornen Dienerschaft ausgesetzt sind) selten findet, und erregten oft die Verwunderung der andern Europäer.

Nehmen wir zu dem Gesagten hinzu, daß gewöhnlich sechs Murids und vier Anakh Pijara mit zum Hausstande gehörten, so können wir uns ein Bild von dem mannigfaltigen, bunten Leben machen, wie es sich im Riedelschen Hause entfaltete. Die Erziehung jener Pfleglinge war übrigens keine leichte Sache und erforderte viel Langmuth und Geduld. Es bedurfte eines ziemlichen Maßes von Energie um überall die Hausordnung aufrecht zu erhalten. Zuweilen kamen auch schwere und betrübende Erfahrungen vor. Ueberwiegend aber waren doch die erfreulichen Früchte des christlichen Einflusses, die an jenen Kindern meist recht deutlich zu erkennen waren.

Wenden wir uns nunmehr wieder der Amtsthätigkeit Riedels zu, so finden wir ihn in steigendem Maße beschäftigt mit der Vorbereitung von Taufbewerbern und Solchen, die die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft begehrten. Zunächst waren einzelne Personen, später kleinere Gruppen, die er regelmaßig auf seine Studirstube kommen ließ um in der sorgfältigsten Weise durch Belehrung und Gebet an ihren Seelen zu arbeiten. Riedel hatte ein besonderes Geschick, sich mit den Menschen betreffs der wichtigsten Herzensangelegenheiten in direkte Beziehung zu setzen. So sehr er auch auf Aneignung der nöthigen Kenntnisse hielt, so trug seine Wirksamkeit an den Katechumenen doch vorwiegend den Charakter der Seelsorge. Dabei überspannte er jedoch keineswegs die Anforderungen, auf Grund deren er die Taufe gewährte, wie dies auf andern Missions-Gebieten vielfach geschieht, oft zur Beeinträchtigung der guten Sache. Er vergaß nie, daß der heilige Geist es ist, der einen Menschen zum wahren Christen macht, und daß die Gabe des heiligen Geistes durch das Sakrament der Taufe mitgetheilt wird. Wo er daher aufrichtiges Verlangen nach Erlösung erkannte, da wagte er die letztere nicht zu verweigern, und wollte nicht erst den ganzen Verlauf des Bekehrungswerkes abwarten. Die unerläßlichen Bedingungen waren ihm einerseits bei Allen, die dazu noch fähig waren, das Lesenlernen, sowie eine Aneignung des Taufformulars, des Vaterunsers und des Glaubensbekenntnisses mit Verständnis, sowie ein längere Zeit hindurch beobachtetes gutes Betragen, in dem besonders ein strenges Enthalten von allem heidnischen Gräuel sich kundgeben mußte. Bei ganz alten Leuten wurde von der ersten Bedingung Abstand genommen. Es baten nämlich öfters Leute von 50—70 Jahren um die heil. Taufe. Sie waren nicht mehr im Stande die malaiische Sprache zu erlernen. Riedel gab ihnen daher den Unterricht in ihrer Muttersprache, und hatte die oben genannten

Stücke in dieselben übersetzt; ließ sie jedoch nicht auswendig lernen, sondern suchte ihnen allmählig den Inhalt derselben zugänglich zu machen. Das Besprochene mußten sie in der nächsten Zusammenkunft mit eigenen Worten wiedergeben. Man sieht wie ernstlich er bemüht war alles todte Formelwesen fern zu halten.

So gehörte denn schon um's Jahr 1836 die Taufe Erwachsener nicht mehr zu den Seltenheiten.*) Die Vollziehung derselben vor der versammelten Gemeinde war immer sehr feierlich. Auch Alifuren kamen bei solcher Gelegenheit mit in die Kirche und manche wurden durch das rührende Bekenntnis eines Täuflinges, (das keineswegs durch die Schranken eines Formulars gebunden war) bewogen selbst den Heiland zu suchen, dessen Gnade sie so beweglich preisen hörten.

Die Gemeinde und die Zahl der Kirchenbesucher war in schnellem Wachsen begriffen. In dem genannten Jahre betrug die letztere 80 bis 90; ein Jahr später dagegen drängten sich an jedem Sonntage 2—300 in die kleine Kirche, und oft mußten manche vor der Thür stehen bleiben. Die Predigt war wie bisher in der malaiischen Sprache. Aber Riedel überzeugte sich immer mehr, daß er die Volkssprache nicht ganz umgehen könne. Zuweilen wurde er von andächtigen Zuhörern nachher um die Bedeutung einzelner Ausdrücke oder Wendungen gefragt: gewiß ein guter Beweis, daß ihr Kirchenbesuch kein Werk äußerer Gewohnheit war. Als nun aber unter den Zuhörern auch alte Leute saßen, die kein einziges malaiisches Wort verstanden, die er indessen als heilsbegierige Seelen kannte, da unterließ er es nicht mehr

*) 1838 stieg die Zahl derselben auf 60, 1839 auf 144. Außerdem wurden in jenem Jahre 83, in diesem 100 Kinder getauft, wobei jedoch die auf den Außenplätzen vollzogenen Taufen mitgerechnet sind.

die Hauptgedanken regelmäßig in alifurischer Sprache zu wiederholen.

Aber das in der Predigt Gehörte sollte möglichst befestigt werden. Wir haben schon gesehen wie dazu die in Schlangenklugheit (freilich nicht ohne Taubeneinfalt) angefangenen Sonntagsnachmittagsversammlungen dienten. Dieselben wurden immer mehr zu Predigtwiederholungen, wie der Vater Jänicke sie hielt, nur daß in Tondano die Form der freien Unterhaltung vielleicht noch mehr vorwaltete, als im Betsaale in der Wilhelmsstraße. Dieselbe wurde dort ausschließlich in alifurischer Sprache geführt, wenn auch wahrscheinlich ein malaiisches Lied gesungen und das Gebet in derselben Sprache verrichtet wurde. Aber der Vorsaal und die Veranda bei Riedels waren für diese Versammlungen bald zu klein. Viele mußten unten auf dem Rasenplatze stehen bleiben.

„Hätten wir nur auch einen besondern Betsaal" hatte Riedel schon oft gedacht, und sich dabei an die gesegneten Stunden erinnert, die er zu Berlin in dem oben erwähnten zugebracht hatte. Grade seinem Grundstück gegenüber war noch Platz genug und Grund und Boden wäre wohl von der Regierung zu erlangen gewesen. Aber unter 600 fl. würde es nicht möglich gewesen sein, das Gebäude in der einfachsten Weise herzustellen. Eine solche Summe aber war für unsern Missionar unerschwinglich. Sein Gehalt, das er von der Hilfsgesellschaft in Batavia erhielt, betrug damals nach unsern Gelde gegen 800 Thlr. Riedels ganzer Haushalt mit seiner weitgehenden Wohlthätigkeit war jedoch danach nicht bemessen. So kam es, daß es trotz der größten Einschränkung, die von andern Europäern zum Theil bewundert, zum Theil bespöttelt wurde, in seinem Hause meist sehr knapp zuging. Dazu verspäteten sich durch unzuverlässige Schiffsgelegenheit die Geldsendungen zuweilen, wodurch recht ernstliche Ver-

legenheiten entstanden. Die Gebete in solcher Noth wurden aber auch öfters in recht deutlicher Weise erhört; namentlich das eine Mal über Bitten und Verstehen, als direkt von Rotterdam eine außerordentliche Sendung von 500 fl. einlief. Diese Summe war aber bereits durch viele andere Bedürfnisse in Anspruch genommen, so daß für den Betsaal nichts übrig blieb.

Auch hier zeigte sich die Liebe erfinderisch. Wie Riedel so einmal sein Haus ansah, kam ihm der Gedanke: „Weshalb soll denn der ganze Raum da zwischen den Pfählen nutzlos liegen?" Hier brauchte man keine Säulen und Balken und kein Dach; ein paar Wände mit Fenstern und einer Thür konnten den Platz in einen geräumigen Saal von 12 Fuß Höhe verwandeln. Das war ein guter Gedanke. Der Anschlag belief sich freilich immer noch auf beinahe 150 fl. Aber diese Summe mußte sich auch noch irgendwo ersparen laßen. Und richtig es ging. Schon nach einigen Wochen wurde der Betsaal*) eingeweiht. Seitdem sah man an jedem Sonntage eine ganze Schaar schon gleich von der Kirche aus nach Riedels Hause eilen. Manche zog zunächst auch wohl die Neuheit. Doch der Besuch hat sich nicht wieder verringert: 70—80 Menschen waren jedesmal dort anzutreffen. Wie wohl war dem Pastor unter seiner Heerde nun zu Muthe, da er nicht wie früher schweißtriefend in dem Gedränge eingeklemmt zu sitzen brauchte, wo er von Vielen nicht einmal verstanden wurde, sondern frei umhergehen und jeden einzeln anreden und mit in die Unterhaltung hineinziehen konnte. Wie immer bisher, so wurde auch jetzt die lange Pfeife bei diesen

*) Diesen Namen braucht Riedel nicht; er schreibt immer Leervertrek d. h. Lehrzimmer; vielleicht wegen der ungenirten Weise, in er der sich dort bewegte. Seinem Zwecke nach war der Raum aber das, was man unter dem obigen deutschen Ausdruck versteht.

Versammlungen beibehalten. Ich kann mir nicht versagen, schon hierbei auf die Parallele mit dem seligen Harms auf der Diele des Hermannsburger Pfarrhauses hinzuweisen.

Bald aber wurde der Saal nicht blos Sonntags gebraucht. Eine weitere Unterweisung im Verständnis der heil. Schrift war den Christen zu Tondano sehr nöthig. Da dieselbe auch von Vielen gewünscht wurde, so zögerte Riedel nicht, sondern richtete zwei wöchentliche Bibelstunden ein: Montags und Donnerstags. Natürlich war dazu nur die Abendzeit übrig. Da erhob sich denn die Schwierigkeit mit der Beleuchtung. Sollte den Theilnehmern zugemuthet werden Kerzen mitzubringen? Wahrscheinlich hätten sich viele durch das damit verbundene kleine Opfer doch zurückhalten laßen. Es war besser den schwachen Anfängern keine zu große Last aufzulegen. Wenn sie müde von des Tages Arbeit in den Gärten und auf dem See zurückkehrten, und ließen sich dann noch vom Worte Gottes anziehen zur Stunde zu kommen, so war das für den Anfang schon befriedigend. Für Riedel waren die Beleuchtungskosten nicht gering. Aber so knapp es auch grade gehen mochte; sie konnten ihn nicht mehr abhalten. In frohem Glaubensmuthe wurden die Stunden begonnen, und bald zeigte sich ein großer Segen der auf ihnen ruhte. Darüber wurden die Geldsorgen, die daran hingen, schnell vergessen. „Was sind die paar Gulden dagegen?“ sagte Riedel zu seiner Gattin. „Wenn ich die 80 Menschen ansehe, die vor nicht langer Zeit noch dem Teufel gedient haben, und die nun hier dem Erlöser Lob- und Danklieder anstimmen und als Schäflein des guten Hirten die rechte Weide finden, dann denke ich nicht an die Ausgabe, sondern das Herz springt mir vor Freuden.“

Wie im Ganzen an der kleinen, doch stets wachsenden Gemeinde, die sich enger um das Wort Gottes schaarte, so zeigte sich oft an einzelnen Seelen Grund genug zum Loben

und Danken. Ein Jüngling brach mehrfach während der Predigt in lautes Weinen aus. Als darüber mit ihm geredet wurde, zeigte sich eine nicht geahnte Aufmerksamkeit, mit der er schon lange der Verkündigung des Evangeliums gefolgt war. Er wußte namentlich Stellen aus einer vor Jahresfrist gehaltenen Predigt dem Inhalte nach getreu wiederzugeben. — Eine Frau, die längere Zeit die Kirche fleißig besucht hatte, meldete sich zum Taufunterricht; „denn," sagte sie, „ich bin eine große Sünderin und wünsche in dieser Welt nichts mehr, als von meinen vielen Sünden erlöst zu werden." An manchem Sonntage bekannte der Eine oder Andere nach dem Gottesdienste, daß ihm das Wort durchs Herz gegangen sei, oder daß er Licht bekommen habe, in dem er sich ganz anders als sonst erkenne.

Ich kann es nicht versagen, hier eine der wenigen Bekehrungsgeschichten, die Riedel überhaupt ausführlich mitgetheilt hat (denn damit war er sehr vorsichtig) einzuschalten, wenn dieselbe auch bereits früher in der deutschen Missionsliteratur eine Bearbeitung erfahren hat.*)

Im Briefe vom 22ten November 1837 wird von Katechumenen, alle in einem Alter zwischen 50 und 70 Jahren, berichtet. „Unter diesen acht Personen," heißt es dann, „war der erste, älteste und berühmteste Priester, [der Häuptling von Rerer war der Priester des Vogelgeschrei's]**) des Ma-

*) Von Wallmann im Missionsfreunde 1858. S. 145 ff.

**) Vergl. ebenda, S. 125. Durch ein Misverständnis dieser Parenthese hat sich Wallmann verleiten lassen die ganze Geschichte von dem Häuptling von Rerer zu verstehen und seinem, übrigens mit bekannter Meisterschaft gezeichneten Bilde den Titel zu geben: Der Schulze von Rerer. Da mir nur das Original Riedels vorliegt, kann ich nicht entscheiden, ob etwa der Abdruck in dem Maandberigt, dem Wallmann folgen mußte, durch Wgelaßung der Klammern das Misverständnis veranlaßt hat.

kalonsong, eines der vornehmlichsten Abgötter von Tondano, der Regen und Sonnenschein lenkt und also Reis zur Speise giebt. Ihm zu Ehren werden fast fortwährend Feste gemacht, wodurch seine Priester ein gutes Einkommen haben. Dieser sein Ober-Priester also wurde zu Anfang dieses Jahres von der Abzehrung befallen, wahrscheinlich infolge der Feste, bei denen er als die Hauptperson schrecklich schreien muß. Durch seine Krankheit kam er zum Nachdenken, wurde an seinen Tod erinnert und fing sich an vor demselben zu fürchten, gewiß weil er von seinem Sohne, der ein rechter Christ ist, oft gehört hatte, daß er als Priester nicht selig werden könnte. Ich ging zu ihm und fand das ganze Haus voll Priester. Als ich mit ihm eine Zeitlang geredet hatte, erklärte er vor allen seinen Freunden, daß er ein Christ werden wolle und bat mich seine heidnischen Heiligthümer: eine große Trommel, Blätterbüschel rc. wegzuwerfen. Ich schlug ihm seine Bitte ab, und sagte, daß er darüber nur erst nachdenken solle, und daß Gott nicht seine Zaubergeräthschaften haben wolle, sondern sein Herz, das er ihm in aufrichtiger Buße und Glauben an den Herrn Christus ergeben sollte. Darauf ging ich nach Hause. Nach einer halben Stunde hörte ich schon, daß er die Schulkinder hatte rufen laßen, daß sie seine Heiligthümer überseite brächten. Die große Trommel brachten sie dem Schulmeister, damit er dieselbe des Morgens benutzte um die Kinder zur Schule zu rufen, da eine Glocke nicht vorhanden ist.

Hierdurch entstand unter den Christen eine große Freude, denn sie sagten: Das Haupt der Alifuren wird ein Christ, dadurch ist klar, daß ihre Religion Betrügerei ist. Unter den Alifuren aber entstand eine große Bewegung. Viele liefen zu ihrem Priester und als sie sahen, daß die Trommel fort war, schlugen sie an ihre Brust und verkündeten ihm alles Unglück, besonders den Tod. Andre flehten mit Thrä-

nen, er solle doch den Glauben ihrer Väter nicht verlassen, damit alle die Seelen derselben nicht kämen, die ganze Negerei zu verderben. — — Als die unter ihm stehenden Priester sahen, daß kein Flehen noch Drohen seinen Vorsatz änderte, fingen sie an demüthig zu bitten, er möge ihnen doch alle seine Geheimnisse und die Traditionen mittheilen, damit sie fortan die Fossos machen könnten. Aber der alte Mann blieb ganz fest und sagte nur: „Was ich einmal ausgespien habe, will ich nicht wieder auflecken, denn es ist faul!"

Während des Unterrichtes, den ich im Monat Juli begann, konnte ich zu meiner Freude deutlich spüren, wie der Geist Gottes besonders in dem Herzen des alten Priesters und dem seiner Frau wirksam war. Denn als ich ihnen klar gemacht hatte, was Sünde sei, waren sie erschrocken, und am andern Tag drückte er seine Verwunderung aus, daß der allmächtige Gott solchem großen Sünder, wie ihm, so lange das Leben gespart habe. Als ich dann Christum als den Erlöser ihnen zeigte, bei dem auch sie Vergebung aller Sünden empfangen konnten, so schrie der alte Mann vor Freude auf, und sagte mit Thränen: „Das ist eine Religion die süß ist, und die das Herz tröstet. Ich kenne viele Götter und habe viel geopfert, aber noch nie habe ich so etwas gehört, daß Gott seinen Sohn zum Timumbus (Erlöser) der sündigen Menschen gesendet hat, daß wir bei ihm Vergebung der Sünden und die Seligkeit unsrer Seelen bekommen können. Wir fürchten unsre Götter; aber der wahre Gott liebt uns. Als ich die Leidensgeschichte erzählte, rief er oft dazwischen: „das ist Liebe zu den Feinden, das ist Liebe zu den Sündern!"

Ich ermahnte einmal meine acht alten Katechumenen, daß sie fleißig und ernstlich zu Gott beten sollten. Da sie aber nicht recht wußten, wie sie beten sollten, so ersuchten sie, ohne mein Wissen, einen jungen Christen, der mit seiner

Familie täglich Hausgottesdienst hielt, mit ihnen zu beten, was er auch gern that. So kniete jeden Abend eine kleine Gemeinde von Christen und Alifuren vor dem Thron der Gnade, die in alifurischer Zunge um den Geist der Erleuchtung und Bekehrung beteten.

Da der alte Priester je länger desto kränker wurde, so bat er mich dringend um die heil. Taufe, damit er nicht vielleicht diese Welt verlassen müße, ehe er seinen Glauben öffentlich bekannt und das Siegel der göttlichen Gnade und der Vergebung seiner Sünden empfangen habe. Da ich selbst sah, daß er nicht mehr lange leben werde, so bestimmte ich den 27ten August zu dieser heiligen Handlung. Das war für mich und meine Gemeinde ein Tag des Segens und der Freude. Die Alifuren standen in ihren Thüren und auf der Straße, um zu sehen ob es denn wahr sei, daß ihr oberster Priester heute getauft werde; denn viele wollten es noch nicht glauben. Aber als sie sahen, daß er von seinem Sohne in die Kirche geführt wurde (denn er war schon zu schwach um alleine gehen zu können) erschraken sie und fühlten, wie viele nachher sagten, daß ihre Religion hier zu Tondano nun den Todesstreich erhalten hatte.

Die ganze Kirche war voll von Menschen; denn es waren selbst vom Meeresstrande viele Christen gekommen um sich mit der Gemeinde über dies Ereignis zu freuen. Ich hielt eine kurze Ansprache über die große Liebe des Herrn selbst zu den größten und ältesten Sündern. Darauf las ich das Taufformular in alifurischer Sprache, worauf meine acht alten Katechumenen öffentlich bekannten, daß sie an Jesum Christum glaubten und das Heil ihrer Seele bei ihm allein suchten, und darum getauft zu sein wünschten. Das alles brachte die ganze Gemeinde in Bewegung, denn noch nie war die alifurische Sprache so gebraucht worden, noch nie solche alten Leute getauft und dazu unter ihnen ein

Oberpriester und einige Unterpriester, an deren Aussprüche Heiden und früher auch Christen so lange Zeit geglaubt hatten. Als diese alten Männer mit ihren Frauen am Taufbecken knieten, und mit Thränen das heilige Bundessiegel empfingen, entstand ein solches Weinen, daß ich mit Sprechen inne halten mußte. Ja der Geist Gottes war kräftig in unsrer Mitte, daß viele nachher bekannten, so etwas noch nie gesehen, gehört und gefühlt zu haben.

Nach der Kirchzeit ging ich zu dem gewesenen Priester, der auf seinen Wunsch den Namen Ibrahim erhalten hatte, und fand alle die neuen Christen und viele andere die er zu einer Mahlzeit hatte laden lassen. Er war so froh und dankbar und so gerührt, daß er nicht viel sprechen konnte. Unter vielen Thränen sagte er mit abgebrochenen Worten: „O möchte ich nun, was mir noch vom Leben übrig ist, zur Ehre meines Herrn Jesu leben.“ Wenn es dem Herrn gefallen hätte ihn noch länger unter uns zu lassen, wäre er gewiß ein Schmuck für die Gemeinde geworden, vielen zu einem guten Vorbilde. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Ibrahims Krankheit wurde immer schlimmer; und was wir fürchteten, fühlte er selbst, daß er bald das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen sollte. Dies geschah am 19ten October.

Doch er wußte die kurze Zeit noch gut auszukaufen. Er betete in Wahrheit Tag und Nacht. Knien konnte er nicht mehr, weil er zu schwach war. So legte er sich, wenn er allein war, vor seinem Bette auf eine Matte um auch in der äußeren Geberde seine Demüthigung auszudrücken. Des Sonntags ließ er seine Freunde kommen, die malaiisch verstehen, damit sie ihm die Predigt wieder erzählten; und wenn ich Abends zu ihm kam, so erzählte er mir ein ganz Theil von dem was ich des Morgens gesagt hatte.

Eines Tags ließ er seine ganze Familie, die noch zu-

meist aus Heiden besteht, rufen, und ermahnte sie mit Thränen, ihren heidnischen Aberglauben zu verlassen und an den Herrn Jesus zu glauben, „denn“ sprach er, „ihr seht doch, wie gut ich es bei dem Herrn Jesus habe; ich bin so krank, aber wie lindert er mein Leiden! Und alle Sünden hat er mir vergeben, daß ich nun auch fröhlich dem Tode entgegen gehen kann. Denn ich sterbe nicht. Nur mein Leib geht zur Ruhe bis am jüngsten Tage, aber meine Seele gehet zu Gott.“ So etwas hatte die Familie Ibrahims noch nie gehört, denn die Alifuren sprechen nie vom Tod und vom Grabe. Sie waren daher sehr erstaunt, und versprachen ihm, darüber nachzudenken. — Ich durfte oft Zeuge seiner Schriftkenntnis sein, die er in so kurzer Zeit sicher durch die Erleuchtung des heiligen Geistes erlangt hatte. Einmal fragte ihn sein älterer Bruder: „Aber wie ist denn das, du glaubst an einen Gott und sprichst doch so viel von Jesus Christus, wer ist denn Jesus Christus?“ Ibrahim konnte ihm kurz und bündig antworten, daß Jesus Gottes Sohn der Versöhner für uns Sünder sei, und daß wir allein durch ihn zu Gott kommen könnten um selig zu werden. Ein andermal fragte ihn ein alter Mann: „Du fürchtest dich nicht vor dem Tode, denn du glaubst an eine Auferstehung des Fleisches; wie soll ich das verstehen?“ Ibrahim erzählte ihm das Gleichniß Matth. 25, 31 ff. das er sich sicher hatte vorlesen und übersetzen lassen, mit solcher Aufregung, daß ich fürchtete, er würde derselben erliegen. Der alte Mann sagte, ja wenn das so ist, dann will ich auch darüber denken, um ein mal unter den Schafen zu sein.

Am Tage vor seinem Ende war ich bei ihm und er sprach vor Christen und Heiden viel von der Liebe Christi und der Seligkeit der wahren Christen. Da ich sah, daß er außerordentlich schwach war, so sagte ich beim Weggehen zu ihm: „Es wird nicht mehr lange dauern!“ Er antwortete:

„Ja morgen Abend wird sich der Herr Jesus meiner erbarmen und meine Seele zu sich nehmen. Als ich am andern Morgen zu ihm kam, konnte er kaum noch sprechen. Doch er kannte mich noch und gab mir seine Hand. Darauf erhob er seine Hände, um zu beten. Seine Frau wollte ihm dieselben halten. Er aber sagte teàmo niaká miwehe. (Laß mich, ich bete!) Als er sein Gebet geendigt hatte, deckte er sich mit seinen Kleidern zu, und gab den Geist auf. Heiden und Christen die dabei waren weinten und sagten: „So möchten wir auch einmal sterben.“

Eine besondere Freude hatte Riedel als er zum ersten Male sechs Mitglieder, die er längere Zeit zusammen unterrichtet hatte, zur Abendmahlsgemeinschaft aufnehmen konnte. So wenig er in engherziger Weise die Grenzen für die Ertheilung der heil. Taufe zu eng zog, so streng ging er hier zu Werke, um, so weit es Menschen möglich ist, Unkraut und Weizen zu scheiden. Nur solche Personen, an denen sich in bestimmter Weise Spuren einer Sinnesänderung zeigten, und die sich geraume Zeit in einem christlichen Wandel bewährt hatten, wurden überhaupt zu jenem Unterrichte zugelassen. Demselben lag das auch in Holland gebrauchte Fragebüchlein zu Grunde. Vorwiegend aber hatte grade diese Vorbereitung einen seelsorglichen Charakter. Ohne daß es darauf wirklich angelegt worden wäre, kam es dabei oft zu Thränen, denn das Gefühl des Alifuren ist leicht gerührt. Doch alles revivalartig Gemachte hielt Riedel fern. — Die erste Aufnahme (der Act entspricht unserer Confirmation) war besonders erhebend, ebenso die Feier des heil. Abendmahls, an der zum ersten Male Tondaner Theil nahmen. Viele waren von außerhalb gekommen um dieser wichtigen Handlung

wenigstens als Zuschauer beiwohnen zu können. Sie nahmen einen tiefen Eindruck von derselben mit. Riedel schreibt davon: „O welche Vorrechte und welche Seligkeit schmeckt ein Missionar schon hier, selbst mitten unter den Heiden und auf seiner beschwerlichen Laufbahn! Ich verkündigte den Tod des Herrn mit Menschen, die noch vor drei Jahren Heiden waren und dem Teufel opferten. Einige hatten von meiner Frau die ersten Buchstaben gelernt. Bei solchen Gelegenheiten zeigt der Herr uns zur Ermuthigung, daß unsre Arbeit nicht ganz und gar vergebens ist."

Sehr erfreuliche Fortschritte hatte inzwischen auch die Schule gemacht. Wahrscheinlich stand jetzt ein geschickterer Lehrer als zu Anfang an ihrer Spitze. Dennoch gab Riedel noch ein paar Stunden in der Woche. Er ließ in denselben die Bibel lesen und erklärte sie in einer den Kinderherzen zugänglichen Weise. Diese Arbeit war nicht umsonst. In einigen Fällen kamen Schüler und baten um die heil. Taufe. Von zweien berichtete er ausführlicher. Sie waren von niedrigster Abkunft; die Familie gehörte zu den frühern Sklaven. „Warum wollt ihr denn getauft sein?" fragte Riedel als sie ihr Anliegen vorbrachten.

Kinder: Weil wir uns bekehren wollen.

R.: Aber wenn ihr Alifuren bleibt, habt ihr es immer viel bequemer. Dann braucht ihr nicht jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, könnt leben wie die andern Alifuren und habt nicht so schwere Verantwortung wie wir Christen.

K.: Ja, aber das Kirchengehen macht uns ja Freude und erquickt unsre Seele. Die alifurische Religion aber giebt uns keine Vergebung der Sünden, und die suchen wir grade.

R.: Seid ihr denn sündhafte Kinder?

K.: Ach wir haben ja Gottes Willen so oft übertreten (der eine konnte sich des Weinens dabei nicht enthalten).

R.: Bei wem wollt ihr denn Vergebung eurer Sünden erlangen?

K.: Bei Jesu Christo unserm Heilande. — ꝛc.

Es waren bei dieser Unterredung einige Christen anwesend, die über diese Antworten der Kinder erstaunten. Die Taufe derselben und das dabei vor der versammelten Gemeinde abgelegte freudige Bekenntniß erregte großes Aufsehen.

Die Leistungen der Schule im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der malaiischen Sprache übertrafen auch bald die Erwartungen und gingen weit über den Kreis der Schüler hinaus, indem selbst Erwachsene sich von diesen die aus der Schule mitgebrachten Kenntnisse mittheilen ließen. Während bei der Ankunft des Missionars nur sehr wenige etwas malaiisch sprachen und verstanden, wurde schon 7 bis 8 Jahre später diese Sprache in Tondano sehr viel gebraucht. Ein großes Hinderniß lag freilich in dem Mangel an Büchern. Es waren viele, die gern lesen gelernt hätten, wenn sie nur ein Lesebuch gehabt hätten; und Mancher hätte gern ein paar Gulden ausgegeben, um sich ein Neues Testament zu verschaffen, wenn ein solches nur zu haben gewesen wäre. Zum Anhalt für den Rechenunterricht hatte Riedel ein Büchlein übersetzt — aber er mußte es von den Kindern abschreiben laßen. Es ist schon erwähnt wie diesem Mangel im Jahre 1837 durch die Presse zu Tomohon abgeholfen wurde, die freilich nur Schulbücher, Katechismen ꝛc. lieferte. Die Bitte um Neue Testamente mußte noch oftmals abgeschlagen werden, was dem treuen Prediger jedesmal in's Herz schnitt, namentlich wenn ihm ein Erwachsener sagte: „Siehe, nun habe ich lesen gelernt, aber was hilft es, wenn ich nichts zu lesen habe". Seine vielfachen Bemühungen aber wurden doch zuletzt mit Erfolg gekrönt. Es kam eine große Kiste mit mehreren Hundert Exemplaren der heil. Schrift an. Die

Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Tondano. Alsbald entfaltete sich in der Veranda des Pandita eine bunte Scene. Von allen Seiten eilen Alte und Junge herbei um das Wort Gottes zu kaufen. Manche halten eine Anzahl Kupfermünzen in der Hand; der Eine und der Andere zählt auch wohl die Deutstücke noch einmal durch, in Besorgniß, ob die Summe auch zureichen werde. Andere die kein Baargeld haben bringen Naturalien. Dort kommt ein alter Mann mit einem Sack Reis, hier ein Mädchen, das den offenen Korb mit Eiern zierlich auf dem Kopfe trägt; da wieder eine Frau, die ein paar widerspänstige Hähne an den Flügeln hält. In aller Ruhe und in der Ordnung wie alle nacheinander gekommen, giebt Riedel die Bibeln und Neuen Testamente hin, hier und da einige Worte der Ermahnung beifügend. Hätte er nicht für die auswärtigen Christen und für wichtige Fälle noch eine Anzahl von Exemplaren zurückbehalten, so wäre die ganze Sendung alsbald vergriffen gewesen. Doch das nöthigste Bedürfniß war wenigstens zunächst befriedigt. An jenem Abende konnte man vor manchem Hause eine Gesellschaft beisammen finden, die auf einen Knaben oder Jüngling lauschte, der beim flackernden Lichte der Harzfackel aus dem heiligen Buche vorlas. Viele waren herzlich froh, den lang ersehnten Schatz erhalten zu haben.

Hierdurch wurde denn wiederum die Zahl der Lernbegierigen vermehrt. Die Schülerzahl, welche anfänglich dreißig nicht überstieg, hatte sich bereits mehr als verzehnfacht; und wenn auch manche Kinder nicht immer regelmäßig in der Schule waren, so bot das Gebäude bei weitem nicht mehr den ausreichenden Platz. Es mußte ein neues Schulhaus gebaut werden, was der District von Tondano 1837 ohne Beihilfe der Regierung aus eignen Mitteln unternahm. Im folgenden Jahre war das große Gebäude vollendet.

Am 24. Februar fand die feierliche Einweihung statt. Die angesehensten Männer der Negerei hatten sich bei dem neuen Hause versammelt. Riedel führte die Schulkinder, nahezu vierhundert an der Zahl, im Zuge aus dem alten Hause herüber. Alle waren sauber gekleidet. Der älteste Major empfing den Zug und führte ihn hinein. Nach Gebet und Gesang hielt der Missionar eine Ansprache über den Nutzen der Schule. Dann redete jener Major die Kinder auf alifurisch an, und schilderte ihnen, wie sie es soviel beßer hätten, als ihre Eltern, denen in ihrer Jugend keine Gelegenheit zum Lernen geboten worden sei. Darauf nahm einer der Knaben im Namen aller andern das Wort und dankte den Häuptlingen für die Mühe und Kosten, welche das Gebäude verursacht hatte. Zum Schluß versprachen alle Kinder fleißig zu sein und durch ihr Betragen zu beweisen, daß der Unterricht in der christlichen Religion an ihnen nicht vergeblich sei.

Auch der Bau einer neuen Kirche war längst nothwendig geworden. Die alte, bereits sehr baufällige, vermochte kaum noch die Hälfte derer zu fassen, die zum Gottesdienste kamen; denn jetzt pflegten sich in der Regel an jedem Sonntage 4—600, an Festtagen eine noch größere Zahl, einzufinden. Man mußte wohl auf noch weiteren Zuwachs rechnen; so wurde das neue Gebäude auf 800 Sitzplätze berechnet. Es bildete ein längliches Achteck, 64 Fuß lang, 50 breit, auf 6 Fuß hohen Pfählen. An der einen Seite war die Sakristei angebaut. Die beiden großen Eingangsthüren waren mit Gallerien und Treppen versehen. Nicht weit vom Eingange in die Sakristei stand die achteckige Kanzel von Ebenholz, mit sauberer Schnitzerei von Inländern angefertigt. Ein Europäer schenkte die dort schwer zu erhaltenden Schlösser; ein schlichter tondanischer Christ lieferte ein schönes Tischchen von Ebenholz zur Aufstellung

des Taufbeckens. Andere hatten mit unentgeltlicher Arbeit geholfen.

Es war eine schwere Zeit für Riedel, dem doch die hauptsächlichste Leitung des Baues zufiel. Um so dankbarer war er, als endlich das Werk (namentlich auch ohne einen Unglücksfall) vollendet wurde. Grade ein Jahr nach der Einweihung der neuen Schule konnte die der neuen Kirche stattfinden. 2. Mose 20, 24*) war der Text der ersten Predigt, bei der der verhältnißmäßig große Raum mit Zuhörern gefüllt war. Welch' ein Unterschied zwischen dieser Versammlung und jenen zehn bis zwanzig Menschen, die vor sieben Jahren Riedels ganze Zuhörerschaft ausmachten! Ja der Herr war schon mit wunderbar reichem Segen in Tondano eingezogen. Es konnte nicht fehlen, daß auch von der neuen Stätte, da nun seines Namens Ehre verkündigt werden sollte, immer neue Ströme des Segens ausgingen, zum Heile unsterblicher Seelen.

Von da ab gewinnt der Sonntag in Tondano eine ganz andre Gestalt. Schon am frühen Morgen ruht die Reisstampfe unter vielen Häusern. Kaum wagt es noch einer von den Getauften, sich den Heiden anzuschließen, die auf die Arbeit gehen, weil sie keinen Tag des Herrn kennen. Ja selbst von den noch nicht Getauften werden schon viele durch die wachsende Macht der Sitte gehalten, den Feiertag zu beobachten. In der Zeit der Reisernte, wenn eine große Zahl von Familien draußen in ihren Feldhütten wohnt, sieht man sie früh des Sonntags von allen Seiten hereinkommen, um sich vom Staube der Wochenarbeit zu reinigen und in sauberer Kleidung dem Gottesdienste beizuwohnen. Außerdem aber kommen zahlreiche Schaaren auch von andern

---

*) An welchem Orte ich meines Namens Gedächtniß stiften werde, da will ich zu dir kommen und dich segnen.

Negereien hergewandert, oder in ihren Blottos über den See gerudert, die angezogen von der lebenskräftigen Verkündigung des Evangeliums gern die Mühe selbst eines weiten Weges daran setzen. — Nun wird das Zeichen mit der Tifa gegeben. Weithin erklingt der Schall und macht es auf den Straßen lebendig. Ja jetzt können wir wirklich schon einigermaßen von Straßen reden; denn es sind regelmäßige Wege durch die Negerei angelegt, und die neuen Häuser werden in guter Ordnung gebaut. Auch Riedels Garten mit der Rosenhecke hat schon hier und da Nachahmung gefunden. Mancher macht auf dem Wege zur Kirche einen kleinen Umweg oder zögert in der Nähe der Brücke etwas um den Prediger zu sehen und zu begrüßen. Da kommt er mit seiner Gattin, begleitet von Fritz und Maria. Ein feierlicher Ernst liegt heute noch besonders auf seinen Zügen ausgedrückt; denn er nimmt die hohe Aufgabe nicht leicht, als ein Botschafter an Christi Statt die Seelen einzuladen zum Heile der Versöhnung. Aber doch ist der Ernst keine Schroffheit. Freundlich erwidert er die Grüße seiner Gemeindeglieder, die nun vorauseilen, und bald die Kirche gefüllt haben. Sie war auf Zuwachs gebaut. Aber es währte nicht lange, so blieben auch von den 800 Sitzplätzen nur wenige unbesetzt.

Auch der Kirchengesang klingt anders als sonst. Man hört es, daß der Gemeinde die Psalmen und Gesänge lieb geworden sind. Und wie andächtig hören sie der schlichten einfachen aber kräftigen und kernigen Predigt zu. Die meisten verstehen sie jetzt, trotz der malaiischen Sprache; aber trotzdem horchen sie mit doppelter Aufmerksamkeit auf, wenn nach einem Absatze die Hauptgedanken in alifurischer Sprache wiederholt werden. Dann gerade rollt manchem eine stille Thräne über die braunen Wangen.

Der Gottesdienst ist vorüber. Die Zuhörer vertheilen

sich wieder in die Negerei. Aber ein ganzer Zug folgt dem Prediger, linksum über die Brücke nach seinem Hause, wo sich der untere Saal bald füllt. Nach einer kurzen Pause erscheint Riedel, die Pfeife in der Hand. Letztere wird vorläufig in die Ecke gestellt. Nach beendigtem Gesange und herzlichem Gebete zündet er sie an, und geht langsam seine Dampfwölkchen in die Luft blasend an den Reihen der Versammelten auf und ab, indem er fragend und sich fragen laßend die Predigt wiederholt. Seine Frau hat inzwischen die heute noch besonders einfache Mahlzeit bereitet, die sogleich nach dem Schluß der Stunde eingenommen wird. Dann ruht er, während die Gehilfin ihre Arbeit an einer Versammlung von Frauen und Mädchen beginnt, die sich jetzt nicht mehr wie im Anfange durch Spott und Einschüchterungen von diesem Unterrichte zurückhalten laßen. Nach ihnen kommen wieder Männer und Jünglinge, die der treue Seelsorger mit Schriftauslegung und Gebet immer tiefer in die Schätze des Evangeliums einführt und im Glauben stärkt. Damit schließt der Sonntag. Der Abend verläuft verhältnißmäßig stille.

„Wie ganz anders ist es doch in Tondano geworden!" so sprachen manchmal die alten Alifuren. Das wüste Treiben das sonst allabendlich zu vernehmen war, verschwand von Jahr zu Jahr mehr. Das Lärmen Betrunkener wurde immer seltener. Unverkennbar hatte sich der sittliche Zustand der Bevölkerung gegen früher ganz bedeutend gehoben.

In einem Briefe von 1839 heißt es: „Obgleich die Gemeinde in sittlicher Hinsicht noch viel zu wünschen übrig läßt, besonders was die gesetzliche und christliche Eheschließung anbelangt, (denn ich habe in diesem Jahre nur 12 Paare

kirchlich einsegnen können; es hält hier auch sehr schwer, weil dazu allerlei von der weltlichen Behörde geschehen muß und Kosten damit verbunden sind,) so kann ich doch getrost schreiben, daß die große Zügellosigkeit, die sonst herrschte, sich sehr vermindert hat. Von den Unkeuschheitssünden und den Ehescheidungen, die sonst selbst für einen Ruhm galten, höre ich wenig mehr. Stehlen, Betrügen und Rachsucht, worin sich sonst die Tondaner hervorthaten, haben sehr abgenommen."

Fossos wurden nur noch selten veranstaltet, und fanden keine allgemeine Betheiligung mehr. Der ganze Einfluß der Walians war untergraben, der heidnische Aberglaube in der Wurzel erschüttert. Die Bekehrung einiger von jenen Priestern, die dann ihre früheren Betrügereien offen bekannten, hatte am meisten dazu beigetragen. Einer, der noch immer hartnäckig dem christlichen Einflusse widerstrebte, wird einmal krank. Die Erzählungen von den glücklichen Kuren des Pandita bewegen auch ihn denselben rufen zu lassen. Riedel erkennt bald eine leichte chronische Krankheit. Doch wie er mit dem Patienten redet, bemerkt er einen andern Walian, der seine Zaubereien treibt, wie dies sonst zur Herstellung der Kranken immer geschah. Sofort steckt er das mitgebrachte Hausmittel wieder ein. „Wie listig wollt Ihr mich fangen und dem lebendigen Gott die Ehre rauben?" ruft er ihnen zu. „Wenn nun der Kranke gesund wird, dann sollen wohl Eure Empungs die Ehre haben? Nein jetzt kann ich dir nicht helfen. Wenn du einsiehst, daß Eure abergläubischen Gebräuche nichts nützen, und dein Vertrauen auf den wahren Gott setzen willst, dann laß es mir sagen" — und damit geht er ab. Nach einigen Tagen wird er wieder gerufen. Die Beschwörungen sind umsonst gewesen. Der Kranke bekennt nun, daß die ganze Alifuren-Religion Lug und Trug sei und daß er bei dem wahren Gott Hilfe suche. Das

Mittel wird ihm gereicht mit inbrünstigem Gebet, daß der Herr es segnen wolle. Nach wenigen Tagen ist der Kranke gesund. Das war wieder ein starker Schlag gegen das Heidenthum.

Sonst wurde kein Acker bestellt, ohne daß ein Walian zuvor seine Zaubereien auf demselben verrichtet hätte. Jetzt sah man, daß die Aecker der Christen ohne diese, ohnehin nicht billigen Ceremonien ebensogut trugen wie die andern und bald war auch dieser Gebrauch abgestellt.

Wenn auch ein großer Theil der früher Getauften noch nicht von der Kraft des Evangeliums ergriffen war, so hatte sich doch allmälig eine christliche Sitte gebildet, die alle Christen immer vollständiger von den Heiden absonderte, und immer mehr den heidnischen Sauerteig ausfegte, der sonst bei ihnen so stark vorhanden war. Früher pflegten auch die Christen, in deren Hause ein Kind gestorben war, drei Nächte hindurch mit ihren Freunden Karten zu spielen. Diese Sitte, die am Meeresstrande damals noch in Kraft stand, war in Tondano längst aufgegeben. Dennoch versuchte es einer der Namenchristen bei dem Tode seines Kindes das Spiel zu veranstalten, wurde aber von den andern so beschämt, daß er von diesem Versuche abstehen mußte.

Die christliche Gemeinde fühlte sich in ihrer Zusammengehörigkeit. Dies zeigte sich in den reichlichen Beiträgen, die sie für ihre Armen oder zu andern guten Zwecken aufbrachte. Es fehlte bisher noch an einer würdigen Leichenbahre. Eine veranstaltete Sammlung ergab 42 fl., wofür nicht nur diese, sondern auch ein angemeßenes Leichentuch angeschafft werden konnte.

Der günstige Einfluß des Christenthums auf die Gestaltung aller Lebensverhältnisse zu Tondano war unverkennbar. Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit nahmen in auffallender Weise zu. Es entging dies den weltlichen Beamten nicht

und wurde bei Gelegenheit hoher Besuche, wie des Gouveneurs der Molucken und des Prinzen Heinrich der Niederlande, in sehr anerkennender Weise hervorgehoben. Unser Raum gestattet es nicht, auf diese Besuche, bei denen die üblichen feierlichen Waffentänze (Kabesaran) aufgeführt wurden, näher einzugehen. Riedel erkannte aber, daß auch sie der Verkündigung des Evangeliums zugute kamen, insofern die Wirkungen der europäischen Kultur gefördert wurden, die in Tondano jetzt Hand in Hand mit dem Christenthum gingen. Die Regierung legte daher hier überhaupt in der Minahassa ganz im Gegensatz zu dem anderwärts, namentlich auf Java, angewandten Verfahren der Mission nicht nur keine Hindernisse in den Weg, sondern ließ ihr, z. B. durch nachdrückliche Beförderung des Schulbesuches, manche Unterstützung angedeihen. Die günstigen Erfolge dieses Verhältnisses nach beiden Seiten waren sehr deutlich. Die Kaffeekultur nahm einen bedeutenden Aufschwung. Von Natur ist der Alifur träge und es fehlt ihm die nöthige Ueberlegung zu einer zweckmäßigen Anordnung der Arbeit. Dazu kam, daß in früheren Jahren die vielen Feste Pflanzstätten des Müßigganges waren, an denen durch das unsittliche Treiben die Kraft des Volkes entnervt wurde.

Durfte man in Tondano freilich noch nicht den Fleiß und die Betriebsamkeit wie sie sich in unsern christlichen Ländern finden*) zum Maßstab nehmen, so war der Abstand von den andern Districten der Minahassa, die dem Evangelium noch verschlossen waren, zu auffallend, als daß man ihn hätte können unbeachtet laßen. Riedel weist in einem

*) Ich glaube, man übersieht bei uns zu oft das „unbewußte Christenthum" das (freilich oft gar sehr mit der Schlacke des Geizes und der hergebrachten Gewohnheit verquickt) bezüglich dieses Punktes sich geltend macht.

Berichte darauf hin, wie das Christenthum nicht blos lehrt, wer nicht arbeiten will soll auch nicht essen, sondern auch ein Naturvolk an größere Bedürfnisse gewöhne und dadurch den Fleiß und die Ordnung befördere. Früher gingen die Kinder vollständig nackend; die christliche Schule führte ihre Bekleidung ein. Alle Kleidungsstücke wurden sonst so lange getragen, bis sie in Lumpen vom Leibe fielen; dieselben zu waschen, daran dachte Niemand. Der Besuch der Gottesdienste, bei denen keiner unsauber zu erscheinen wagte, gewöhnte die Leute nicht blos an Reinlichkeit, sondern nöthigte sie auch öfter für Erneuerung der Kleidung zu sorgen und dazu mußte gearbeitet werden, um die erforderlichen Mittel zu erlangen. Auch beförderte das Christenthum das Nachdenken und die Einsicht, was den äußern Verhältnissen namentlich in verständiger Anordnung der Arbeit zu gute kam.

Aus diesen Gründen merkte der Opziener zu Tondano wohl (dem es oblag die Arbeit namentlich in den Kaffeeplantagen zu überwachen) welchen Vorsprung er vor seinen Collegen in den heidnischen Distrikten hatte. Es wird nicht bestritten werden können, daß die Mission, und grade zu Tondano, wo sie zuerst und am kräftigsten wirkte, einen guten Antheil hat an der für Holland so willkommenen Hebung der Kaffeekultur in der Minahassa, in Folge deren der Manadokaffee auf dem europäischen Markte bald ein gesuchter Artikel wurde.

Bei dem erwähnten günstigen Verhältnis der Regierungsbeamten zur Mission kam freilich sehr viel auf die Persönlichkeiten an, mit denen sich dasselbe später eine Zeitlang leider sehr geändert hat. Aber das Christenthum hatte in jenem Lande bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß die Regierung ein demselben feindliches Verhalten auf die Dauer hätte gestatten können.

Mit den eben gemachten Bemerkungen sind wir schon weit über den engeren Wirkungskreis Riedels, in Tondano selbst hinausgegangen. Wir haben bereits berichtet, wie er seine Thätigkeit vermittelst Anlegung von Schulen auf auswärtige Negereien ausgedehnt hatte. Die Zahl derselben mehrte sich bedeutend. Aus den Murids gingen nach und nach tüchtige und geschickte Schullehrer hervor, die ihrem väterlichen Erzieher eine treue Anhänglichkeit bewahrten und meistens unter dem Einflusse der bei ihm empfangenen tieferen christlichen Eindrücke ihr Amt versahen. Welche Freude war es für den Missionar, durch die alle frühere Mühe reichlich aufgewogen wurde, wenn er jetzt die Schaaren reinlich und nett gekleideter Kinder versammelt sah, die über die wichtigsten Fragen der Religion gute Auskunft geben konnten an jenen Orten, wo bis dahin der finstere Aberglaube an der Herrschaft war. —

Eines Morgens fährt er in dem öfters erwähnten ausgehöhlten Baumstamme hin über den stillen See nach Eris. Man kann sich nicht satt sehen an dem herrlichen Schauspiel der Natur, wenn man es auch schon oftmals bewundert hat. Links hängen die Nebel noch zwischen den scharfen Felsenkanten und wollen aus den Klüften noch nicht weichen. Hier liegt das Gebirge noch im Dunkel der Dämmerung. Drüben aber sind die hohen Gipfel schon frei von dem Nebelgewande und spiegeln sich, in den ersten Sonnenstrahlen glühend, in der blanken Wasserfläche, die nur durch die Ruderschläge in sanfte Bewegungen geräth, in denen das schöne Bild schaukelnd auseinanderfließt. Wie athmet man doch auf in dieser frischen Morgenluft! Ihr, die ihr nie die Last und Hitze eines tropischen Tages getragen habt, versteht es nicht, wie dankbar man für das Labsal solcher Morgenluft ist, in der sich Leib und Seele erquickt und stärket. — So sitzt auch Riedel dort mit dankbar fröhlichem Gemüthe in dem gebrechlichen Fahrzeug und indem er dann und wann

einen tiefen Zug aus der Pfeife thut, die ihn auch hier begleitet, hat er schon mit seinen beiden braunen Ruderern manches Wort gewechselt über die Güte und Freundlichkeit Gottes in der Natur. Er freut sich, daß sie auch etwas davon empfinden und einige dahin gehende Bibel-Sprüche anführen können. Allmälig tritt die Negerei Eris am östlichen Ufer immer deutlicher hervor. Dort gleich am Strande, links auf dem Hügel, das kleine achteckige Gebäude ist die Schule, die die kleine Gemeinde aus eignen Mitteln errichtet hat, und wo vor 2 Monaten einer der Pfleglinge als Lehrer angestellt worden ist. Bald ist das Ziel erreicht. Mit einem Male ertönt Musik. Kinderstimmen von Flöten begleitet singen den 128. Psalm. Mag die Melodie auch noch nicht sicher gehen, es klingt doch so feierlich hernieder:

Wohl dem, der Gott verehret,
Oft betend vor ihm steht,
Auf seine Stimme höret,
In seinen Wegen geht.
Er nähret sich vom Segen,
Der auf der Arbeit ruht;
Gott ist auf seinen Wegen.
Wohl dir, du hast es gut!

Inzwischen ist der Blotto gelandet; aber Riedel sitzt noch darin und lauscht gerührt bis die letzten Worte verklungen sind. Auch die Rudrer horchen bewegt. „Mein Herr," sagt der eine, „wer hätte es jemals gedacht, daß hier am See, in dem dichten Busch noch solche fromme Lieder erklingen würden!"

Nun ist der Visitator den Hügel hinangestiegen, langsamen Schrittes — einigemal hielt er hüstelnd an (denn Indiens Klima nagt an der Gesundheit jedes Europäers). Ein prüfender Blick gleitet über die Rosenhecke, mit der der Platz um das einfache Gebäude eingezäunt ist, sowie auf dieses selbst, an dem noch manche Mängel zu entdecken sind.

Ein Lächeln, auf das ein zufriedenes Nicken des Kopfes folgt, scheint zu sagen: „Nun, für den Anfang mag es gut sein.“ Einige Stufen führen unter dem vorspringenden Dache zur Thüre. Riedel tritt ein. Wie verschieden ist der Eindruck den sein Erscheinen hervorruft! Bei dem Meister, der keine Ahnung von dem Kommen des geliebten Vater Riedel hatte, herzliche Freude, bei den Kindern Schüchternheit und Scheu — ja einige suchen sich dem ungewohnten Anblick des großen fremden Mannes im schwarzen Rocke zu entziehen und verschwinden plötzlich unter ihrer Bank. Einige ältere sind schon etwas zutraulicher. Sie hatten ja bei der Einführung des Meisters schon ein Stück von dem Kuchen bekommen, den der Pandita als Lockspeise, um die Jugend für die Schule zu gewinnen, mitgebracht hatte. Sie stimmen feierlich im Chore den ehrerbietigen Gruß an. Riedel redet freundlich mit ihnen und mit Hilfe des Lehrers gelingt es denn auch die Furchtsamen aus ihrem Verstecke hervorzuholen. Nun sitzt wieder alles in Ordnung: rechts zwanzig Knaben, gegenüber sechs oder acht Mädchen. Ist bei einigen Kindern der Anzug etwas mangelhaft, (wie er sich denn bei den Knaben meist auf kattunene Beinkleider beschränkt, die hie und da das Format der beim Baden gebrauchten nicht viel überschreiten) so ist der Abstand gegen früher sehr bedeutend; vor wenigen Monaten hatten diese Kinder noch gar keine Bekleidung. Auch in Betreff der Reinlichkeit ist schon wenigstens ein guter Grund gelegt. — Die Bänke sind höchst primitiv, nämlich Abschnitte von einem starken Baumstamm, über welche rohe Planken gelegt sind. Tische sind nicht vorhanden. An der Wand hängt eine mit Kalk überzogene Holztafel, an der das Alphabet mit Tinte vorgeschrieben ist. Die schwarze Tafel, auf der man mit Kreide schreiben kann, ist noch nicht vorhanden. Ebenso fehlen alle andern Schulutensilien bis auf das in mehreren Exemplaren vorhandene Rotang=Stöckchen, das auch

zuweilen sehr nöthig ist, wie z. B. wenn ein Junge so lange an der Unterlage der Bank gerüttelt hat, bis sie mit der ganzen Reihe seiner Kameraden zu Boden fällt.

Nun beginnt das Examen. Das Buchstabiren geht schon recht gut. Nur fehlt es an Fibeln. Doch hat Riedel sie in ausreichender Anzahl mitgebracht, und kündigt an, daß jeder eine solche für 25 Deut vom Lehrer kaufen könne. — Auch das Schreiben ist befriedigend — die meisten Kinder können doch schon wenigstens ein Dutzend Buchstaben richtig nachmalen. Dazu haben sie kleine Täfelchen, die sie selbst (aus dem Holze der Pinangpalme?) geschnitzt, glattgeschabt und wie die Wandtafel mit Kalk angestrichen haben. Darauf schreiben sie mit Gänsefedern und Tinte. Um die Tafel auflegen zu können knieen sie vor den Bänken nieder, die nun als Tische dienen. Nach den Schreibübungen folgt biblische Geschichte. Die braunen Kinder antworten gut und können auch einzelne Geschichten in kindlicher Weise frei wieder erzählen. Mehr Mühe scheint ihnen das Rechnen zu machen. Aber was läßt sich auch in 2 Monaten erreichen? Zum Schluß wird gesungen. Einige Knaben blasen die aus Bamburohr verfertigte Flöte*) dazu. Hier und da kommen wohl noch Mistöne dazwischen; hält man aber die alifurische Musik daneben, die meist zu Texten voll der schmachvollsten Unsittlichkeit ein ohrenzerreißendes Geklingel macht, dann kann man diesen Psalmgesang, der der Jugend sichtlich lieb ist, in seiner Bedeutung für die Umgestaltung des Volkslebens nicht hoch genug anschlagen.

---

*) Dieses früher bei uns so allgemein beliebte Instrument hat von Amboina aus auf vielen Inseln des indischen Archipels Eingang gefunden, und repräsentirt daselbst die europäische Musik. Der sanfte Ton paßt namentlich in der Minahassa, gut zu dem Volkscharakter; daher die Flöte sich dort schnell eingebürgert hat.

Das Examen ist mit einem Gebete geschlossen. Nun werden noch Preise vertheilt: einige Bogen Papier, einige Stücken Tinte*) ꝛc. Erfreut eilen die Kinder nach Hause. In der Negerei aber ist es schon längst bekannt geworden, daß der Pandita da ist. Ja selbst auf den nächsten Feldern hat man die Botschaft gehört, und manche Männer und Frauen haben die Arbeit im Stiche gelaßen, sich mit Sorgfalt gereinigt und stehen nun erwartungsvoll vor dem Hause des Häuptlings. Es sind Taufbewerber, mit denen Riedel nun ein paar Stunden eingehende Arbeit hat, um ihre Kenntnisse und die Lauterkeit ihres Entschlusses zu prüfen. Er nimmt es damit nicht leicht. Einige weist er vor der Hand ab; sie sollen nach einigen Monaten wiederkommen. Andere werden für fähig befunden; sie sollen am nächsten Sonntage nach Tondano kommen, um die heilige Taufe zu empfangen.

Inzwischen hat der Kapala, der schon getauft ist, nach bestem Vermögen eine Mahlzeit zurichten lassen um den Gast zu bewirthen. Nach dem Essen findet noch in der Schule eine kurze Erbauungsstunde statt. Nicht blos eine Anzahl Getaufter, sondern auch eine noch größere von Heiden nehmen an derselben Theil. Nach dem Schlusse bleiben einige vor dem Schulhause stehen um dem Missionar zu danken, daß er ihrer Negerei die Ehre angethan hat, sie zu besuchen. Erzählen auch wie schön es jetzt sei, da sie den Schulmeister hätten und nun jeden Sonntag Gottes Wort hören könnten. Immer könnten sie ja nicht nach Tondano kommen, da es zu weit sei.**)

Der Blotto liegt zur Abfahrt bereit. „Mein Herr," sagt der alte Kapala, „ich fürchte, wir bekommen Sturm!"

---

*) Man gebraucht die sogenannte chinesische.

**) Die Schullehrer auf solchen Außenplätzen mußten sonntäglich, mit Vorlesung einer Predigt, Gottesdienst halten.

und dabei deutet er auf einige weiße Wölkchen, die sich zwischen den Gipfeln der gegenüberliegenden Berge zeigen. Er möchte Riedeln gern bewegen die Nacht über in Eris zu bleiben und mit seinem Quartier vorlieb zu nehmen. Der aber sagt lächelnd: „Seid unbesorgt; der Herr Jesus ist immer noch der Mann dem Wind und Meer gehorsam sind.“ Unter den nachgerufenen Abschiedsgrüßen, schießt das Fahrzeug schnell über die noch stille Wasserfläche dahin. Bald aber grollen dumpfe Donner. Leicht das Wasser kräuselnd fährt der erste Windstoß über den See. Stumm legen die Rudrer mit verdoppelter Kraft ihre Ruder ein, um womöglich vor Ausbruch des Unwetters noch Tandengan, eine Negerei am Ufer, zu erreichen. Doch ein neuer Windstoß unter lauterem Donner vereitelt die Absicht. Es war große Gefahr, daß sich das Boot auf die Seite legte. Jetzt müssen sie es den höher und höher steigenden Wellen grade entgegen halten, wenn nicht drei Menschenleben sollen verloren sein. Und nun entfesselt sich die volle Macht des Unwetters. Schlag auf Schlag zucken die Blitze durch das Dunkel, und Mark und Bein erschütternd hallen die Donner in den Klüften des Gebirges wieder. Jetzt gilt es zu arbeiten und zu beten. Auch Riedel hat zu thun mit dem Ausschöpfen des Wassers; mancher inbrünstige Seufzer wird dabei zu dem rechten Nothhelfer gesandt. Auch die Gedanken, daß das letzte Stündlein nahe sei, fehlen nicht. Doch dem Herrn gefällt es seinen Diener aus der Gefahr zu Wasser zu erretten. Die bange Stunde geht vorüber. Wenn auch das aufgeregte Wasser sich nicht sobald wieder glättet, so ist doch der Sturm vorbei und der Himmel wieder klar. Die Ankunft ist wohl verzögert, und wenn nicht der volle Mond am Himmel stände, würde die Dunkelheit der Nacht neue Schwierigkeiten bereiten. Nun aber läuft das Fahrzeug sicher in den Fluß ein. Dort an der Brücke harren schon lange einige Murids auf den lieben Leh=

rer, der nun von ihnen begleitet, obwohl ganz durchnäßt, doch mit Lob und Dank nach Hause kommt.

Die meisten der Negereien, in denen Schulen eingerichtet worden waren, lagen jenseits der Berge. Sie zu besuchen waren immer mehrere Tage, später eine ganze Woche nöthig. Weil die Leute von dort seltener nach Tondano kommen konnten, wurde in der Schule, die meist gleich auch zu einer nothdürftigen Kirche eingerichtet war, ein vollständiger Gottesdienst gehalten, und wo sich schon aufgenommene Mitglieder befanden, wurde das heilige Abendmahl gefeiert. An manchen Orten war dazu nicht einmal ein Tisch vorhanden; es mußte die Wandtafel auf Unterlagen als ein solcher benutzt werden.

Die meisten jener Schulen hatten fortschreitend günstige Erfolge. Viele junge Leute lernten fließend Lesen und eine gute Handschrift schreiben. Im Rechnen kamen sie nicht viel über die vier Species hinaus. Der Gesang aber wurde immer besser und oft hatte Riedel an den rein gesungenen zwei und dreistimmigen Liedern eine herzliche Freude. Gewöhnlich wurde er auch bei seiner Ankunft von den Kindern, die ihm unter Leitung des Lehrers entgegengingen mit Gesang empfangen. Die Leistungen des Religionsunterrichts waren ebenfalls befriedigend. Diejenigen welche die Schule durchgemacht hatten waren in genügender Weise zur Taufe vorbereitet. Aber auch Erwachsene lernten zu Hause von den Schulkindern. Oft saßen Eltern, wenn sie vom Felde oder aus der Plantage heimgekommen waren, trotz der ermüdenden Tagesarbeit, des Abends bei Fackellicht und ließen sich von ihren Kindern beibringen, was diese in der Schule gelernt hatten. Manchmal war Riedel erstaunt, wenn sich bei seinen Besu-

chen in den Strandnegereien hier und da ein Häuflein selbst alter Leute einfand, die verhältnismäßig überraschende Kenntnisse an den Tag legten.

Es blieb aber nicht blos bei dem Auswendiglernen. Es zeigten sich auch an diesen entlegenen Orten die kräftigen Wirkungen des göttlichen Wortes. Ein tiefes Schuldgefühl und offenes Bekennen der zahlreichen Sünden, innige Glaubensfreudigkeit und herzliche Liebe zu dem, der die Sünder annimmt und die Verlorenen selig macht, entschiedenes Brechen mit den heidnischen Sitten und Gebräuchen — alle die Züge wiederholten sich mehr oder weniger an einzelnen Personen in jeder Negerei, in welcher Riedel erst mit Einrichtung einer Schule hatte Fuß fassen können. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß jene kleinen Gemeinden, die man in kurzer Zeit über jene ganze Gegend verbreitet fand, aus lauter Heiligen bestanden hätte! Die große Mehrzahl der Gemeindeglieder, welche durch jene oben angedeutete Bewegung die damals durch die Alifuren ging, veranlaßt wurde sich dem Christenthume zuzuwenden, bedurfte sehr der Reinigungsarbeit und bereitete dem Missionar oft Mühe und Kummer. Namentlich zu Kapataran, wo der Grundstock der Gemeinde aus alter Zeit herstammte, war ein sehr harter Boden, auf dem auch die treue Arbeit des frommen Amos fast vergeblich zu sein schien. Riedel wußte übrigens die Widerspenstigen mit gebührender Energie zu behandeln. So verhängte er grade über jene Gemeinde einmal eine Art Bann, indem er zwei Jahre lang dort weder eine Taufe vollzog noch das heil. Abendmahl feiern ließ. Bei einigen Leuten wenigstens that diese Maßregel gute Wirkung. Eine andre Gemeinde dagegen, Lalumpij gab fortwährend Grund zur Freude und zum Loben. Hier sah man deutlich das Christenthum immer tiefere Wurzeln schlagen, während das Heidenthum zusehends dahin schwand. Auch in Rere ging die Saat

des Evangeliums gut auf, wozu das Beispiel des alten Kapala viel beigetragen hatte. Aehnlich verhielt es sich mit Kombij, das vor wenigen Jahren noch jenes armselige Nest im dichten Walde war, wo selbst die einfachsten Anfänge der Kultur fehlten. Die Häuser und die Menschen hatten sich hier gewaltig verändert.

Aus diesen, wie anderen Negereien in der Nähe, kam an jedem Sonntage eine kleinere oder größere Schaar von Christen nach Tondano hinüber, da sie die kräftige Predigt des Missionars, der vom Schullehrer abgelesenen vorzogen. Ebenso zogen die alifurischen Predigtwiederholungen manchen an, dem die malaiische Sprache noch nicht recht geläufig werden wollte. Viele Frauen aber kamen auch angezogen durch die Persönlichkeit der Frau Riedel und nahmen gern Theil an dem Unterrichte, durch den sie Sonntags Nachmittag Frauen und Mädchen in der christlichen Lehre befestigte und förderte. Es war ein lieblicher Anblick Sonntags früh die Schaar unter dem Gesange geistlicher Lieder daher kommen und Abends sie mit dem Segen des Tages ebenso heimkehren zu sehen.

Kam aber Riedel über das Gebirge, so regte sich in allen jenen Negereien am Strande bei vielen eine herzliche Freude. Und wenn auch dort weit und breit die Gleichgiltigkeit nicht fehlte, so kam er doch nie von solcher, freilich beschwerlichen, ja gefährlichen Reise nach Hause, ohne dem Herrn zu danken für neue Erfahrungen von der Wirksamkeit seines Geistes zum Heile unsterblicher Menschenseelen.

Hält man neben einder einander, was Tondano und sein Distrikt vor Riedels Ankunft gewesen, und was er zehn Jahre nach derselben geworden war, so mag man sagen: Damals glich es der im harten Frost erstarrten Flur, jetzt waren wie vom Frühlingswehen aller Orten liebliche Knospen und Blüthen erweckt: ein neues Leben nach dem festen

Winterschlaf. Fragen wir nun, was für einen Eindruck diese Erfolge auf den Missionar selbst machten, so müssen wir sagen, daß durch seine Berichte überall die tiefste Demuth hindurch leuchtet. Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre, das war der Grundton, der durch alle seine Freude über die Wirkungen des von ihm verkündigten Wortes hindurchklang. Er will sich nicht im geringsten über andre Arbeiter erheben, denen nicht das gleiche Gelingen zu Theil wird, wie ja denn sein alter Freund Schwarz zum großen Theil noch immer vergeblich zu arbeiten schien. Er verweist auf manche oertliche Schwierigkeiten, die in Langowan das Werk erschweren, während in Tondano durch die unverdiente Gnade des Herrn in diesen und jenen Beziehungen die Herzen empfänglicher geworden seien. Auch hebt er nachdrücklich hervor, daß auch in seiner Gemeinde nicht alles Gold sei was glänze. „Einige wandeln nicht so, wie sie es gelobt haben," andre halten ihr Bekenntniß nicht fest, noch andre besudeln sich wieder im Verborgenen mit alifurischem Aberglauben. Aber ich klage das lieber nicht vor Menschen, die hierin doch nicht helfen können, sondern ich sage es desto mehr in meinen Gebeten dem Herrn, der die Herzen ändern kann und von dem auch unsere Wirksamkeit allein abhängt."

Im August des Jahres 1839 hatten Riedel und die übrigen Missionare der Minahassa einen schmerzlichen Verlust. Hellendoorn wurde aus seiner Arbeit abgerufen — zur ewigen Ruhe. Der geliebte Bruder wurde von den übrigen sehr vermißt. — In der folgenden Zeit mußte auch Riedel öfters nach Manado um vor der europäischen und inländischen Gemeinde zu predigen oder Amtshandlungen zu verrichten. Der spärliche Kirchenbesuch dort stach auffallend gegen den in Tondano ab. Das wäre ein schlimmer Tausch gewesen, wenn der Missionar aus seiner

Gebirgsgemeinde nach dem Hauptplatz versetzt worden wäre! Und doch lag die Vermuthung nicht fern, daß dies geschehen könne, da Riedel nun der älteste unter seinen Amtsbrüdern war. Er wendete sich daher mit eingehenden Vorstellungen an die Missionsgesellschaft und bat dringend, ihn nicht von Tondano fortzunehmen. Er fühlte sich schon zu sehr mit seiner Gemeinde verwachsen, als daß er sie hätte verlaßen können. Dasselbe Gefühl aber fand sich auch in der Gemeinde. Das Gerücht von der Versetzung hatte sich in derselben schon verbreitet. Da sagten Viele: „Dann gehen wir mit; denn die Seele muß ihre Nahrung haben, sonst müssen wir verhungern". Ein alter Alifur aber schüttelte sein weißes Haupt dazu und sagte: „Nein, nichts als der Tod kann den Pandita von Tondano wegnehmen. Wir sind so mit einander verbunden, wie der Nagel mit dem Fleische. Wenn man ihn mit Gewalt los reißt, so thut es weh, und blutet."

---

15. Eine schwere Heimsuchung.

Der alte Alifur hatte Recht. Es thut weh, und das Herz blutet, wenn Menschen, die mit einander verwachsen sind, aus einander gerissen werden. Das mußte auch Riedel erfahren. Zwar blieb ihm seine Gemeinde, aber seine Gattin wurde ihm durch den Tod entrissen, und das that weh, sehr weh.

Zuerst wurde er selbst im Jahre 1840 längere Zeit krank. Die Dysenterie brachte ihn an den Rand des Grabes und er war auch ganz bereit heimzugehen. Aber die vielen Gebete um seine Erhaltung wurden erhört. Der Herr segnete die Mittel des von Manado herbeigerufenen

Arztes und die Macht der Krankheit ward gebrochen. Aber es vergingen neun Wochen, bis er es wagen durfte, wieder zu predigen und „die alte Kraft," schrieb er damals, „werde ich wohl nie wieder bekommen."

Doch diese Heimsuchung, obgleich gesteigert durch den Druck von Nahrungssorgen, war unbedeutend gegenüber der durch den Tod seiner trefflichen Gattin über ihn verhängten. „Vor vielen Jahren," schreibt er selbst darüber an seine Geschwister,*) „habe ich in Schuberts Predigten gelesen: Der Herr küßt die Seinen und drückt sie so sehr, daß ihnen die Augen übergehen. Dies habe ich auch erfahren. Seit März (1841) kränkelte meine Frau und am 14ten August nahm sie der Herr durch einen seligen und fröhlichen Tod zu sich. Sie war ein Muster von Ehefrau; zehn Jahre lang habe ich mit ihr die glücklichsten Tage verlebt. Sie war eine Mutter, wie sie hier zu Lande selten gefunden wird. Sie war eine tüchtige Hausfrau, sonst würde ich es nie so weit gebracht haben. Sie war eine demüthige, dem Herrn nahe lebende Missionsfrau, die kein Opfer scheute, um ihm Seelen zuzuführen. Trotz unsrer beschränkten Verhältnisse war sie immer dankbar und zufrieden. Das Weltliche hatte für sie keinen Werth. Ihres gutmüthigen Herzens wegen wurde sie allgemein geliebt von den Reichen wie von den Armen. Immer war es ihr eine große Freude Unterricht zu geben, besonders die Heiden zu Jesu zu führen. Das Wenige, was sie hatte, wandte sie zur Ausbreitung des Reiches Gottes an. Wie ihr Leben ein Vorbild war für Christen und Heiden, so auch ihr Ende — mir eine Trübsal, ihr eine Freude, da sie den Tod immer als einen Boten des Friedens ansah. Schon

*) In der Folge sind einige Sätze aus einem holländischen Briefe eingeschaltet.

lange hatte sie ein rechtes Heimweh und selbst eine Vorahnung ihres Heimganges. Als ich im Monate April in Manado war, ließ sie, (wie gewöhnlich wenn ich auf Reisen war) christliche Freunde kommen, mit denen sie las, sang und betete. Zu diesen sagte sie: „„Wir haben neulich den Tod des Herrn verkündigt und uns selig gefühlt; wenn Ihr wieder das heilige Abendmahl feiern werdet, bin ich im Himmel bei meinem theuren Erlöser; aber denkt dann an mich, wenn ihr von den Evangelischen Gesängen Nro. 100 anstimmt, das ist mein Lieblingslied.““

Während ihrer Krankheit betete sie mit völligster Hingabe Stunden lang. Einige Tage vor ihrem Ende sagte sie mir, wie ich alles im Hause einrichten, wie ich die Kinder erziehen solle und ordnete alles für ihr Begräbnis an. Wenige Stunden vor dem Abscheiden sagte sie: „Jetzt bin ich noch bei vollem Verstande, vielleicht wenn der Todeskampf kommt nicht mehr. Laß die Kinder und die Freunde kommen; ich will von allen Abschied nehmen.“ Es geschah. Sie gab jedem die Hand und fügte einige Worte nach seinen Verhältnissen hinzu. Zu mir sagte sie: „Riedel, wir haben immer geglaubt, du würdest vor mir zum Herrn gehen. Doch ich hätte es nicht ertragen, daß du mich mit fünf Kindern allein ließest. Deshalb habe ich zu dem Herrn gefleht, daß er mich vor Dir zu sich nehme; dies geschieht nun. Sei nicht betrübt, und weine nicht. Ich sterbe nicht, ich gehe dir nur voraus. Im Himmel treffen wir uns wieder und sind vor dem Throne Gottes ewig beisammen.“ So ging sie ein in ihres Herrn Freude.

Nun sitze ich hier allein, habe fünf unerzogene Kinder, nach deren Essen, Trinken, Schlafen, Baden, Wäsche und Kleidung ich sehen muß. Ich muß in die Küche, ins Bade- und Waschhaus und überall herum gehen und sehen, daß ich alles in Ordnung halte. Ich muß meine und der Kin-

der Kleider zuschneiden und oft auch nähen, damit wir nicht zerrissen gehen. — Die Thränen rollen noch vom Kuß meines himmlischen Vaters über meine Wangen. Aber ich fühle, daß es der Vater ist; darum beneide ich nicht das Glück und die Seligkeit meiner lieben Frau, sondern bin stille."

Zum Begräbnisse, (das in Indien nicht länger als einen Tag nach dem Verscheiden aufgeschoben werden darf) kamen große Schaaren von nah und fern zusammen. Die Trauerbotschaft hatte sich mit Windeseile über die ganze Gegend verbreitet. Christen und Heiden geleiteten die liebe Entschlafene mit Beweisungen der innigsten Theilnahme zu der letzten Ruhestätte.

Während der Krankheit war Riedel in seiner Amtsarbeit vielfach verhindert gewesen, da er fast immer selbst die Pflege der Kranken besorgen mußte. Nun nahm er seine Thätigkeit, in's Besondere die lange ausgesetzten Reisen wieder auf, und fand als Pastor, Seelsorger und Schulinspektor überall reichlich zu thun. Jetzt aber konnte er nicht mehr wie früher reisen. Er mußte alle seine Kinder mit nehmen, weil niemand daheim war, der sie hätte beaufsichtigen und versorgen können. Kam er dann nach einigen Tagen ermüdet zurück, so blickte ihn alles im Hause so verödet an und stimmte ihn so wehmüthig. Doch die Bitten der hungernden Kinder ließen ihn solchen Gedanken nicht nachhängen. Er mußte in die Küche um Speise zu bereiten. Die Sitte gestattet es dort nämlich nicht, daß ein unverheiratheter Mann von einer Haushälterin die Wirthschaft besorgen laße, wofern er seinen Namen von Makel frei erhalten will.

Es war eine schwere Zeit für unsern Missionar. „Warum? wozu?" fragt der natürliche Mensch. Aber der Christ spricht: „Auch dies sind Wege der Gnade und Wege

des Friedens.“ Das hat sich auch der betrübte Wittwer unter dem schweren Kreuz, das ihm aufgelegt war, oft gesagt und manchmal an einen der Lieblingsverse des Vater Jänicke gedacht:

Immer kleiner, immer reiner,
Muß ich werden hier auf Erden,
Bis ich droben ihn werd ohne Sünde loben.

Man hätte meinen sollen, seine nunmehrige Lage, die ihm hier und da die Ausübung seines Berufes erschwerte, hätte ein Hindernis für das ganze Missionswerk in Tondano werden müssen. Aber im Gegentheil! Gottes Führungen sind wunderbar. Wir werden sogleich sehen, wie mit dem Heimgange der Frau Riedel in der Geschichte Tondanos ein neuer Abschnitt beginnt, in dem sich noch weit mächtiger als bisher die umwandelnde Kraft des Christenthums offenbarte. Unter der Hitze des Hochsommers, wenn alles Lebendige seufzt und schmachtet, dann reifen die edeln Früchte auf den Feldern und in den Gärten, und der Mensch schickt sich zur frohen Erntearbeit an. Unter der Trübsalshitze war es auch dem Missionar zu Tondano aufbehalten dem Herrn der Ernte die reichlichsten Garben einzusammeln.

---

16. Die volle Ernte.

Hatte Riedel im ersten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit schon manche Erstlingsfrüchte einsammeln dürfen, und zwar in einem Maße wie es vielen Missionaren in der ganzen Zeit ihrer Lebensarbeit auch nicht annähernd gegeben wird, so beginnt doch erst mit dem zweiten Jahrzehnte seine ganze, volle Erntearbeit für das Werk des Herrn.

„Meine aus den Heiden gesammelte Gemeinde," sagte er am Schlusse des Jahres 1841, nach Darlegung der durch den Tod der Gattin herbeigeführten Hindernisse und Schwierigkeiten, „ist dennoch nicht zurückgegangen, sondern fortgeschritten, und es scheint mir, daß grade nach dem Tode meiner Frau in vieler Herzen durch Gottes Geist ein neues Leben gewirkt worden ist und noch gewirkt wird. Denn ich habe in diesem Jahre nach ertheiltem Unterricht die heil. Taufe vollzogen.

an Erwachsenen von 16—60 Jahren . . .	136
an Heidenkindern auf Bitten christlicher Taufzeugen [mit Zustimmung der Eltern] . .	195
an Kindern christlicher Eltern.	63
Zusammen	394.

Wenn der Kirchenbesuch sich noch weiter vermehrt wie bisher, so wird unsre Kirche zu klein sein. Mit meinem Lehrzimmer unter dem Hause ist dies schon der Fall, so daß Viele draußen vor den Fenstern und der Thüre sitzen oder stehen müßen.

So habe ich vollauf zu thun. Die Heiden stehen staunend, denn sie sehen, daß es mit ihrem Aberglauben bald aus sein wird. Einige Christen sagen deshalb: „Der Herr erhört unser Gebet." Ich bin dafür demüthig dankbar, zuweilen freilich mit Bangigkeit, daß es hier wieder lau werden könnte.

Der Grund dieser Erweckung und des steigenden Verlangens nach christlichem Unterricht mag durch Gottes Segen vielleicht das vorbildliche Krankenlager und der frohe, sanfte Heimgang meiner lieben Frau sein; denn ganz Tondano, selbst die Heiden sprechen davon. Viele sind über den Tod der Gläubigen — wie er sich hier so deutlich zeigte — verwundert. Hunderte, sowohl Christen als Hei-

den betrauern ihren Verlust, sodaß wenige zu mir kommen, die nicht mit Thränen in den Augen eintreten, wodurch bei mir natürlich die Wunde immer wieder aufgerissen wird."

Die Zahl der Taufbewerber mehrte sich in erstaunlichem Maße, sodaß im Jahre 1847 bereits berichtet werden konnte: „Es sind hier nur noch wenige Alifuren, die nicht den Wunsch haben getauft zu werden." Als Riedel wenige Jahre später das Werk andern Händen übergeben mußte, gaben seine Register den Ausweis, daß er das Sakrament an 9341 Personen vollzogen hatte. — Ebenso wuchs die Zahl der Abendmahlsgenossen. Zu Anfang des Jahrzehntes betrug sie 300. Als Riedel sich zurückziehen mußte, hatte er nicht weniger als 3851 Personen als Kommunikanten angenommen. Da er es, wie oben angedeutet, namentlich mit der Vorbereitung dieser neuen Mitglieder immer sehr gewissenschaft nahm, so setzt dies eine ganz außerordentliche Arbeit voraus, und man kann sich nicht wundern, daß die Kräfte des treuen Pastors sich bald verzehrten. Freilich allmälig wurde ihm in dem Werke einige Erleichterung zu Theil. Die Taufbewerber meldeten sich nicht eher, als bis sie von andern Christen sich die erforderten Kenntnisse angeeignet hatten.

„Ich habe im letzten Jahre," so schreibt er einmal „wieder 665 alte Leute getauft, und dabei ist mir durch des Herrn gnädige Leitung aus der Gemeinde viel Hilfe zu Theil geworden. Denn früher mußte ich solche Leute meistens selbst erst lesen lehren, aber nun lernen sie es von einander, und es wagt es jetzt beinahe niemand, um die heilige Taufe zu bitten, es sei denn daß er schon lesen könne, oder wenn ein Ehepaar sich meldet, so hat es wenigstens einer von den Gatten gelernt. Früher mußte ich eine Frage wohl zehnmal wiederholen um den Unterricht

verständlich zu machen. Jetzt lernen sie die Fragen von einander und sprechen darüber ausführlich mit einander. Ich bin oft ganz erstaunt über ihre Antworten. Früher betete ich am Schlusse jeder Unterrichtsstunde. Nun laße ich sie selbst beten und ich verwundere mich über die Gnade und Gabe des Gebetes, die dabei zu Tage tritt. Früher mußte ich erst selbst dem Leben der Einzelnen nachgehen, und dabei habe ich mich oft täuschen lassen. Jetzt frage ich bloß, (denn sie kommen gewöhnlich 20 bis 40 an der Zahl um sich zur Taufe zu melden) ob keiner unter ihnen ist, der einen unordentlichen Lebenswandel führt, und ich kann mich auf ihre Antwort verlaßen, denn sie kennen einander besser als ich, und schließen solche, die übel berüchtigt sind, von selbst aus ihren kleinen Versammlnngen aus. So habe ich bei meiner Arbeit viel Hilfe. Auch das ist Gnade."

Aehnlich war es auch unter den Abendmahlsgenossen, wie sich aus folgender Stelle eines Briefes ergiebt: „Am 28ten März (1847) habe ich ungefähr 200 neue Mitglieder aufgenommen, so daß wir nun etwa 500 Personen sind, die die beim heil. Abendmahl den Tod des Herrn verkündigen. „„Aber wie steht es bei so vielen mit der Kirchenzucht? zumal da keine Aeltesten und Diakonen vorhanden sind."" Hiermit habe ich auch, dem Herrn der Gemeinde sei Dank, wenig Mühe. Denn wenn ich Leute zu dem vorbereitenden Unterricht annehme, so sage ich ihnen deutlich ihre Pflicht und daß ich nicht allen nachgehen und sie überwachen kann, daß sie also selbst unter einander ihren Wandel beobachten müßen. Dieses erkläre ich ihnen noch ausführlicher und schärfe es ihnen während des Unterrichts und bei der feierlichen Aufnahme ein. Daher ermahnen sie sich untereinander, wo sich einer etwas Anstößiges zu Schulden kommen läßt. Hört der Betreffende nicht darauf, dann sagen mir einige

Mitglieder (aber nur in seiner Gegenwart,) sei es vor der Aufnahme, oder bei der Vorbereitung zum Sakrament, dies und jenes und erklären, daß sie keine Gemeinschaft mit ihm haben wollen. Der Angeklagte verantwortet sich dann, oder bittet um Vergebung. Zeigt er Reue und verspricht Beßerung 2c. dann muß er erst noch in der Kirche vor der ganzen Gemeinde seine Uebertretungen bekennen und um Vergebung bitten und Beßerung geloben; denn, sagt man, er hat den Alifuren und den Getauften, die noch keine Mitglieder sind, ebenfalls Anstoß gegeben, daher sein Bekenntnis und sein Versprechen der Beßerung öffentlich auch vor ihnen abgelegt werden muß. Ich verhalte mich bei dem Allem mehr passiv; die Zucht wird von der Gemeinde selbst geübt. Dem Herrn sei Dank, wir haben seit 15 Jahren unter mehr als 500 Mitgliedern nur fünf derartige Fälle gehabt."

Trotzdem ging die Arbeit über Riedels Kräfte. „Wieder haben sich," schreibt er, „500 zur Aufnahme gemeldet. Aber was ist Einer unter so Vielen!" Besonders im Hinblick auf seinen Tod, (zu dem er sich nach mancher Andeutung schon immer wohl vorbereitet hielt) war ihm der Gedanke schwer, daß das Werk einmal ganz plötzlich zum großen Schaden der Gemeinde könnte abgebrochen werden. Deshalb bat er um einen Gehülfen „einen demüthigen, herzlichen (gemoedelijk) ordinirten Bruder." Die erste Bitte dieser Art findet sich schon 1845. Erst fünf Jahre später sollte sie erfüllt werden.

Es hätte sonderbar zugehen müßen, wenn diese außerordentlichen Erfolge des Evangeliums, wie sie in der ganzen neueren Missionsgeschichte sich kaum zum zweiten Male finden, nicht den Haß und die Feindschaft der Welt erregt hätten.

Reisende, von denen einige nicht einmal die malaiische Sprache verstanden, die die Minahassa nur flüchtig besuchten und die ohne Sachkenntnis erhaltenen Eindrücke, die ihnen hier und da grade zu Theil geworden waren, als charakteristisch für die ganzen Zustände der Oeffentlichkeit preis gaben, drohten die dortige Mission und namentlich Riedels Werk in ein sehr ungünstiges Licht zu stellen. Es war da Rede von Massentaufen, von unchristlichem Wandel der Getauften 2c., sodaß die Meinung entstehen mußte, hier habe man nur eine neue Auflage der alten Bekehrungsweise, wie sie besonders auf Amboina so traurige Früchte gebracht hatte. Auch wurde von Streitigkeiten der Missionare untereinander geredet, und gewiß knüpfte sich manches Feindselige gegen das Evangelium oder wenigstens gegen die lebendige Verkündigung desselben an. Dies geschah schon zu Anfang der Vierziger Jahre.

Infolge einiger Bemerkungen Seitens der Missionsgesellschaft über diese Angriffe erließen die in der Minahassa arbeitenden Brüder an dieselbe eine Rechtfertigung, deren Abfaßung Riedel, dem ältesten von ihnen, übertragen worden war. Er sagt in derselben: „Die erste Beschwerde scheint zu sein, daß wir die heil. Taufe zu schnell und nicht bedachtsam genug Erwachsenen ertheilen. Ich habe das Vertrauen, daß die Missionsgesellschaft keine Missionare aussendet, die nicht gewissenhaft wären und die mit den heiligen Bundessiegeln ruchlos umgehen könnten. Ich denke, die Gesellschaft ist viel zu vorsichtig, um solche Missionare zu ordiniren, die von denselben keinen würdigen Gebrauch machen würden. So lange ich hier bin, weiß ich nicht ein einziges Beispiel, daß einer der Niederländischen Sendelinge seine Ordination gemisbraucht hätte. Ich für mein Theil bekenne, daß ich manchmal beim Taufen Erwachsener ängstlich bin, und würde die Wahl der zu Taufenden gerne Andern überlaßen, um

von der Verantwortlichkeit frei zu sein. Aber da ich oft gesehen habe, daß solche, über die ich am meisten ängstlich war, grade die lebendigsten Christen geworden sind, und da hier niemand ist, dem ich die Wahl überlaßen könnte, so vollziehe ich die heilige Handlung an Allen, die gelernt und ihr Bekenntnis abgelegt haben, damit ich das Werk Gottes in den Herzen der Menschen nicht hindere und das Kommen seines Reiches nicht aufhalte. Und ich glaube von ganzem Herzen: wenn ich einen Unwürdigen taufe, so thue ich nicht die Sünde, (denn er legt sein Bekenntnis ab und hat selbst die Verantwortung dafür) als wenn ich einen Würdigen ausschließe.

Wir wißen aus Gottes heiligem Worte, daß der Glaube aus dem oder durch das Hören kommt. Wenn wir in einem andern Lande arbeiteten, so könnten wir vielleicht auf Märkte und andere Plätze gehen und predigen. Wenn wir unter Heiden wirkten, die eine Litteratur hätten, wie z. B. die Chinesen, so könnten wir durch Vertheilung von Büchern Gottes Wort verbreiten. Aber unsre Hände sind in vieler Hinsicht gebunden. Die Verkündigung des Evangeliums beschränkt sich hier (mit Ausnahme der Gespräche 2c.) ausschließlich auf die Kirche. Und wenn wir hier keine Getauften hätten, die die Heiden mit in die Kirche zögen, oder wenn wir die Leute 2—3 Jahre zur Kirche kommen ließen ohne sie zu taufen, so würden sehr wenige kommen; sie würden also nicht hören und mithin könnte nach Röm. 10. der Glaube in ihnen nicht gewirkt werden. Wessen Schuld würde das sein?*)

---

*) Später schilderte er seine Arbeit an den Taufbewerbern folgendermaßen: „Wenn ich Erwachsene taufe, so gebe ich ihnen die ganze Woche zuvor (obgleich sie lesen können und die Hauptstücke der christlichen Lehre kennen) täglich des Abends Unterricht,

Wir alle sind froh, wenn nur Leute in die Kirche kommen um zu hören. Durch die heil. Taufe werden sie hinein geführt. Ich habe hier Einige, die vor unsrer Zeit ohne Unterricht (was wir nie thun) getauft worden sind, die also verpflichtet waren, die Kirche zu besuchen und an deren Herzen der Herr sein Wort nun so gesegnet hat, daß sie würdige Gemeindemitglieder geworden sind. Schon seit Jahren kann ich hier in Tondano über schlechten Kirchenbesuch nicht klagen, und ich glaube, daß mich auch die andern

---

und zwar in der alifurischen Sprache, gesprächsweise in herzlichem Fragen und Antworten, wozu ich mir ein paar Punkte aufgesetzt habe, die gerade für die Bevölkerung hier von großem Nutzen und Segen sind.

1. Wer Christ werden will, darf keine andre Absicht haben als das Heil seiner Seele zu suchen.
2. Er muß bekennen, den alten alifurischen Aberglauben zu haßen und zu verlaßen.
3. Er muß bekennen an den einen wahren Gott zu glauben und
4. an seinen Sohn, Jesus Christus, unsern Erlöser.
5. Er muß geloben aus Dankbarkeit ein christliches Leben führen zu wollen.

Haben meine Täuflinge diese Punkte begriffen, und jeder einzeln sie beantwortet und feierlich versprochen, darnach zu leben dann laße ich sie Sonnabend Morgens mit ihren Taufzeugen kommen, in deren Gegenwart ich den Unterricht kurz wiederhole, und jene nochmals bekennen und geloben laße, worauf ich sie den Taufzeugen übergebe, deren jeder ein gutes Wort an sein Pathenkind richten muß. — Dies sind für mich meist feierliche Stunden, und ich bin oft ganz erstaunt über die gründlichen Antworten, über die herzliche Erkenntnis ihrer Sündenschuld und über den festen Glauben an den Herrn Jesus.“ Zu solcher Vorbereitung wurden immer je 20 bis 30 Personen zusammengenommen.

Brüder nicht darum beneiden, daß ich immer eine volle Kirche habe.

Der zweite Punkt betrifft die Mitgliedschaft. Ueber denselben ist hier weniger zu fürchten, da hier meistens die Ansicht gilt, wie es früher in Holland war, daß keiner zum heil. Abendmahl gehen darf, er sei denn über seinen Gnadenstand versichert. (Judas war es gewiß nicht.) Daher bitten hier auch selten Leute darum, die nicht einen untadelhaften Wandel führen und ein religiöses Gefühl haben. Ich glaube, daß es hier noch Viele giebt, die aufrichtige Christen sind, die aber vor der heiligen Feier noch eine Scheu haben, bei denen es eher Noth thäte, daß sie dazu ermahnt und ermuntert würden. Von den Fünfzig, die ich während meines zwölfjährigen Aufenthaltes hier unterwiesen und zu Mitgliedern angenommen habe, ist nur Einer, den wir vom heil. Abendmahl haben ausschließen müssen, worüber ich ausführlich berichtet habe. Aber ist dieser Eine unter Fünfzig zuviel, da doch unter den Zwölfen ein Judas war? Obschon ich wünschte, daß es kein einziger wäre, so soll mich dieser Fall noch nicht muthlos machen."

In Bezug auf die Schließung einer christlichen Ehe heißt es weiter: „Wäre die Einsegnung derselben eine rein kirchliche Sache wie unter Indianern, Grönländern 2c., so würden hier in Tondano Wenige sein, die sich dieser Handlung nicht gern unterwerfen würden. Aber wir müßen auch die bestehenden Verhältnisse in Rechnung ziehen. Soll ich Männer die vierzig bis sechszig Jahr alt sind, die zwanzig bis dreißig Jahr mit einer Frau gelebt, und schon Kinder, Enkel und selbst Urenkel haben, noch zwingen bei der weltlichen Behörde die Erlaubnis zur Schließung einer christlichen Ehe nachzusuchen? Viele hält die Scham zurück. Soll ich Leuten, von denen ich vorher weiß, daß sie keine Trauung mehr begehren, weil sie vielmehr an den Tod denken,

deshalb die Taufe versagen? Ich habe verschiedene Fälle von alten Leuten, die vor vielen Jahren auf Alifuren-Weise die Ehe geschloßen hatten und nachher nicht christlich getraut wurden, aber getauft und fröhlich und selig, auch zur Erbauung anderer aus dieser Welt geschieden sind. — Das hindert mich aber nicht, auf christliche Trauung zu dringen, und wo dieselbe möglich ist, ein Versprechen dieserhalb geben zu laßen. Wie ich mit jungen Leuten verfahre, die dies Versprechen nicht halten, habe ich bereits früher berichtet. Ein Jüngling, den ich getauft, und der sich nachher mit einem alifurischen Mädchen verheirathete, hat später bei der Taufe des Letzteren seine Sünde öffentlich in der Kirche mit Thränen bekannt und um Vergebung gebeten, und gelobt die christliche Eheschließung nachzuholen. Würde dies in Europa auch geschehen? — Die Kosten der Trauung kann hier wohl jeder noch aufbringen, aber die Mühe und Scham vor der bürgerlichen Verwaltung zu erscheinen hält viele davon zurück."

Von Streitigkeiten unter den Brüdern weiß Riedel nichts. Sie leben alle in Liebe und Frieden. Dabei ist nicht ausgeschloßen, daß jeder seine besonderen Eigenthümlichkeiten hat, wie dies auch bei den Aposteln erkennbar war. Doch kann die Gesellschaft froh sein, daß in der Minahassa von solchem Zwiste, wie er auf einigen andern Missionsgebieten gefunden wird, nichts vorhanden ist.

Dieser allgemeinen Erklärung fügt Riedel dann noch folgende Bemerkung hinzu: „Ich habe über das Taufen der Erwachsenen Jahre lang nachgedacht und aus diesem Gesichtspunkte die Apostelgeschichte oft durchgelesen. Ich habe dabei den Kommentar von Michaelis und Bengels Gnomon benutzt und die Kirchengeschichte hinzugenommen, auch das Verfahren wie es in der Mission der Brüdergemeinde und früher in der dänischen (hallischen) befolgt wurde, wohl erwogen. Die Apostel hatten den Geist Gottes in weitem Maße und

tauften meistens allein auf Bekenntnis des Glaubens an den Herrn Jesus, ohne viel Unterricht. Wir, die wir den Geist nicht in dem Maße haben, geben ausführlichen Unterricht, und der getauft werden will, muß viel bekennen und geloben. Sollen wir dies aber alles für Lügen halten? Da würden wir uns doch oft versündigen, da wir die Wirkungen des heil. Geistes von dem Menschlichen nicht genau genug unterscheiden können. Philippus hatte den Geist gewiß mehr als wir alle; dennoch taufte er einen Simon. Paulus, der große Apostel, war der Stifter der Gemeinde zu Korinth. Aber nicht lange hernach gab es da Spaltungen, — einen Blutschänder und Trunkene beim heil. Abendmahl. Vielleicht hat Paulus nicht lange genug unterrichtet oder mit der heil. Taufe gewartet! Gott sei Dank, so weit wie in Korinth ist es hier noch nicht gekommen, obgleich ich nun 12 Jahre hier bin. — Die Brüdergemeinde hat in Grönland eine Gemeinde, (also Getaufte) in welcher ein Missionar, den ich selbst gekannt habe, über 20 Jahre wirkte, ohne einen Erweckten — wie sie sagen — kennen zu lernen, bis endlich durch die Verkündigung des Evangeliums nach so langer Zeit sich in einigen Herzen Leben zu regen begann. Ich preise die unaussprechliche Gnade des Herrn, die mich nicht solange hat warten lassen; denn ich habe hier doch sicher einige, [um 1843] (wie viel? weiß ich nicht) die den Herrn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Hierauf widerlegt er den Vorwurf, daß die neu gesammelte Gemeinde von Gleichgiltigkeit beherrscht werde. Es sei doch nichts Kleines seine hergebrachte Religion und die väterlichen Sitten aufzugeben. Auch sei es nichts Kleines sich als einen verdammungswürdigen Sünder öffentlich zu bekennen — zumal da ihnen nach ihren früheren Begriffen viele Sünden gar nicht als solche galten. „Sollte es Verstellung sein, wenn alte Leute noch lesen lernen, obgleich es

ihnen weder zu Hause noch in ihren Gärten passend ist und nicht den mindesten Nutzen zu bringen vermag? das kann doch nur den Grund haben, daß sie das Wort Gottes lesen wollen. Ich hätte viel Brillen nöthig,*) wenn ich die Wünsche aller alten Leute, die wohl gerne lesen lernten, erfüllen wollte. Ich kenne Einige, die Stückchen altes Papier mit nach ihren Gärten (Plantagen) nehmen, und wenn es regnet, so verstecken sie sich und üben sich im Buchstabiren. Dazu lassen sie sich oft von Schulkindern Auskunft geben, wie ein oder das andre Wort ausgesprochen wird und was es bedeutet. Ich habe in diesem Jahre für mehr als 100 fl. Bibeln und Neue Testamente verkauft und habe jetzt kein einziges mehr." [Für die gleiche Summe hatte er auch andere hier namentlich aufgeführte Bücher, darunter das Evangelium Matthäi einzeln — in demselben Jahre verkauft.] „Ist dies nicht ein Beweis von Verlangen nach Gottes Wort?

Etwa sechs Palen [1½ Meilen] von hier, jenseits des Sees, ist eine kleine Negerei von etwa 46 Familien, mit Namen Watumeja. Zu Anfang des Jahres bat der Häuptling um einen Lehrer. Ich schickte ihn. Jetzt lernen 48 Kinder. Die ganze Gemeinde hat ihrem heidnischen Aberglauben entsagt und ohne mein Wissen, sowie ohne Auftrag des weltlichen Beamten, aus eignem Antriebe ein nettes Kirchlein gebaut. Sollte dies auch alles religiöse Gleichgiltigkeit sein?

Ich denke, die geehrten Herrn im Vorstande werden sagen: „„Ei, was hält Riedel viel von seinen Tondanern, und wie liebt er sie?"" Ja ich liebe sie, da ich nun über zwölf Jahre unter ihnen gelebt habe. Und, obschon ich ihre Sünden nicht verhehle, sondern im Gegentheil oft dieselben

---

*) Später wurden auch Brillen zu Dutzenden geschickt und sind gewiß nicht unbenutzt geblieben.

an's Licht ziehe, so nehme ich doch dabei alle Verhältnisse in Rücksicht. Solange ein Missionar das Volk, unter dem er arbeitet, nicht liebt, solange wird seine Arbeit und Mühe vergeblich sein. Ich bin ein Freund von allen, ohne dem heiligen Gottesworte Gewalt anzuthun, und sage ihnen bei jeder Gelegenheit die Wahrheit. Heiden und Christen sagen: „„Mein Herr hat recht!““ und dann ist mir der Weg für das theure Evangelium geöffnet.“

Ich habe vorstehenden Brief ausführlicher mitgetheilt, weil er in vielen Beziehungen für Riedel und sein Wirken charakteristisch ist.

Andere Angriffe gegen die Mission waren von dem Gebrauch der malaiischen Sprache hergenommen. Man sagte, die Alifuren verständen gar nicht die biblischen Begriffe, die ihnen in einer fremden Sprache beigebracht würden. Es ist schon gezeigt worden, welche Stellung Riedel in der Sprachenfrage einnahm, und wie er mehr und mehr das Alifurische anwendete, trotzdem ihm das Malaiische die einheitliche Kirchensprache blieb. So rechtfertigte er sich denn auch bei jener Gelegenheit. Er fragt: „Wie viel Menschen haben denn in Europa in der Masse des Volkes, das nun schon über 1000 Jahre im Christenthum unterwiesen wird ein Verständnis für die biblischen Begriffe?“ Wie konnte es wunderbar sein, wenn unter den erst seit kurzer Zeit gesammelten Christen von der ihrem ganzen bisherigen Dichten und Trachten so fern stehenden Lehre des Evangeliums vielen noch manches unverständlich blieb? Und doch hatte der Herr schon eine nicht kleine Schaar seiner Kinder unter den Alifuren; aber die Feindschaft gegen sein Reich suchte nach Gelegenheit um vor der Welt die Ausbreitung desselben zu leugnen.

Schlimmer aber als diese meist in Europa aufgeführten Angriffe wider die Mission, waren diejenigen, welche an

Ort und Stelle sich namentlich durch solche europäische Beamte erhoben, denen das fromme Treiben der Missionare ein Dorn im Auge war. „Die Welt, nicht die heidnische, sondern die christliche, beginnt zu wüthen, besonders gegen die Heiligung des Sonntags.“ Solange der Resident zu Manado dem Missionswerk günstig war, war von dieser Seite nichts zu befürchten gewesen. Wahrscheinlich hatte in der Person dieses Beamten ein Wechsel statt gefunden, infolge dessen die Praxis der Sonntagsarbeit eingeführt wurde. Christliche Inspectoren (Opzieners) zwangen die Getauften an dem Feiertage in den Plantagen zu arbeiten trotz ihres Wunsches den Gottesdienst zu besuchen. Wo die Dorfhäuptlinge noch Heiden waren, wurde dieser Zwang oft mit Grausamkeit ausgeführt. Manche sind dabei zu Märtyrern geworden, und haben sich lieber in den Block legen und schlagen laßen, als daß sie die Predigt des Evangeliums daran gegeben hätten. Aus den vorliegenden Quellen ist nicht ersichtlich, wielange dieser Zustand anhielt. Die Missionare wandten sich in dieser Angelegenheit an den Gouverneur, und wie es scheint mit Erfolg. Dennoch haben sich die Angriffe von dieser Seite später noch mehrfach wiederholt. Es hat sogar nicht an Versuchen gefehlt, unter dem Vorwande einer Pflege nationaler Eigenthümlichkeiten, die heidnischen Fossos mit aller Unsittlichkeit wieder zu beleben und dadurch ist dem Christenthum in der gehäßigsten Weise entgegen gearbeitet worden. Dieses selbst aber hatte bereits in den Herzen der Alifuren viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß es durch solche Versuche hätte gefährdet werden können.

Endlich sind noch die Hindernisse zu erwähnen, die der christlichen Schule in den Weg gelegt wurden. Man sagte, die Schulen die zum Theil unter Mitwirkung der Regierung errichtet waren, seien lediglich dazu da um lesen, schreiben und

rechnen zu lehren und das Denkvermögen der Jugend zu entwickeln. Der Religionsunterricht sollte wenigstens von den festgesetzten Schulstunden ausgeschlossen sein. Hierdurch wurden mancherlei Mishelligkeiten hervorgerufen, die auch bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz beigelegt sind. Eine Anzahl von Schulen ist allerdings von der Misionsgesellschaft gegründet und wird von derselben unterhalten. Diese stehen lediglich unter der Aufsicht der Missionare. Andre aber sind die sogenannten Gouvernementsschulen, an denen freilich auch Lehrer, wie sie die Missionare ausbilden angestellt sind, und von der Regierung besoldet werden, dafür aber in erster Linie auch unter Aufsicht der weltlichen Beamten stehen. Da auch die Schule zu Tondano der letzteren Gattung angehörte, so hatte sich Riedel schließlich von derselben ganz zurückgezogen, da er anderweitig hinreichende Gelegenheit fand auch auf die Jugend einzuwirken.*)

Wie die Zahl der Getrauten und der Mitglieder über alles Erwarten wuchs, so mehrte sich auch der Kirchenbesuch. Schon in der frühen Morgenstunde zogen „ganze Heerden“ von Christen von nah und fern in Tondano ein, das mit feierlicher Sonntagsstille auch äußerlich den Tag des Herrn bezeichnete. Auch selbst Regen und schlechte Wege hinderten die auswärtigen nicht. Neben der Kirche stand seit 1846 die von 30 Fuß hohen Eisenholzpfählen getragene Glocke, die um acht Uhr früh weithin schallend die Andächtigen zu=

*) Nur im Vorbeigehen sei hier eine andre Anfeindung erwähnt, die dem Missionare fast das Leben gekostet hätte. Nördlich von Tondano liegt ein besonderer Kampong (Häusergruppe), in welchem verbannte Javanen leben. Sie sind Muhamedaner. Einer von ihnen versuchte einst im fanatischen Haß gegen das Evangelium den Prediger desselben zu vergiften.

sammen rief.*) Einmal ließ Riedel die Zuhörer zählen. Es waren über 2000. Jeder Raum war besetzt. So dicht standen sie auf den Treppen und in den Gängen, daß er selbst Mühe hatte um auf die Kanzel zu kommen. Unter der letzteren hatten seine Zöglinge ihren Platz, die man öfters Stellen der Predigt mit Bleistift nachschreiben sah. Ganze Schaaren aber konnten beim besten Willen nicht mehr in das Gebäude gelangen, sondern standen vor den geöffneten Thüren und Fenstern. Daß auch sie noch hören konnten, beweist welch eine Stille in der Versammlung herrschen mußte. An Vielen bemerkte man deutliche Spuren von Wirkungen der Predigt. Manches funkelnde Auge war gespannten Blickes auf den Prediger gerichtet, manches wurde feucht von Thränen.

Früher hatte Riedel seine Predigten sorgfältig ausgearbeitet und memorirt. In jener Zeit als die Vorbereitung der Taufbewerber und der Unterricht der angehenden Abendmahlsgenossen seine Kräfte über die Maßen in Anspruch nahmen, konnte er dies nicht mehr thun. Er wählte in den ersten Tagen der Woche seinen Text und überlegte ihn wiederholt in anhaltendem Gebete, das sich besonders vom Sonnabend Abend bis tief in die Nacht hinein erstreckte. Dann sprach er von der Kanzel kurz, einfach, schmucklos aber anschaulich, kernhaft und eindringlich. Dabei wurden die Verhältnisse der Gemeinde wohl berücksichtigt. Ja was der Pastor mit seltener Beobachtungsgabe und psychologischem Scharfblicke die ganze Woche hindurch wahrgenommen hatte in den

*) Ein Jahr zuvor war die neue Kirche durch ein Erdbeben der Art beschädigt worden, daß sie um den Einsturz zu verhüten abgetragen werden mußte. An ihrer Stelle wurde mit Benutzung des alten Materials eine größere Nothkirche errichtet, die bald einem angemessenen Gebäude Platz machen sollte. Das „bald“ verzögerte sich jedoch so, daß Riedel es nicht mehr erlebt hat.

Häusern, auf den Straßen und zwischen den Aeckern, das gab ihm Anleitung, aus der Rüstkammer des göttlichen Wortes die geeigneten Pfeile zu wählen, die ihr Ziel nicht leicht verfehlten. Jede Predigt hatte ihre Beziehung auf bestimmte vorliegende Verhältnisse, so daß sie alle als Gelegenheitspredigten hätten bezeichnet werden können. Jede Predigt aber war bei ihm auch eine Lebensthat, in der die Kraft der ganzen Persönlichkeit darangesetzt wurde, wie denn auf jeden Sonntag eine tiefe Erschöpfung auch der physischen Kräfte folgte.

Doch schloß sich an die Predigt ja auch noch weitere Gelegenheit an für das Reich Gottes zu arbeiten. Die Predigt-Wiederholungen hatten eine fortwährend wachsende Betheiligung gefunden. Der Betsaal unter dem Hause war längst für dieselbe zu klein geworden. Deshalb versammelten sich Diejenigen, welche von Gottes Wort noch mehr in der alifurischen Sprache hören wollten, auf dem Rasenplatze vor Riedels Hause, dem die schnell groß gewordenen Bäume einen dichten erquickenden Schatten verliehen. In der Mitte befanden sich einige Bänke, auf denen die Alten Platz nahmen. Die Jungen standen ringsumher. Im Ganzen waren auch hier gewöhnlich tausend oder mehr versammelt. Die gemüthliche Unterhaltung, wie früher, war bei dieser Menge allerdings nicht möglich. Doch wurden die geförderteren Gemeindemitglieder angeregt, abwechselnd selber zu sprechen und Riedel, im Hausrock mit der langen Pfeife zwischen den Gruppen der Zuhörer hin und her gehend, machte nur dann und wann einige Bemerkungen dazu. Der Alifur hat von Natur Anlage zur Beredsamkeit, die sich bei dieser Gelegenheit deutlich zeigte. Die Sprecher offenbarten durch die Kraft und das Feuer ihres Vortrags und durch Gestikulationen und belebtes Mienenspiel, wie sie von dem Gegenstande ihrer Rede durchdrungen waren. Die Zuhörer zeigten auch

hier wieder die gespannteste Aufmerksamkeit und eine tiefe innere Andacht. Bei den Alten ging inzwischen ab und zu die Pinangbüchse umher. Den Jungen hatte „Vater Riedel“ (denn so wurde er jetzt allgemein genannt) diese unangenehme Sitte abgewöhnt. Wenn man ihn so in jener Versammlung beobachtete, konnte man auch von ihm keinen andern Eindruck erhalten, als den eines Vaters unter seinen geistlichen Kindern. Den Schluß machte ein Lied, das aus dem Kopfe gesungen wurde. Der Gesang war rein und wohltönend; was dadurch befördert wurde, daß sich immer mehrere Schulmeister unter der Versammlung befanden, die auch gewöhnlich, aber nicht ausschließlich, die Redner waren.

Nachmittags fand der Unterricht der Katechumenen statt, Die des Abends in dem erwähnten Saale gehaltenen Bibelstunden hatten für eine längere Zeit aufgegeben werden müßen, da derselbe die Menge der Theilnehmer bei weitem nicht mehr zu faßen im Stande war. Ein anderer passender Raum war nicht vorhanden. Die Kirche konnte nicht benutzt werden, da die Vorrichtung zur Erleuchtung fehlte. Da blieb nichts anders übrig, als die Versammlung zu vertheilen. So entstanden in Tondano eine Anzahl von Konventikeln,*) die regelmäßig in gewißen Häusern abgehalten wurden. Hier waren Männer, dort Frauen, hier Jünglinge dort Jungfrauen vereinigt, und überall lasen die Geförderten etwas aus der heiligen Schrift vor, erklärten es so gut es ging, wozu sie sich auch wohl des Pastors Rath einholten; oder sie besprachen noch einmal Gegenstände aus der Predigt und beteten mit einander. In dem Betsaale pflegte sich damals eine Anzahl von Jünglingen zu versammeln. Vater Riedel war auch dabei: „Ich habe manchmal Freudenthränen geweint, wenn ich ihre Bekenntnisse und den Ausdruck ihrer Dank-

*) Kampongan.

barkeit mit anhörte und das Gefühl beobachtete, mit dem sie sprachen. Ich glaube, mancher europäische Jüngling würde beschämt dastehen, wenn er die Gabe des Gebetes bei diesen erst kürzlich aus den Heiden bekehrten Jünglingen sehen und hören würde.“ Aber auch diese Versammlung mußte wieder aufgegeben werden, denn als es bekannt wurde, fanden sich soviel ein, daß wieder der Raum völlig unzureichend war.

Es läßt sich denken, daß der Wunsch einen zweckmäßigen Raum für solche Versammlungen zu haben immer stärker hervortrat. Derselbe wurde jedoch erst im Jahr 1849 erfüllt. Inzwischen erstarkten jene selbstständigen Versammlungen in der Gemeinde. Oft bildeten sich solche ganz ohne daß es Riedel wußte.

So machte er einmal einen Gang durch die Negerei, langsam und bedächtigen Schrittes wie immer. Draußen unter den letzten Häusern stand eins, das war das Geschenk eines frommen Mannes, der es den drei Insaßen, die vorher in großem Elende lebten, überlaßen hatte. Eine Wittwe wohnte darin, gegen 60 Jahre alt, die den größten Theils ihres Lebens Kasta budak d. h. eine Sklavin gewesen war. Nun aber hatte sie nicht blos die irdische Freiheit erlangt, sondern auch die rechte Freiheit, „mit der der Sohn uns frei macht.“ Bei ihr lebte ihr Sohn; der war vor langer Zeit unter die Soldaten verkauft worden. Später war er im Dienste blind geworden und mit dem Invalidenschein in seine Heimath geschickt. Der dritte Bewohner des Häuschens war der Enkel der Alten, Namens Simon, ein armer verkrüppelter junger Mensch von 18 Jahren. Riedel war wohl oft mit seinen Gedanken und Fürbitten bei diesen Elenden eingekehrt, die nun so dankbar waren für das erhaltene Obdach.

Als er aber an jenem Abende an dem sonst so ruhigen Häuschen vorüberkommt, vernimmt er ein lautes Sprechen. Vorsichtig steigt er die in den großen Baumstamm einge=

kerbten Stufen hinan, und ist erstaunt, denn da oben ist alles vollgestopft, sodaß er sich kaum noch in die Thür hineindrängen kann. Mitten sitzt der Krüppel mit drei andern Jünglingen. Dreißig Menschen sind um sie her gelagert, und hören aufmerksam zu, was jene sprechen.

„Simon, was ist denn hier los?“ ruft der Pastor nach einem freundlichen Gruße. „Mein Herr, ich weiß es selber nicht,“ war die Antwort. „Wir vier Jünglinge sind schon seit längerer Zeit gewohnt, jeden Sonntag um diese Zeit zusammen zu kommen um über die Predigt in unserer Sprache noch weiter zu sprechen und mit einander zu beten. Heute aber sind zum ersten Male alle diese Leute mit hereingekommen, und bitten uns zuhören zu dürfen. Mein Herr hat heute über den seligen Tod der Gläubigen gepredigt; das hat ihre Herzen ergriffen, und sie wollen es nochmals hören“. —

Die Kraft des Wortes Gottes Gemeinschaft zu bilden bewährte sich damals in auffallender Weise zu Tondano. Eine Kohle entzündete sich an der andern, und so zog das Feuer des heiligen Geistes in immer weiteren Kreisen durch die Massen. Jedenfalls hatten diese selbstständigen Konventikel großen Nutzen. Das Evangelium ging dem Volke in Fleisch und Blut über, wozu die hier ausschließlich gebrauchte alifurische Volkssprache jedenfalls bedeutend beitrug. „Erst in der Muttersprache ausgesprochen, ist ein Gedanke mein eigen“.*) Auch unserm deutschen Volke [darf ich hierbei wohl bemerken] ist die hochdeutsche Schriftsprache zum großen Theil (selbst trotz alles, oft recht unvermittelten hochdeutschen Schulunterrichtes) fremder als wir Gebildete es meistens an=

---

*) So lautete das Thema eines von dem verehrten Prof. Giesebrecht am Gymnasium zu Stettin uns einst aufgegebenen Aufsatzes.

nehmen. Welch' einen Werth müßte es doch für das Reich Gottes unter uns haben, wenn z. B. unsre hochdeutschen Predigten in unsern Gemeinden in derartigen Versammlungen in der niederdeutschen Volkssprache wiederholt würden.

Doch zurück nach Tondano. Auch wo nicht größere Versammlungen sich bildeten, pflegten die Hausväter Sonntags Nachmittags ihren Hausgenossen die Predigt abzufragen. Meistens schloß sich daran ein Gebet, und Riedel schreibt, er wiße von einer größeren Anzahl Leuten, die wenn sie es auch nicht grade öffentlich wagten, doch im Kreise der Ihrigen im Geist und in der Wahrheit beteten. Diese Gebete bezogen sich namentlich auf das Kommen des Reiches Gottes und auf die immer völligere Ueberwindung des Heidenthums durch dasselbe. Ein Kreis von Jünglingen fand sich in's Besondere zusammen um die Ausgießung des heiligen Geistes zu erflehen. Einmal war ein fremder aus Kema unter ihnen, der am Schlusse in beweglicher Weise ausrief: „Ach betet doch auch für unsre arme Gemeinde". Selbst Jünglinge, die noch nicht getauft waren, hatten solche Vereinigungen um sich gemeinsam zur Aufnahme in den Taufunterricht vorzubereiten.

Die ganze Zeit übrigens, in der die Bibelstunden ausgesetzt bleiben mußten, feierte Riedel darum nicht. Er hatte selbst viel zu sehr den Drang zu christlicher Gemeinschaft als daß er nicht doch immer wieder kleinere Kreise um sich gesammelt hätte. — Endlich ging sein lang gehegter Wunsch in Erfüllung: der Bau einer kleinen Hauskirche, wie er sie nannte.

Seinem Hause gegenüber befand sich ein sumpfiger Platz, auf dem Schilf und Gebüsch üppig wucherte, und der Niemandem etwas nützte. Derselbe wurde von der Gemeinde zu diesem Zwecke geschenkt. Eine Schaar von Jünglingen machte sich freiwillig an die Arbeit. Die Büsche wurden

ausgerodet und der Boden erhöht, was viel Mühe machte. Dies ganze Werk mußte Nachts bei Mondschein geschehen; denn bei Tage durfte die Arbeit auf dem Felde und in den Gärten nicht versäumt werden. Wenn aber auch von des Tages Last und Hitze ermüdet, gingen die jungen Leute immer wieder mit Lust und Eifer daran. Als der Platz hergerichtet war, fällten sie Holz und trugen die Stämme herbei, brannten Holzkohlen für den Schmied ꝛc. Der letztere und andre Handwerker förderten den Bau, indem sie für weniger, als die Hälfte des sonst üblichen Lohnes arbeiteten. Mit Freuden sah die Gemeinde das Gebäude allmälig emporwachsen. Ein wohlhabender Mann bezahlte das Dach mit 100 fl. Von einem andern wurde ein Tisch von Ebenholz geschenkt, von einer Frau ein kupferner Kronenleuchter. Der Bau war ein Werk der Liebe und des Glaubens, denn als Riedel anfangen ließ, hatte er keine Mittel in Händen um die immer noch ansehnlichen Kosten zu decken. Später gab die Missionsgesellschaft 600 fl. dazu, das Fehlende brachte die Gemeinde auf und Riedel selbst trug das Seinige bei. So war die „liebe kleine Kirche“ als sie fertig wurde, auch vollständig bezahlt. Von außen und innen glich sie fast einem Saale der Brüdergemeinde. Ueber der Thür war, in Holz geschnitten, die malaiische Inschrift Pred. Salom. 4, 17: „Bewahre deinen Fuß wenn du zum Hause Gottes gehest, und komm, daß du höreſt.“ Innen war über einer andern kleinen Thür, durch die der Prediger eintrat, die Inschrift Luc. 8, 18: „So sehet nun darauf wie ihr zuhöret“.

„So hat der Herr der Gemeinde“ heißt es in einem Briefe, „auch in dieser Hinsicht mehr gethan als ich bitten oder erwarten konnte. Als ich mich hier in Tondano niederließ, wünschte und bat ich nur, daß ich immer meinen Vorsaal voll Lernbegieriger haben möge. Der Herr gab über Bitten, und ich mußte einen größeren Saal unter meinem

Hause bauen. Ich bat weiter, daß dieser immer voll werden möge, dann wollte ich gern zufrieden sein. Der Herr gab wieder mehr, daß auch dieser Saal zu klein wurde. Nun habe ich ein Kirchlein, das (wegen der schwierigen Erleuchtung) nur auf 300 Personen eingerichtet ist. Aber es kommen wieder mehr. So hat mich der Herr über Bitten und Verstehen erhört. Ich werde alt. Drum will ich zufrieden und dankbar sein und das andre meinem Nachfolger überlaßen."

Nun konnten wieder des Abends die Bibelstunden gehalten werden. Auch Missionsbetstunden wurden eingerichtet, sowie besondere Predigt-Wiederholungen für die Alten. Außerdem diente das Kirchlein zur Ertheilung des Katechumenenunterrichtes. In allen jenen Versammlungen war Riedel der Vater unter seinen Kindern und der Bruder unter christlichen Brüdern und Schwestern: besonders wenn er so die Gefördertsten der Gemeinde um sich hatte und sich mit ihnen stärkte. Die geistlichen, lieblichen Lieder wurden dabei auch nicht vergessen. Oft saß er des Sonntags Abends erschöpft von allen Anstrengungen dort im Kirchlein und hörte dem Gesange zu. Dann folgten freie Besprechungen über die Predigt in alifurischer Sprache und kindliche, herzliche Gebete.

Hier war Riedel ganz der deutsche Konventikelchrist. Diesen Charakter hat er von jenen für ihn so wichtigen Versammlungen in Breslau, bis an sein Ende treulich bewahrt. Die Gefahren desselben wußte er mit nüchternem Sinne zu vermeiden, sowie er die Macht eines engeren christlichen Gemeinschaftsleben für die Gemeinde fruchtbar zu machen verstand.

Sonst zeigte er sich auch als der Hirte, der die Heerde mit unwiderstehlicher Autorität leitete. Es war freilich nicht ein leerer Amtsbegriff, auf dem seine Stellung als Pastor in der Gemeinde fußte, sondern die Macht einer von göttlicher Kraft durchdrungenen Persönlichkeit, die einen

wunderbaren Einfluß auf die Christen und Heiden zu Tondano geltend machte. Hier nur ein Beispiel davon.

Es sind Grenzstreitigkeiten ausgebrochen zwischen Tondano und Tomohon. Verhandlungen, um sie beizulegen, sind ohne Erfolg geblieben; ja durch die bei denselben von der einen und der andern Seite vorgekommenen Kränkungen ist die Fehde offen entbrannt. Die Waffen werden hervorgeholt. Nicht blos Heiden, sondern auch Viele, die schon getauft sind, schmücken sich mit dem alten Kriegerschmucke (den Blätter-Büscheln um das Haupt) und rüsten sich mit Speer und Schild. Dort am Fuße des Masarang nehmen die feindlichen Schaaren schon ihre Stellung gegen einander: das Blutvergießen scheint unvermeidlich. Da kommt die lange, hagere Gestalt des Missionares ruhig einhergeschritten. Furchtlos geht er zwischen die zum Kampf bereiten Reihen und redet sie mit festen derben Worten an. Die von Zorn erfüllten Männer, die eben noch mit wildem Geschrei und großsprecherischen Reden die Luft erfüllten, hören ihm stille zu. Er schilt sie aus, wie ein Schulmeister die ungezogenen Buben und befiehlt ihnen sofort nach Hause zu gehen. Es währt nicht lange, so drückt sich einer nach dem andern aus dem Haufen und zuletzt machen sich alle kleinlaut und beschämt von dannen. — So wurde durch Vater Riedel der letzte Kampf der Tondaner vereitelt.

Fragen wir: Woher diese Macht? Abgesehen von der Kraft des Geistes, war gewiß auch seine Stellung im Volke ein Mittel gewesen, um ihm dieselbe zu verschaffen. Er stand nicht über der Gemeinde, sondern mitten in derselben. Es war ihm, wie selten Jemandem gegeben, die Wege zu den Herzen der Menschen zu finden und sich in eine innere Beziehung zu ihnen zu setzen. Er war ein Freund und Berather in jedem Hause, über sämmtliche Verhältnisse orientirt, theilnehmend in Freud und Leid, helfend mit Rath und

That. Jeden dem es zukam strafte er ohne Ansehen der Person mit treffenden Worten, die wenn sie auch manchmal recht derb ausfielen, doch einen feinen psychologischen und pädagogischen Takt verriethen. Man könnte sagen: er war das persönliche Gewissen seiner Gemeinde. Daher seine erfolgreiche Arbeit in der Seelsorge.

Für die letztere war er meistentheils auf die Morgenstunden beschränkt, da die Mehrzahl der Bewohner den ganzen Tag über sich draußen in den Plantagen aufhielt. Beobachten wir ihn einmal dabei. Es ist fünf Uhr früh. Eben beginnt erst der Tag zu grauen. In der Negerei wird es lebendig und bald erklingt unter allen Häusern die Reisstampfe, wie um die Wette. Da macht sich Riedel auf, im einfachen Morgengewande, wie es die Europäer in Indien tragen. Langsam schreitet er durch die Straßen, die Dampfwölkchen seiner Pfeife in die frische Luft blasend. Mancher Gruß wird ihm freundlich zugerufen von den stampfenden Frauen und Mädchen oder den Männern, die in der Nähe des Hauses ihre Beschäftigung haben. „Tabik, Tabik!“ tönt es von allen Seiten. Die Begegnenden freuen sich, ihm die Hand drücken zu können, und Mancher, der ihn von ferne gesehen 'hat, macht einen kleinen Umweg um dasselbe zu thun. Hier und da aber drückt sich auch wohl einer hinter die Hecke, um dem strafenden Blicke des Seelsorgers zu entgehen. Aber das gelingt nicht oft. Jenen Burschen dort hat er wohl bemerkt. „He da, Tangendong, warum versteckst du dich? Komm doch einmal her!“ Und wirklich er kommt, als würde er transportirt von unsichtbaren Händen; widerstrebend, langsam nähert er sich bis er vor dem Pastor stehet. Nun wird sich vielleicht ein heftiges Zornesgewitter auf das schuldige Haupt entladen. Doch nein, nichts von Heftigkeit — ruhig aber bestimmt wird er angeredet. In geschicktester Weise werden ihm seine Ueber=

tretungen vorgeführt, daß er immer mehr beschämt den Kopf tief und immer tiefer hängen läßt. — Für dies mal wird er entlassen; vielleicht findet er sich von selbst bald im Pfarrhause ein um Abbitte zu thun. Da aber hat er einen andern vor, einen hochmüthigen und trotzigen alten Sünder. Den läßt er anders an, so daß er vor seiner mächtigen Stimme zittert und bebt. Wie Hammerschläge fallen die wichtigen Worte, die zur Buße rufen, auf das harte Herz nieder, und manch' eines ist unter solchen Schlägen weich geworden. — Jetzt geht Riedel weiter. Ueber den Strafpredigten ist ihm die Pfeife ausgegangen. Um sie wieder in Brand zu setzen, steigt er die Treppe zum nächsten Hause hinan. Es ist nicht so ein bloßer eingekerbter Baumstamm, sondern eine wirkliche Treppe. Auch sind die Pfähle, auf denen das Haus steht, nicht mehr so hoch wie es früher üblich war. Anstatt der alten Luke, in der sich jeder Fremde den Kopf stieß, finden wir hier eine ordentliche Thür. Auch hat das Haus im Innern mehrere verschiedene Gemächer trotz dem, daß es nur von einer Familie bewohnt wird. Gleich vorne in dem größeren Raume ist dieselbe, auf Matten gelagert, beim Frühstück versammelt. Das Erscheinen des Pandita bringt eine freudige Bewegung in die Gruppe. Nach der Begrüßung wird zuerst sein Wunsch erfüllt; ein Knabe bringt von der Feuerstelle einen glimmenden Span herbei, mit dem er die Pfeife anzündet. Dann setzt er sich auf einen der Stühle, (die für die Bewohner noch als ein überflüßiger Luxus zu gelten scheinen) und nun beginnt ein Gespräch, das vom äußern Ergehen, Gesundheit und irdischen Wohl beginnend bald eine tiefere Wendung nimmt und auf den Geber aller guten Gaben hinweist. Dabei kommt denn auch die Umwandlung, die Tondano im Außeren zu seinem Vortheil erfahren hat, seitdem das Evangelium dort eingezogen ist, zur Sprache. — Aber Riedel muß noch weiter. Bald schreitet er wieder auf

der Straße einher. Dort um die Ecke biegend begegnet er einer jungen Frau. Auch sie ist im ersten Augenblicke freudig überrascht beim Anblicke des geliebten Lehrers; bald aber füllen sich die Augen mit Thränen — vor Kurzem ist ihr das erste Kindlein durch den Tod entrißen, worden. „Winui, denen die Gott lieben, müßen alle Dinge zum besten dienen; glaubst du das?“ So redet er sie an, und seine Stimme zeugt von herzlicher Theilnahme, flößt aber zugleich eine feste Glaubenszuversicht ein. Dann spricht er Worte milden Trostes, und durch die feuchten Blicke der jungen Mutter leuchtet schon etwas von seliger Freude hindurch. — Dort geht er wieder in das Haus; es liegt ein Kranker in demselben, ein Heide der noch nicht um die Taufe gebeten hat. Riedel hat Medizin mitgebracht; weiß aber auch eindringlich zu reden von der geistlichen Medizin, der Vergebung der Sünden und dem großen Arzte der sie allein spenden kann. „Es ist doch ein trauriges Ding mit Euch, sagt er. Früher haben Euch die Walians in Eurer Dummheit betrogen und Euch für theure Bezahlung allerlei Unsinn vorgemacht, wodurch ihr von Krankheiten geheilt werden solltet. Walians habt ihr nicht mehr. Nun aber seid Ihr doch um nichts gebeßert, wenn Ihr nicht die rechte Hilfe suchen lernt!“

Fast zwei Stunden sind bei diesem Morgenspaziergang vergangen. Nun kehrt er nach Hause zurück, zu den andern Arbeiten die reichlich seiner warten.

Die Nachrichten von den bedeutenden Erfolgen Riedels zogen mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde in Holland auf sich. In Deutschland bekümmerte man sich auffallenderweise fast gar nicht um unsern bedeutenden und von Gott so reich gesegneten Landsmann. Dies hatte wohl

darin seinen Grund, daß nach dem Verfall der Jänick'schen Missionsanstalt, alle Verbindung mit den aus derselben hervorgegangenen Missionaren abgebrochen war. Erst in den Fünfziger Jahren hat Wallmann in seinem „Missionsfreunde" über Riedel Mittheilungen gemacht, aus denen einige allgemeine Werke wiederum schöpften. Holländische Quellen wurden von den deutschen Missionsfreunden wenig benutzt. Es waren solche lange Zeit auch nur in beschränktem Maße vorhanden, da Riedel, wie bereits angedeutet, es nicht liebte von seinem Werke viele Worte zu machen.

„Ich schreibe," sagt er einmal, „absichtlich sehr wenig und kurz; denn ich bin selbst oft bange, und weiß, daß Lob und Ruhm von Menschen, selbst von der Gesellschaft, wenig Nutzen haben. Ja oft wird es schädlich! Ich weiß ja auch, daß alles Gnade ist, und daß ich nicht blos für die Gesellschaft sondern für meinen großen Sender, den Herrn Jesus arbeite."

Dennoch ließ die Missionsgesellschaft öfters in ihn dringen, genauere und ausführlichere Berichte zu geben. Darauf schrieb er im Februar 1851 Folgendes: „Ich finde diesen Wunsch berechtigt und halte mich meinerseits verpflichtet, demselben nachzukommen. Aber wenn ich wieder, wie ich vor 18—19 Jahren einige Mal gethan habe, einzelne Fälle ausführlich erzählen wollte, womit sollte ich dann anfangen? Wenn die Brüder von der Pariser Gesellschaft [in Südafrika] einen Besuch von Eingebornen erhalten, die ihnen Geschenke, Früchte 2c. bringen, so sind sie darüber erfreut und berichten es. Ich freue mich auch, wenn mir die Leute dergleichen bringen; aber das geschieht fast täglich. Und nicht blos Einzelne, sondern ganze Truppen kommen zum Besuch, besonders des Sonntags; denn wenn sie Alltags kämen, so würde ich sie wohl fragen, ob sie nichts zu arbeiten hätten?

Wenn die deutschen Brüder*) eine Unterhaltung mit Eingebornen haben, und diese hören zu und antworten gut, so ist ihnen das ein gutes Zeichen, das berichtet wird. Ich gebe darauf nicht viel, weil ich damit oft getäuscht worden bin. Uebrigens ist auch mein ganzes Leben und Treiben hier eigentlich ein Gespräch mit den Tondanern. Auf der Straße, in den Gärten vor meinem Hause und wo ich Menschen begegne, knüpfe ich religiöse Gespräche an und werde nicht blos geduldig, sondern oft sehr erfreut mit angehört; meine Fragen werden treffend beantwortet; und wenn ich ihnen auch die Wahrheit mit harten Worten vorhalte, so bekennen sie doch, daß ich Recht habe, und sind überzeugt, daß ich es aus Liebe thue.

Wenn die Brüder von der Brüdergemeinde besonders in den „Sprechstunden" herzliche Bekenntnisse hören, so werden diese an die Missionsverwaltung geschrieben und gedruckt. Solche herzliche, gründliche, ächt religiöse Bekenntnisse höre ich sehr viele, besonders Sonntags Abends in der kleinen Kirche. Ich bin darüber verwundert und erfreut, und danke dem Herrn der Gemeinde, der auf meine schwache Arbeit solchen Segen legt. Aber ich freue mich auch dabei immer mit Zittern, denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß nicht alle Blüthen Früchte werden.

Wenn die englischen Brüder soch' ein Verlangen nach Unterricht spürten und solchen eifrigen Besuch der Kirche und der andern Versammlungen sähen, wie ich, dann würden sie schon im ersten Jahre an ihre Gesellschaften geschrieben haben: Schickt uns Hilfe. Ich habe dies Verlangen und den Zudrang nun schon viele Jahre. Ich bin auch dafür dankbar; dennoch bin ich dabei furchtsam und befehle die Sache mehr dem Herrn der Gemeinde. Wenn ich von der Gesellschaft

---

*) Es ist nicht deutlich, auf welche Mission sich dies bezieht.

bereits Hilfe erbeten habe, so that ich dies mehr in Rücksicht auf mein Alter.

Ich denke daher, daß ein Grund, weshalb die andern Missionare und Brüder mehr dergleichen einzelne Fälle melden, als ich, darin liegt, daß dieselben in ihrem Arbeitskreise seltner vorkommen als in dem meinigen.

Ein andrer Grund dafür, daß ich kurz und wenig schreibe, ist dieser. Ich lese die deutschen und englischen Missionsblätter seit mehr als dreißig, die holländischen seit mehr als zwanzig Jahren. Da ist von manchem Missionare und seiner Wirksamkeit viel Aufhebens gemacht, viel geschrieben und gedruckt worden. Aber nach seinem Tode näher betrachtet, ist es anders herausgekommen. Dies wünsche ich für mich nicht. Je weniger in der Welt bekannt, selbst bei Christen, desto beßer. Wenn uns nur der Herr als seine (wiewohl schwachen) Knechte erkennt.

Ich habe aber noch einen Grund für die Kürze meiner Berichte: meine viele Arbeit. Durch Gottes Hilfe habe ich nicht nöthig eine Predigt aufzuschreiben; und wie sollte dies bei dem hiesigen Werk auch möglich sein? Aber ich denke die ganze Woche betend über meinen Text nach, und mache eine gute Disposition. Seit vielen Jahren bete ich des Sonnabend-Abends mit meiner Familie um Gottes reichen Segen für mein Werk, und um Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Erde. Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntage bringe ich meistens im Gebete zu, weil ich meine Abhängigkeit fühle und überzeugt bin, daß ich ohne des Herrn Segen vergebens arbeiten würde. So beginnt der Tag des Herrn. An demselben habe ich oft von Morgens früh bis Abends spät nicht einmal die gehörige Zeit um ruhig zu eßen. Denn außer der Zeit des Gottesdienstes und der Versammlungen in der kleinen Kirche ist mein Haus gewöhnlich voll Men-

schen. Am Montage und oft noch am Dienstage bin ich vom Sonntag ermüdet. Doch ich bin darüber nicht unzufrieden. Im Gegentheil, ich bin froh und dankbar, wirke, solange es für mich Tag ist, und bitte täglich, daß Gottes Reich komme. Durch die Ueberhäufung mit Arbeit sehe ich, daß der Herr mein armes schwaches Gebet in Gnaden erhört". — Nach Andeutungen über die viele Arbeit mit den Taufkandidaten wiederholt er, daß ihm zu solchen ausführlichen Berichten die Zeit mangle.

Dennoch entsprach er dem Wunsch der Missionsgesellschaft, insofern er diesem Briefe eine Beilage beifügte, der wir Folgendes entnehmen.

„Wenn eine Anzahl Erwachsener zum Taufunterricht angenommen werden, so wird jeder von ihnen einzeln gefragt, warum er ein Christ werden will. Dabei kommen folgende Antworten vor: 1. Die Heiden kehren Gott den Rücken zu, das Gesicht aber der Sünde und dem Teufel. Bei den Christen ist es umgekehrt. — 2. Ich bin ein großer Sünder und habe einen Erlöser nöthig. Aber die alifurische Religion zeigt mir keinen Erlöser und macht mich nicht selig. — 3. Ich fürchte als Heide zu sterben, denn dann komme ich sicher in die Hölle; sterbe ich aber als ein wahrer Christ, so komme ich sicher in den Himmel.

Ein Heide von auswärts hatte schon lange um die heil. Taufe gebeten, und kommt nun mit derselben Bitte wieder zum Missionar. Da dieser erklärt, daß am nächsten Sonntag keine Erwachsenen getauft werden, fällt er nieder auf die Knie und sagt mit zum Himmel gewandten Blicken: O Herr Jesus, du weißt daß ich an dich glaube, denn dein heil. Geist hat diesen Glauben in meinem sündigen Herzen gewirkt. Aus Gnade hast du mir meine vielen und großen Sünden vergeben. Und wenn ich diesen Augenblick sterbe, so gehe ich zu Dir zum Himmel, obgleich ich noch nicht getauft bin.

Wenn solche Erwachsenen in der großen Kirche vor etwa 2000 Personen getauft sind, so versammeln sie sich noch einmal in der kleinen Kirche mit einer Anzahl frommer Leute. Nicht der Missionar, sondern einer von den letzteren fragt dann die neu Getauften: Was habt ihr gefühlt bei der h. Taufe? Wie beweist ihr die Dankbarkeit für solche Wohlthat? 2c. Darauf erfolgen Antworten wie diese:

1. Früher war ich ein Sklave der Sünde und des Teufels. Der Herr hat mir bis jetzt das Leben erhalten; nun bin ich nicht blos ein Freigelassener, sondern ein Kind Gottes.

2. Noch gestern war es mir als hätte ich ein zu enges schmutziges Kleid an. Aber nun hat mir der Herr die Kleider des Heils angethan. Daher springt mein Herz vor Freuden und ich hoffe meine Dankbarkeit gegen Gott auch vor Menschen zu beweisen dadurch, daß ich mich befleißige christlich zu leben und zu leiden, und mit Gebet darnach ringe, im Glauben, in der Liebe und guten Werken zuzunehmen.

3. Ich saß früher im Block der Sünde. Denn der Teufel hatte mich durch den heidnischen Aberglauben wie mit Stricken gebunden. Nun bin ich erlöst und frei. Dafür will ich meinem Erlöser danken, indem ich nicht blos mein Gesicht, sondern mein Herz und meinen ganzen Leib von der Sünde abwende und Gott ergebe 2c.

4. Ich habe schon lange an den Erlöser geglaubt; aber heute habe ich das Siegel erhalten, daß auch mir durch ihn die Sünden vergeben sind. O ältere Brüder und Schwestern! sollte ich jemals wieder von dem guten Wege abweichen wollen, so ermahnt mich und bittet für mich, daß ich standhaft bleibe.

Nach solchen Bekenntnissen ermahnt einer oder mehrere von den älteren Christen die neu Getauften; darauf wird ein Lied gesungen; alle reichen einander die Hände und so wird die Versammlung geschloßen".

Auf ähnliche Weise geschah denn auch die Vorbereitung zum heil. Abendmahle in der kleinen Kirche. Jeder konnte sich dabei frei aussprechen. Waren solche vorhanden, die Anstoß gegeben hatten, so wurde ihnen dies vorgehalten. Sie durften sich vertheidigen. Ergab sich aber ihre Schuld und Unbußfertigkeit, so wurden sie von der Feier des heil. Abendmahles ausgeschloßen und zwar durch die Gemeinde selbst. Ebenso wurden früher Ausgeschloßene, die Reue und Beßerung zeigten, wieder angenommen. War es ein Mann, so sprachen die Brüder, war es eine Frau, so sprachen die Schwestern einige herzlichen Worte der Ermahnung. Der Missionar war hierbei nicht Vorgesetzter, sondern Bruder unter den Brüdern und Schwestern. So wurde denn auch aus der Gemeinde selbst manches zur Vorbereitung auf das Sakrament gesprochen. Eine alte, sechszigjährige Frau, die 4 Jahre früher erst lesen gelernt hatte und getauft war, sagte einmal: „Brüder und Schwestern, ich will euch sagen, wie ich mich in meiner Dummheit immer auf das h. Mahl vorzubereiten pflege: ich bitte immer anhaltend um den heiligen Geist." Auf die Frage: „Was soll denn der heilige Geist in dir thun?" fuhr sie fort: „das will ich euch auch nach meiner Dummheit sagen. Ich bitte daß er, wie ein scharfes Meßer, alle meine bösen Gedanken und Ueberlegungen aus meinem Herzen und Kopfe wegschneide. Auch daß er wie ein Feuer alles böse, was noch in mir ist, abbrenne; daß er mich erleuchte und meine Erkenntniß vermehre, daß er mich erwärme, meinen Herrn über alles und meinen Nächsten wie mich selbst zu lieben. So bereite ich mich vor."

Ein andrer sagte: „Ich komme nur wie der verlorne Sohn. Aber der Herr ist gnädig. Er macht mir wie der Vater dem verlornen Sohne noch ein Fest. O möchte ich nur dankbar sein!" — Eine Frau sagte: „Ich sitze an dem Tische wie die Sünderin zu Jesu Füßen. Und wenn ich

auch nicht grade dabei weine, so fühle ich doch immer meine tiefe Unwürdigkeit und seine große Liebe &c."

Muß man nicht von diesen Beispielen sagen: sie sind liebliche Blüthen christlichen Lebens? In wie mancher Gemeinde unsres Vaterlandes sucht man selbst nach solchen Blüthen vergebens, und wie mancher Pastor würde nicht dem Herrn auf den Knieen danken, wenn er einmal derartige Bekenntnisse und Zeugnisse von Mitgliedern der seinigen hörte! Dennoch wollen wir die Zustände der tondanischen Gemeinde nicht idealisiren. Riedel wußte sehr wohl, daß nicht alle Blüthen Früchte bringen. Vieles auch an dem regen christlichen Leben in Tondano war nur eine Aneignung äußerer Gewöhnung, die sich von einem auf den andern übertrug. Vieles was als Folge der Geistes-Wirkung erschien, war zum guten Theil durch den dem Menschen innewohnenden Nachahmungstrieb und durch die, das Individuum beherrschende Macht der Gemeinschaft*) hervorgerufen. Auch die volle Kirche am Sonntage und die Betheiligung an der Predigtwiederholung darf nicht so aufgefaßt werden, als hätte lauter reine Heilsbegierde immer die Schaaren zusammen geführt. Die Erregbarkeit des Gefühls, wie sie bei jenen Völkern sich findet, muß ebenfalls mit in Rechnung gezogen werden um einige der angeführten Erscheinungen richtig zu beurtheilen. — Ich möchte die Schatten in das liebliche Bild

*) Dieser Faktor des menschlichen Lebens, der den Einzelnen zur Drangabe des eignen Willens und zu einer Sinnesänderung bewegen kann zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten. Eine Frau nennt einen neuaufkommenden Schnitt der Kleidung abscheulich und geschmacklos. Nach einigen Wochen, nachdem die Mehrzahl ihrer Bekannten die neue Mode angenommen hat, trägt sie selber ein darnach geschnittenes Kleid und findet es gar nicht mehr geschmacklos. Aehnliches ließe sich in Beziehung auf den „Esprit de corps" sagen. Wenn diese Macht auf den

absichtlich stark eintragen, damit mich Niemand der Schönfärberei beschuldige, die grade auf dem Gebiete der Mission viel geschadet hat. Unser Riedel war, wie mehrfach angedeutet, derselben gründlich abgeneigt, und so viel er auf seine Tondaner hielt, bewahrte er sich doch den nüchternen Blick für dieselben. So erfreut er auch über die angeführten Blüthen des christlichen Lebens war, so wollte er dem Herzenskündiger nicht vorgreifen, und wußte, daß vor dessen Augen manche derselben taub erscheinen würden. Oft kam es später noch zu Tage. Er hat auch selbst einige solche Fälle von Enttäuschung angeführt.

Ein junger Mann, der als Knabe getauft worden war, heirathete nachher ein getauftes Mädchen in einem andern Distrikt, aber nach Alifuren-Sitte. Dort fern vom Gottesdienste und christlicher Gemeinschaft verfällt er in Gleichgiltigkeit und kümmert sich nicht mehr um sein Christenthum. Eines Tages kommt er nach Tondano. Sein Weg führt ihn an Riedels Haus vorüber, er macht ihm einen Besuch. Er wird freundlich aufgenommen, und es beginnt eine Unterhaltung, die sich lange nur um gleichgiltige Dinge dreht, wobei er fast alles sich abfragen läßt. Mit einem Male steht der junge Mann auf, und sagt beklommen: Mein Herr, ich weiß nicht wohin ich gehe.

---

höchsten Stufen der Kultur eine solche Herrschaft hat, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe bei einem, eben erst aus dem Naturleben sich erhebenden Volke noch weit stärker ist. Besonders unter den Völkern des indischen Archipels hat die Sitte (Adat), mag sie nun altes Herkommen sein wie meistentheils, oder eine neue, der das Volk zugefallen ist, eine besondere Gewalt. Menschen, die früher nichts vom Islam wußten, können dort in Jahresfrist hartnäckige und fanatische Muhammedaner werden.

Riedel. Das kann ich dir nach Gottes Wort ganz genau sagen, du gehst auf die Hölle los.

Der Alifur. Ja das glaube ich auch; mein Herz sagt es mir, aber ich will doch nicht.

Riedel. Du brauchst auch nicht, wenn du nur wieder deinen Erlöser suchst ꝛc.

Jener fing an zu weinen. Es wurde ihm liebreich zugesprochen, von der Gnade des Herrn an den Verirrten ꝛc. Beim Weggehen wird ihm nicht eher die Hand gegeben bis er versprochen hat, wieder ein anderes Leben anzufangen.

In der kleinen Schaar von besonders eifrigen Christen, die sich enger um Riedel zusammengeschloßen hatten, erregte dieser Fall große Freude. Dennoch wartete man vergeblich auf rechtschaffene Früchte der Buße. Es blieb mit jenem jungen Mann nach wie vor.

Gewiß wäre von vielen solcher tauben Blüthen in Tondano zu berichten. Aber man zählt ja nicht die abfallenden, die der Sturmwind wie Schnee von den Bäumen jagt, sondern die, welche Früchte angesetzt haben, wenn von Zählen überhaupt die Rede sein darf. In geistlichen Dingen geht das nicht. Soviel ist klar, daß unter jener Menge der Christen in Tondano nicht wenige sich fanden, an denen das Christenthum Kraft und Leben war, vielleicht mehr, als durchschnittlich in den Gemeinden unsres Vaterlandes unter dem Haufen der Namenchristen gefunden werden.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Den Prüfstein konnte man getrost an Riedels Gemeinde anlegen, wobei der gewaltige Unterschied zwischen damals und der Zeit vor 20 Jahren, oder zwischen Tondano und etwa Kema oder Amurang in die Augen springen mußte. Hätte der Missionar seine Berichte abgestattet so, wie wir sie vielfach von andern Missionsfeldern erhalten, so würden wir hier reichliche Beispiele als Beläge anführen können. Da wir aber bereits

seine Abneigung gegen die ausführlichen und in's Einzelne gehenden Berichte und seinen Wunsch möglichst verborgen zu bleiben vernommen haben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn in unsern Quellen sich solche Beispiele nur sehr sparsam finden. Hier folgen einige derselben.

Eine Braut war zur Hochzeit mit einem geliehenen Geschmeide geschmückt worden. So ist es fast überall in den holländischen Kolonien Sitte. In Tondano war dieselbe gegen die früheren Uebertreibungen bereits sehr gemäßigt; und auch jene Braut hatte sich zuerst gegen jene Ausstaffirung gesträubt, sich aber doch allmälig von ihren Freundinnen dazu überreden lassen. Da geschah es, daß sie auf dem Wege aus der Kirche einen Diamantring verlor. Ihr Schwager, der für den geliehenen Schmuck einstehen mußte, kam dadurch in große Noth; er wäre zum armen Manne geworden, wenn er hätte den Werth des Ringes ersetzen sollen. Es wurde ihm gesagt, er solle es in der Negerei bekannt machen lassen, und eine Belohnung aussetzen. Er meinte aber, er wolle lieber zu dem Herrn beten, daß er ihn das verlorene Kleinod wiedererlangen laße. Zwei Tage später kam ein Jüngling zu ihm, der den Ring gefunden hatte. Er war bemüht gewesen den Besitzer zu erfragen, bis er zufällig von jener Geschichte hörte, und den Ring ehrlich abgab. Solch ein Fall wäre zehn Jahre früher ganz unmöglich gewesen. Damals würde ein jeder an des Jünglings Stelle sich nach Manado aufgemacht und das gefundene Gut in aller Stille an einen Chinesen verkauft haben.

Im Jahre 1846 kam ein Tanzmeister nach Tondano. An vielen Orten war es gelungen, europäische Tänze einzuführen und noch jetzt spielt die Polka in der Minahassa eine große Rolle. Einige Europäer begünstigten das Tanzen und suchten die Tondaner darüber aufzuklären, daß dasselbe

vom Christenthume nicht verboten sei: es mache den Menschen nur manierlich 2c. Viele erkannten jedoch bald, daß die Reizungen der bösen Lust sich ebenso wohl mit den europäischen Tänzen verbinden könne, wie mit den alten Nationaltänzen, die sonst einer der schlimmsten Schäden im Volksleben der Alifuren waren. Selbst die jungen Leute widerstanden daher der Lockung, die unter dem Deckmantel eines unschuldigen Vergnügens ihnen nahe kam. „Wir haben zum Tanzen keine Zeit," sagten sie. „Und wenn der Herr Christus dasselbe auch nicht ausdrücklich verboten hat, so hat er doch auch nirgends gesagt, daß man tanzen solle. Wir wissen auch nicht, wie wir zu Gottes Ehre und im Glauben tanzen sollen." Es währte nicht lange, so mußte der Tanzmeister unverrichteter Sache abziehen.

Einmal schreibt Riedel: „Ich bin erstaunt und beschämt über den Segen, den Gott auf meine geringe Wirksamkeit legt, wenn ich die gründliche Bibelkenntniß in meiner Gemeinde sehe und höre die mit Thränen abgelegten Bekenntnisse und das ernste und anhaltende Beten. Da ich nun 50 Jahre alt bin," fügt er an dieser Stelle zu, denke ich oft an meinen Heimgang. Dann soll mein letztes Wort, oder gewiß mein letzter Gedanke sein: Es war und es ist alles, alles Gnade."

Erst droben in der Ewigkeit wird die Menge edler Garben offenbar werden, die der fromme und getreue Knecht Gottes in fleißiger Erntearbeit hienieden gesammelt hat.

Nachdem wir die amtliche Wirksamkeit Riedels im zweiten Jahrzehnte seines Aufenthalts zu Tondano im Zusammenhange überblickt haben, müssen wir etwas über seine Familienverhältnisse nachholen. Die ersten fünf Jahre nach

dem Tode seiner Frau brachte er in der bereits erwähnten Weise zu, indem er mit Hilfe seiner Zöglinge den ganzen Haushalt selber besorgte. Man muß staunen, wie er dies bei seinen vielen ausgedehnten Arbeiten so lange hat möglich machen können. Zuletzt wuchsen ihm dieselben aber doch über den Kopf. Auch die heranwachsenden Kinder bedurften der Zucht und der Pflege, wie er alleine sie ihnen unmöglich konnte angedeihen lassen. Dazu kam noch, daß sich seine Kräfte bereits sehr vermindert hatten. Obgleich mit schwerem Herzen (denn in demselben lebte das Bild der trefflichen, heimgegangenen Gattin immer noch in frischen Farben) mußte er sich zuletzt dennoch entschließen noch einmal in die Ehe zu treten. Die neue Gehilfin, Tochter eines Beamten, wird als eine liebe, sanfte, etwas schüchterne Persönlichkeit geschildert, die ihm die Sorge für das Haus bedeutend erleichterte, obgleich sie selbst mancher Kränklichkeit ausgesetzt war. Besonders durch ihre Fürsorge für die Kinder und deren Erziehung wurde es dem Gatten möglich sich wieder ungetheilt der Amtsarbeit zu widmen.

Sein Sohn Fritz war damals nicht mehr im elterlichen Hause. Zuerst war er vom Vater selbst unterrichtet worden, dann hatte er einige Zeit in Manado die Schule besucht. In seinem vierzehnten Jahre hatte er bei einem Herrn Francis, der als Regierungs-Commissar dahin kam, als Secretär gearbeitet und dessen Anerkennung soweit gewonnen, daß er ihn auf einer Rundreise durch die Molukken mitnahm und auch behilflich sein wollte ihn nach Europa zu senden. Er hatte nämlich ein großes Talent zum Zeichnen an dem Knaben bemerkt, und redete dem Vater sehr zu, ihn Maler werden zu lassen. Dieser war nicht dagegen, obgleich sein Wunsch war, der Sohn möge auch dem Reiche Gottes als Missionar dienen; er wollte ihn aber in keiner Weise dazu zwingen. Als Fritz nach Europa reiste, war es unentschieden,

ob er nach Düsseldorf auf die Malerschule gehen würde oder in Rotterdam bleiben, um die Missionsschule zu besuchen, die dort inzwischen gegründet war. Er entschied sich freiwillig für das letztere. Dies war dem Vater eine außerordentliche Freude, wie er schreibt, und ein großer Trost für seine alten Tage.

Die älteste Tochter, Maria, hatte der kränkelnden Stiefmutter mehrere Jahre in der Führung des Haushaltes beigestanden, als sie 1850 in den Ehestand trat, und zwar mit dem Major von Kema, Mr. Palinkahu, einem gut erzogenen, fleißigen und verständigen jungen Manne. Es ist ein gutes Zeugnis für die Fortschritte der christlichen Kultur in der Minahassa, daß ein Missionar es wagen konnte, seine Tochter einem Eingebornen zur Frau zu geben. Die Ehe ist sehr glücklich gewesen. Ein europäischer Reisender war höchlichst erstaunt über die Bildung des Häuptlings von Kema sowie über das ganze Leben in seinem Hause.*) — An demselben Tage als in Tondano die Hochzeit gefeiert wurde, landete der lang erwartete Gehilfe Riedels in der Minahassa.

Vier Jahre nach seiner Wiederverheirathung hatte Riedel den Schmerz, auch seine zweite Gattin aus dieser Welt scheiden zu sehen. Er hatte dies wohl nicht erwartet, da er in dieser Zeit unter der Arbeitslast schnell alternd und im Gefühle der stätig abnehmenden Kräfte seinen eignen Heimgang schon immer nahe glaubte. Er dachte viel und gern an denselben, und in der Zuversicht bald zu folgen milderte sich sein Schmerz, da er nun zum zweiten Male Wittwer ward. Von nun an führten ihm die drei jüngsten Töchter den Haushalt.

---

*) Der treffliche Mann ist vor zwei Jahren gestorben.

Werfen wir schließlich noch einen Blick über den See nach Langowan, auf Riedels alten treuen Freund Schwarz. Er hatte freilich eine viel längere Wartezeit durchmachen müßen. Der Boden schien viel härter als in Tondano. Von allen Seiten standen dem Evangelio Hindernisse im Wege. Zwar gelang es in kürzerer Zeit eine Reihe von Schulen einzurichten, die Zahl aber derjenigen, denen die heil. Taufe ertheilt werden konnte, blieb sehr beschränkt. Wenn auch ein großer Theil der Bevölkerung nicht abgeneigt war zum Christenthume überzutreten, so fehlten doch noch immer die rechten Beweggründe dazu. Oft mag er wohl betrübt nach Tondano hinüber geschaut und den Herrn um einen Theil des Segens, wie er dort zu Tage trat, gebeten haben. Volle zwölf Jahre meinte Schwarz (abgesehen von wenigen einzelnen Personen) vergeblich gearbeitet zu haben. Endlich im Jahre 1843 fing die Erhörung seiner Bitten an und auf die Thränensaat folgte eine große Freudenernte. Es erwachte in auffallender Weise in dem ganzen Distrikt von Langowan ein aufrichtiges Fragen und Suchen nach dem Heile. Die in vielen Negereien errichteten Schulen offenbarten nun doch ihre Wirkungen, und nach und nach entstanden in allen auch christliche Gemeinden, fünfzehn an der Zahl. Schwarz konnte länger als Riedel thätig sein; daher ist die Zahl der von ihm getauften eine größere als wir sie von dem Letzteren erwähnten, nämlich 13068; zu Abendmahlsgenossen hatte er jedoch nur 1278 angenommen.

Nachdem in Tondano und Langowan gleichsam die Schleusen aufgezogen waren und das Volk der Alifuren sich mit vollem Strome in die christliche Kirche ergoß, verbreiteten sich die Wellen dieser Bewegung allmälig über die ganze Minahassa. „Das Feld ist weiß zur Ernte," das war der Eindruck, den jeder, der mit einigem Verständnisse durch das Land reiste, erhalten mußte. Und es fehlte nicht an innigen

Gebeten, daß der Herr der Ernte mehr Arbeiter senden möge. In Tondano wenigstens wurde die Bitte um die Bekehrung des ganzen Volkes von der kleinen Betgemeinde immer auf dem Herzen getragen.

Die Arbeiter kamen denn auch. Der erste freilich mußte den Platz eines schon zur ewigen Ruhe Berufenen einnehmen. Mattern starb, nachdem er Tausende von Büchern die zum Theil noch jetzt im Gebrauche sind, gedruckt hatte. An seiner Stelle übernahm ein neuer Bruder die Station Tomohon, N. Ph. Wilken, ein Ostfriese, der zwei Jahre im Missionshause zu Barmen gewesen war und seine weitere Ausbildung in Holland empfangen hatte. Er konnte freilich die Druckerei nicht fortführen. Die nöthigen Bücher wurden fortan auf anderem Wege beschafft. Zunächst hat er auch noch viel Schwierigkeiten gehabt. Doch wußte er in treuer, eifriger Arbeit allmälig die Herzen sich und dem Evangelio zu gewinnen. Sein praktisches Geschick hat nicht wenig mitgewirkt ihm Einfluß zu erwerben. Er ist der Erste gewesen, der anstatt der alten unbehülflichen Blockräderkarren zweckmäßige Wagen eingeführt hat, indem er dieselben ohne Muster von inländischen Arbeitern anfertigen ließ. Diese Wagen sind jetzt in der ganzen Minahassa im Gebrauch. Die ersten Erfolge seiner geistlichen Arbeit zeigten sich in der Negerei Tataaran, die zu seinem Bezirk gehört, aber nicht weit von Tondano liegt. Von da verbreitete sich die Bewegung nach Tomohon selbst, wo lange Zeit die alten heidnischen Sitten hartnäckig festgehalten waren, und andrerseits auch der alte Major, trotzdem daß er früher sich so bereitwillig für das Christenthum ausgesprochen hatte, demselben allerlei Schwierigkeiten in den Weg legte. Dennoch hat Wilken in zwanzigjähriger Arbeit etwa 7000 Personen taufen können.

Die Gemeinde zu Manado war seit dem Tode Hellen-

doorns, ohne einen eignen Pastor zu haben, von den andern Missionaren umschichtig mit der Predigt und Verwaltung der Sakramente bedient worden. Davon war Riedel jedoch wegen seiner vielen Arbeit in Tondano dispensirt geblieben. Erst 1846 bekam Manado einen Prediger, F. H. Linemann, der seine Wirksamkeit weiter auf die nördlichen Bezirke der Minahassa ausdehnte. Auch er hat nicht vergeblich gearbeitet und in den von ihm gestifteten Gemeinden Tausende getauft.

Von großer Wichtigkeit für die Mission in der Minahassa war die Visitation des Missionsinspektors van Rhyn im Jahre 1847. Durch seine Bemühungen ist dies gesegnete Arbeitsfeld in seiner hohen Bedeutung den Missionsfreunden Hollands erst recht bekannt gemacht, und an das Herz gelegt worden. Die Rotterdamer Missionsgesellschaft hat denn auch infolge davon in angemessener Weise ihre Kräfte grade dahin gewendet. Im Laufe des sechsten Jahrzehntes unsres Jahrhunderts ist die Zahl der Stationen auf 8 vermehrt worden, zu denen später noch 3 hinzufügt wurden.

Unter den infolge der Visitation nach der Minahassa gesendeten Missionaren erwähnen wir nur noch den einen Hartig, der früher auf Timor stand und nun sein Arbeitsfeld in Kema fand. Riedel kannte ihn von Berlin her, in seiner Gattin aber hatte er die Freude ebenfalls eine alte Bekannte zu begrüßen: Lena Oudshoff — die Tochter seines freundlichen Wirthes in Rotterdam.

Dieser flüchtige Blick auf die Entwicklung der Mission in der Minahassa zeigt, daß die Früchte der Wirksamkeit Riedels weit über Tondano hinausgehen. Dort war zuerst der Damm gebrochen; von da aus verbreiteten sich die Wellen der christlichen Bewegung nach und nach über das ganze Land. Und soll man einen Menschen nennen, auf den die Ursache der Umwandlung des Volkes der Alifuren

zurückzuführen sei, so können wir, unbeschadet der Anerkennung der treuen Arbeit der andern Missionare, getrost sagen: es war Vater Riedel.

17. Die Arbeit des letzten Jahrzehnts.

Es war hohe Zeit, daß ein Gehilfe nach Tondano kam. Die Kräfte des alternden Missionars schwanden zusehends dahin. Freilich hatte er noch nicht lange das fünfzigste Lebensjahr überschritten. Indiens Klima bringt dem Europäer jedoch das Greisenalter frühzeitig, besonders, wenn er zwanzig Jahre in so erschöpfender Arbeit zugebracht hat, wie Riedel es gethan. Und diese Arbeit, der seine Kräfte schon längst kaum noch gewachsen waren, befand sich immer noch im Steigen. Im Herbste 1851 schreibt er: „Vor zwei bis drei Jahren rechnete ich meine Sonntagszuhörer durchschnittlich auf 1500 bis 2000; jetzt sind es deren 2500. In die kleine Kirche, die nur auf 300 Personen berechnet ist, kommen 5—700 von denen viele draußen stehen müssen. Was soll ich thun? Ich kann sie doch nicht wegjagen. Und doch ist es vor Hitze oft nicht auszuhalten, denn die Menschen sitzen förmlich auf einander.

Vor einiger Zeit war ein sehr angesehener Herr von Ternate zur Wiederherstellung seiner Gesundheit hier. Er bezeugte noch nie eine solche Gemeinde gesehen zu haben. „„Unsere alten Christengemeinden,"" sagte er, „„sind verdorben. Aber hier ist etwas Neues in seinen Anfängen.""
In den Abendversammlungen hatte derselbe einen tiefen Eindruck von dem Beten dieser Neulinge.

Bei Gelegenheit der Erwähnung dieses Besuches ist zu bemerken, daß Riedel öfter von Europäern aufgesucht wurde, da sein Name in den holländischen Besitzungen weithin be-

kannt geworden war. Viele freilich, die nur aus Neugierde kamen, und nicht durch das Interesse an der Sache des Evangeliums angezogen wurden, gingen sehr enttäuscht hinweg. Das hatte vielfach seinen Grund in der Persönlichkeit Riedels, über welche ein Augenzeuge*) folgende Mittheilung macht:

„Sein Aeußeres und seine Manieren hatten nicht viel anziehendes für den Europäer. Seine lange, dürre Gestalt und seine stark markirten, mehr oder weniger abstoßenden Züge wurden nicht angenehmer, wenn er kurze, trockene Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen gab, oder einen einschneidenden Spruch oder eine kernige Bemerkung hören ließ mit unverändert trockenem Gesichtsausdrucke, oder scharf und ohne Umwege die Verkehrtheiten und Sünden Kleiner und Großer ans Licht zog. Seine Abneigung gegen Pracht und Weltsinn brachte ihn oft so weit, daß er die passenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs verachtete. Auch in Betreff seiner Kleidung wollte er sich einer veränderlichen, grillenhaften Mode nicht fügen. Kein Wunder, daß er bei den Europäern als Sonderling bekannt war. Dies hinderte aber nicht, daß man ihn wegen seiner Principien hochschätzte, sich von ihm die Wahrheit sagen ließ und ihn ansah wie einen strengen Bußprediger aus dem Propheten-Zeitalter. Sein fester Charakter und seine Willenskraft waren allgemein bekannt, und waren von außerordentlichem Dienste unter einem Volke, das noch wie Kinder an väterlicher Hand geleitet werden mußte — obwohl er dadurch unter seines Gleichen wohl auch einmal eigensinnig und für alle Vorstellungen unzugänglich wurde. An Welt- und Menschenkenntnis hatte er wenige, die ihm glichen, und ich habe Niemand gefunden der ihn darin übertroffen hätte. Manchmal war es, als ob er durch Intuition wußte, zu welchem Zwecke man zu ihm kam,

*) Graafland, de Minahassa II, 120 ff.

was die Ursach dieser und jener Handlung war. Durch einfache Bemerkungen und einzelne Aussprüche kam er wohl zu Entdeckungen von Dingen, die jedem andern ganz verborgen geblieben waren. Er hatte eine solche Uebung in den Gesichtern, dem Ausdruck und der Haltung seiner Gemeindeglieder zu lesen, daß er sich selten darin irrte, und oft die schwersten Vergehungen auf diese Weise an den Tag brachte.“ —

Damals nun war freilich Vater Riedels lange Gestalt schon recht gebückt. Aber seiner Energie zufolge widerstand er in außergewöhnlicher Weise der zunehmenden Körperschwäche, und that ohne Unterbrechung die Arbeit, unter der mancher andere an seiner Stelle zusammengeknickt sein würde.

Doch war es ihm eine herzliche Freude, als er nun einen Gehilfen erhielt. Bei den wiederholten Bitten um denselben hatte er mehrfach ausdrücklich gesagt, er wolle aber nur einen demüthigen, gläubigen Bruder haben. Ein solcher ward ihm denn auch zu Theil in Hendrik Willem Nooy.

Derselbe war zu Dordrecht geboren im Jahre 1825 und hatte schon als Kind das Verlangen an den Tag gelegt, ein Prediger des Evangeliums zu werden. Den Eltern fehlten jedoch die Mittel zu der dazu erforderlichen Ausbildung. In den späteren Knabenjahren näher mit dem Missionswerke bekannt geworden, faßte er mit inniger Hingebung den Entschluß, dem Herrn auf diesem Felde zu dienen. Nach einigen, in seiner mangelhaften Vorbildung beruhenden Schwierigkeiten, war er 1844 in das Missionshaus zu Rotterdam aufgenommen, wo er sich bald durch sein stilles, gutartiges, aufrichtiges und verträgliches Wesen die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler erwarb. Bedeutend waren seine Anlagen nicht, daher auch seine Fortschritte hinter denen anderer Zöglinge zurück blieben. Dazu kam eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit seines Glaubenslebens.

Dennoch konnte er nach vollendeter Vorbereitung mit guten Hoffnungen auf das Missionsfeld gesandt werden. Durch eine ansprechende Offenherzigkeit und ein freundliches zuvorkommendes Wesen wußte er sich viele Herzen zu gewinnen. Seine frühere Einseitigkeit war in einen milden Sinn übergegangen, der ihn befähigte auch bei Solchen, die nicht mit ihm in allen Stücken stimmten, gute Seiten wahrzunehmen. Dabei war seine Liebe zu dem Herrn und sein Eifer, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, unverändert geblieben.*)

Wie schon erwähnt war er im Januar 1850 in der Minahassa angekommen und hatte sich alsbald nach Tondano begeben, woselbst er sich zunächst mit der Erlernung des Malaiischen und Alifurischen beschäftigte. Da er noch nicht die obrigkeitliche Erlaubnis zu seiner Niederlassung hatte, mußte er freilich den Aufenthalt noch mehrmals durch Reisen zu den andern Missionaren unterbrechen, wobei er Land und Leute kennen lernte. Es zog ihn aber immer bald wieder nach Tondano zurück. Es ist für ihn ein gutes Zeugnis, daß Vater Riedel, der den neuen Gehilfen gewiß mit sehr kritischen Blicken musterte, bald volles Zutrauen zu ihm gewann. Durch ihn wurde er nach und nach in die Arbeit eingeführt und sobald die ersten Sprach-Schwierigkeiten überwunden waren, begann er eine Wirksamkeit zu entfalten, mit der er sich immer mehr die Liebe seines väterlichen Freundes erwarb. Es schien jedoch zweckmäßig eine Arbeitstheilung einzurichten, der Art, daß Nooy die ferner gelegenen Gemeinden übernahm, während Riedel seine Kräfte auf Tondano beschränkte. Dies war um so nöthiger, als schon seit einigen Jahren die Besorgung, namentlich jener Gemeinden am Meeresstrande, für den alternden Mann zu beschwerlich wurde. Er konnte die Reise nicht mehr zu Pferde machen,

---

*) Nach Mededeelingen II 197 ff.

sondern mußte sich in einer Sänfte über die Berge tragen lassen. Er hatte dies treulich noch zweimal in jedem Jahre gethan. Jetzt unternahm er die Reise zum letzten Male, um seinem Gehülfe dies Arbeitsfeld zu übergeben. Es liegt darüber ein ausführlicher Bericht Nooys vor, aus dem hier folgende Auszüge eine Stelle finden mögen.

„Riedel wählt zum Besuche der Strandnegereien absichtlich die Zeit, wenn die Leute ihre nöthigsten Arbeiten auf den Reisfeldern und in den Kaffeegärten beendet haben, um allen Grund zum Anstoß bei den Häuptlingen und Regierungsbeamten zu vermeiden. Da er sich nur zweimal jährlich von der Hauptgemeinde in Tondano trennen kann, so ist die Sorge für Ausbreitung der Außengemeinden zum großen Theil den in denselben angestellten Schullehrern überlassen, die sich, soweit mir schien, dieser Aufgabe in einer löblichen Weise entledigen. Sie wirken nicht bloß unter ihren Schülern, sondern suchen auch die Herzen der Erwachsenen für das Wort vom Kreuze zu gewinnen. Riedels Besuche sind daher keine Predigtreisen zur Ausbreitung des Evangeliums an Orten, wo es noch nicht Wurzel geschlagen hat, sondern er besucht die schon bestehenden Gemeinden, regelt ihre Angelegenheiten, ertheilt den Personen, die sich die christliche Lehre in ausreichendem Maße angeeignet haben und die nach längerer Beobachtung ihres Wandels dazu reif erachtet werden, die heil. Taufe, nimmt gefördertere Christen zur Abendmahlsgemeinschaft an 2c. In diesen Geschäften hat Riedel einige Mitglieder der Gemeinde zu Tondano zur Seite, die ihn als Penulong (inländische Gehülfen*) begleiten und zugleich als Abgeordnete

---

*) Der bedeutendste derselben war Silvanus Item, der auch in Tondano dem Missionar die wichtigsten Dienste leistete. Dies geschah immer ohne Besoldung und ohne anderweitigen Vortheil.

der Muttergemeinde das Band gegenseitiger christlicher Liebe und Gemeinschaft mit den Tochtergemeinden unterhalten und stärken. Ohne sie würde Bruder Riedel wenig ausrichten können, aber grade durch sie thut er mehr als es ihm trotz seiner Kenntnis der Landessprache irgend möglich sein würde. Sie sind seine Dollmetscher, denn ein Inländer versteht den Inländer immer am Besten. Sie suchen ihre im Elende der Sünde verlornen Brüder nach dem Fleische auf, um ihnen die rettende Botschaft des Evangeliums zu bringen, und dann zum Pandita zur weiteren Unterweisung zu führen. Sie haben den Wandel der Gemeinden und ihrer einzelnen Glieder zu prüfen, was bei der großen Menge einem Menschen unmöglich sein würde. Sie ermahnen die Verirrten, und wo es nöthig ist, üben sie Kirchenzucht. Durch diese Gehülfen gelingt es auch in jenen Gemeinden immer mehr einen festen Kern zu bilden, an dem die übrigen Glieder einen immer festeren Halt bekommen."

Nach diesen Vorbemerkungen erzählt Nooy: „Am Montage früh verließen wir Tondano. Viele kamen um Riedeln eine gesegnete Reise zu wünschen, obgleich sie doch erst am vorigen Tage viel mit ihm zusammen gewesen. Sie sagten, sie selbst seien in dieser Zeit wie hilflose Kinder, ohne Vater und Mutter. Außerdem aber standen sehr viel Menschen am Wege und am Platze der Abfahrt gruppenweise zusammen, um von dem geliebten Pandita Abschied zu nehmen. Unsre Gesellschaft war recht zahlreich; denn außer denen, die als Penulong mitgingen, begleiteten uns manche, die nur die Brüder am Strande besuchen wollten, getrieben von lebendigem Interesse an der Ausbreitung des Evangeliums daselbst. Unsre Reise ging zuerst über den See. Verschiedene aus Baumstämmen gehauene Kähne brachten uns herüber. Alle waren fröhlich. Der schöne Morgen und die Herrlichkeit der Schöpfung erweckten uns zu lauter Dankbarkeit.

Der See, sonst der Platz von Kriegen und Blutvergießen,*) hallte nun wieder von Liedern des Friedens zur Ehre Gottes und des Erlösers. Nachdem wir eine gute Stunde über die spiegelglatte Fläche gefahren waren, kamen wir nach Toulian Kitjil, von wo die Reise weiter über Land gehen sollte. Man hatte uns schon von ferne bemerkt, und alles zu einem herzlichen Empfang bereit gemacht. Nach dem gewöhnlichen Gruß: „tabé tuwan, slamat datang!“ (Gegrüßt Herren, seid willkommen) stimmten sie zum Empfange ein Lied an.

Freundlichkeit und Freimüthigkeit gehören nicht zum alifurischen Charakter. Oft sah ich Männer, um mir nicht zu begegnen, sich im Busch verbergen, obgleich ich allein war; Frauen und Kinder flüchteten oft vor mir, als wäre ich einer von den bösen Geistern, die sie beständig fürchten. Findet man einmal einen, der weniger scheu ist, so geht er mit niedergeschlagenen Augen vorbei, oder grüßen wir ihn, so starrt er uns mit offenem Munde an und setzt schweigend seinen Weg fort. Fragen wir noch etwas, so müssen wir die Frage wohl zwanzig mal wiederholen, ehe wir eine Antwort enthalten. Dies ist jedoch ganz anders geworden, wo das Christenthum Einfluß gewonnen hat. Da sind die Kinder selber nicht mehr blöde, kommen uns entgegen um eine gewandte Verbeugung zu machen und geben auf jede Frage eine freimüthige Antwort. Dieser Unterschied zwischen dem heidnischen und dem christlichen Alifuren ist so deutlich ausgeprägt, daß man beide erkennen kann als sei er ihnen an die Stirne geschrieben.

Das sprang mir auch hier wieder in die Augen. Es war ein lieblicher Anblick, die Begrüßung jener Leute mit ihren

*) Früher fuhren die Tondaner mit ihren gebundenen Feinden auf den See, um sie in den Kähnen nach dem Takte der Musik in Stücke zu zerhauen.

christlichen Brüdern aus Tondano zu beobachten. Welch' eine Herzlichkeit, welch' eine Liebe! Man drückte und schüttelte nicht eine, sondern beide Hände. Der eine zog den andern mit einer Gewalt an sich, als sei es böse gemeint. Jeder wollte bei der Begrüßung der Ankommenden der erste sein. Das alles war mit freundlichem ungezwungenem Frohsinn verbunden, der mir ein Zeugnis war von dem hier herrschenden echt evangelischem Geiste. Welch ein Abstand gegen das vor zwei Jahrzehnten auch hier noch ungestörte Alifurenthum, das nicht einmal ein Wort für Liebe und Freundschaft hat! Ja hier ist in zwanzig Jahren eine Veränderung vor sich gegangen, wie man sie in der Geschichte der Menschheit nur selten antreffen dürfte.

Nach mehrstündigem Aufenthalte in Toulian Kitjil ging es weiter nach Kombi, wo wir noch zeitig genug eintrafen, um die Taufbewerber und diejenigen welche zur Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen werden wollten, zu prüfen. Unsere Ankunft schien für die Negerei wirklich ein Fest zu sein. Es war eine Lust die Geschäftigkeit zu sehen, mit der man der Freude über dieselbe einen Ausdruck gab. Hier kam man mit klar gereinigtem Reis auf sauberen Schüsseln, dort brachte man Fische und große Flußkrabben oder Früchte, während andere, jung und alt, daran waren, Ziegen und Hühner einzufangen oder Schweine zu schlachten, um uns und unser Gefolge festlich zu bewirthen. Alle fanden herzliche, gastfreundliche Aufnahme. Am Abend war die ganze Negerei mit Harzfackeln erleuchtet, und bis in die Nacht hinein war man hier und dort unter erbaulichen Gesprächen mit Gesang versammelt.

Am folgenden Tage ging die Reise über Kolongan nach Rerer, unserm Zielpunkt, wo die eigentliche Wirksamkeit beginnen sollte. Ich war mit einigen andern vorausgeritten. Bald nach mir kam auch Brudel Riedel in seiner Sänfte

an, die von 20 Leuten aus Kombi getragen wurde. Sie hatten ihn fast so schnell als uns die Pferde über die Berge gebracht und waren von der Anstrengung mit Schweiß bedeckt, dennoch sangen sie mit frischer Lust ein alifurisch Lied. Hej sumigi makawa noe! (d. h. He Dorfbewohner bringt Ehre unserm Herrn!) Riedel sang zur Freude aller tapfer mit. Das war wieder ein Pröbchen von seiner Gemeinschaft mit den Inländern, zu der er eine seltsame Gabe besitzt und durch die er alle an sich zu feßeln weiß, ohne daß sie im Mindesten die Achtung und Ehrerbietung vor ihm aus den Augen verlieren.

In Rerer waren wieder die Häuptlinge und der Lehrer mit den Kindern bereit uns feierlich zu empfangen. Ich begann nun die Schulprüfung. Die Unterrichtsgegenstände sind beschränkt; Lesen, Schreiben, Singen, biblische Geschichte, malaiische Sprache und ein wenig Rechnen — das ist alles. Es genügt aber für die Verhältnisse. Mehr würde überflüßig sein; was sie lernen ist ihnen von großem Nutzen. Man kann sich kaum vorstellen, welche Ausdehnung und Bedeutung das Schreiben unter diesem Volke schon gewonnen hat. Es wird nicht allein gebraucht um die brüderliche Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Gemeinden und zwischen Freunden und Freunden zu unterhalten, und um dem Pandita seine Bitten und Dankbezeugungen vorzutragen, sondern es ist auch Riedels Unterricht, wie er ihn seit Jahren ertheilt, schriftlich in die Hände von Hunderten übergegangen und hat dazu beigetragen, Viele zu erwecken, zu belehren und zu befestigen. — Auch das Singen der „evangelischen Gesänge" hat eine große Bedeutung um die christliche Wahrheit dem Volksleben tief einzupflanzen.

Meine Prüfung in Rerer hatte ein günstiges Ergebnis. Manche Schüler waren soweit gefördert, daß selbst Schüler aus manchen holländischen Landschulen, trotz der beßeren

Lehrmethode und beßerer Hilfsmittel, hinter ihnen würden zurückstehen müßen. Hier waren Kinder von sechs bis acht Jahren, die schon recht fließend lasen und auf ihren hölzernen Tafeln sehr gut in verschiedenen Schriftformen schrieben. Die Leistungen anderer Schüler waren weniger befriedigend, doch keineswegs die der Mehrzahl. Auffallender Weise waren die Mädchen meist weiter, als die Knaben, was seinen Grund darin hat, daß letztere mehr zur Arbeit verwendet werden. Auch die Prüfung in der malaiischen Sprache fiel nicht eben ungünstig aus; es ergab sich, daß die Kinder in der malaiischen Bibel mit Verständnis lasen, obgleich ihnen hier und da wohl einige fremde Ausdrücke fehlten." —

Hierauf nahm Riedel die Prüfung der Taufbewerber und der aufzunehmenden Mitglieder in der bereits mehrfach erwähnten Weise vor. Dabei bemerkt Rooy: „Mit Scham mußte ich erkennen, daß hier durch die Wirksamkeit einfacher Schulmeister beßere Früchte gereift waren, als die, welche im Vaterland durch alle Arbeit und Mühe der Prediger und Katecheten*) bei den unteren Volksklassen erzielt werden. Die versammelte Gemeinde mußte ihre Zustimmung über die bevorstehenden Aufnahmen abgeben. Durch dieselbe wurde ein unwürdiges Glied aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. — Am andern Tage wurde die heil. Taufe vollzogen und das heil. Abendmahl gefeiert. Des Abends versammelten sich alle vor dem Hause des Schullehrers, wo wir abgestiegen waren. Dort hielten einige der Brüder aus Tondano Ansprachen, und viele der Getauften und neuen Mitglieder gaben freudige Zeugnisse von dem, was der Herr an ihren Seelen gethan."

*) In Holland sind besondere Personen zur Ertheilung der unserm Confirmandenunterricht entsprechenden Vorbereitung angestellt.

Ein Beispiel von der Genauigkeit, mit der die neuen Gemeinden die Erfüllung der religiösen Pflichten beurtheilen, zeigte sich in Kolongan, wohin man Tages darauf kam. Da war ein Mann der Sonntags gearbeitet hatte; die Abendmahlsgemeinschaft wollte ihn deshalb von der heiligen Handlung ausschließen. Nachdem er aber auf Riedels Ermahnung Beßerung versprochen hatte, wurde er doch zugelaßen. Von dort ging der Weg weiter nach Kombi zurück, wo nun erst die Arbeit vorgenommen wurde. Die dortige Gemeinde zeichnete sich besonders durch ein gefördertes christliches Leben aus, wozu der gläubige Häuptling und der fromme Schullehrer viel beigetragen hatten. Wir erinnern uns wie Riedel es hier bei seinem ersten Besuch gefunden hatte.*) Wie anders war es jetzt! Als die Tifa die Gemeinde zum Gottesdienst zusammen rief, da sah man lauter gut (wenn auch einfach) und sauber gekleidete Menschen, mit wohl geordneten Haaren, manche sogar mit Schuhen versehen, alle in der einen Hand ein reines weißes Tuch, in der andern das Gesangbuch oder Neue Testament haltend, herbeieilen. Zwanzig Jahre früher hatten sie wild ohne alle Spuren von Kultur gelebt. Größer noch waren jedoch die geistlichen Fortschritte. Die heidnische Finsternis war durch das Licht des Evangeliums fast völlig überwunden.

Von dort führte die Reise nach Lalumpej über Ranawangko. In dieser kleinen Negerei wurde Riedel freudig überrascht durch eine hübsche Kirche die seit seinem letzten Besuche ohne sein Vorwissen gebaut worden war. Früher hatten die Christen von hier nach dem erstgenannten Orte zum Gottesdienst gehen müssen. Jetzt baten sie den Missionar ihr Gotteshaus zu weihen und in demselben die Sakramente zu vollziehen. Obwohl dies die Arbeit fast um einen Tag ver-

---

*) Siehe Seite 143.

längerte, willigte Riedel doch ein, besonders mit Rücksicht auf ein altes gebrechliches frommes Mütterchen, die sonst immer nach Salumpej getragen werden mußte. Auch hier war gegen den Wandel der Gemeinde nichts einzuwenden. War auch bei Einigen die Religion des Herzens noch schwer zu erkennen, so sah man dagegen doch auch bei nicht Wenigen den Glanz des Friedens und der Liebe zum Erlöser auf dem Antlitz leuchten. Der Häuptling war ebenfalls ein frommer Mann.

Beim Aufenthalt in Salumpej fiel unter anderem das stille friedfertige Benehmen der zahlreichen Kinder auf, die in Gruppen auf der Dorfstraße spielten. „In unserm Vaterland würde man solche Gruppen nicht lange bei einander sehen, ohne daß Zank entstände. Hier war jedes zufrieden und verträglich.“ Dies zeigte sich besonders deutlich, als Vater Riedel in die Tasche griff, und einige Hände voll Lansa-Nüsse ringsumher streute. Munter suchten die Kleinen diese Leckerbißen auf. Es entstand dabei kein Stoßen und Schlagen; auch die stärkeren, denen noch nichts zugefallen war, machten keinen Versuch den schwächeren ihren glücklichen Fang zu entreißen, sondern warteten geduldig und fröhlich auf die folgende Auflage. — Hier fanden sich nur noch ein paar Heiden, außer denen die ganze Bewohnerschaft der christlichen Kirche angehörte.

Am andern Morgen war es noch dunkel als Riedel zum Aufbruch rief. Vierzig Männer waren bereit ihn und seine Sachen zu tragen. Wer an seiner Sänfte mit anfaßen konnte sah dies als ein Glück an, und obwohl die Arbeit auf dem bergigen Terrain nicht leicht war, gingen die Träger wieder schnell mit fröhlichem Gesange vorwärts. Man kam nach Kapataran. Obgleich hier schon seit mehr als hundert Jahren Christen vorhanden sind, stand die Gemeinde hinter den erst neu gesammelten weit zurück. Manche

Taufbewerber mußten abgewiesen werden. Es ist charakteristisch für Riedel, daß er z. B. auch zwei Männer zurückwies, weil sie Frauen aus den in früherer Zeit getauften genommen hatten. Dies ist gegen die alifurische Sitte; und Riedel sagt: Wer in seiner ursprünglichen Religion nicht treu gewesen ist, von dem ist auch im Christenthum nicht viel Treue zu erwarten. Jene wurden also zurückgestellt, damit sie erst durch ihren Wandel den Ernst ihrer Absicht deutlicher beweisen möchten. Hier war überhaupt lange ein harter Boden für das Evangelium gewesen, und Riedel mußte von dieser Gemeinde manchen Kummer erleben. Einmal hatte er zwei Jahre lang wegen des schlechten Wandels derselben hier weder eine Taufe vollzogen noch das heil. Abendmahl gehalten. Seit einigen Jahren aber war es anders geworden, und das Evangelium fing zuletzt doch an seine guten Früchte zu bringen.

Nach einer beschwerlichen Reise über das Gebirge nach Eris kehrten die Missionare mit ihren Begleitern über den See nach elftägiger Abwesenheit zurück. Ueberall in Tondano sah man erfreute Gesichter und von allen Seiten ertönte der Ruf: Slamat pulang tuwan! (Heil zur Zurückkunft, mein Herr!)

Das war die letzte Reise die Riedel nach jenen Gemeinden am Strande machte. Gewiß hat er bei derselben oft Abschiedsgedanken in seinem Herzen gehabt, da er wohl fühlte, daß seine geschwächten Kräfte die Anstrengungen einer solchen ferner nicht würden ertragen können, und da er auch die Gemeinden getrost der Fürsorge des jungen Bruders anvertrauen durfte. Wie er aber allem sentimentalen Wesen gründlich abgeneigt war, so ließ er auch bei jener Gelegenheit nichts merken von den Gefühlen die sein Herz bewegten.

Doch Feierabend wollte er noch nicht machen. Jetzt konnte er sich ungestört auf die Arbeit in Tondano beschränken. Die setzte er in gewohnter Weise fort. Damals konnte er es sich gar nicht denken, wie er ohne Arbeit leben sollte. Der Herr aber hatte noch wunderbare Wege mit seinem Knechte vor. Doch längere Zeit ging noch alles gut. Wurde es ihm auch schon schwer sich während der Predigt auf der Kanzel aufrecht zu halten, so hatten ihm doch viele Gemeindeglieder versprochen, wenn er nicht mehr gehen könne, so würden sie ihn in die Kirche tragen und er solle ihnen sitzend in Kürze das Wort Gottes verkündigen. Noch war dies nicht nöthig. Auch die Abendversammlungen in der kleinen Kirche wurden regelmäßig gehalten. In derselben sprach Riedel jedoch nur wenig; erquickte sich aber an den Zeugnissen und innigen Gebeten der geförderten Gemeindeglieder, die hier für viele ein Segen wurden.

Im Hause hatte er noch immer eine Anzahl von Knaben, die er zu Lehrern ausbildete. Den Haushalt besorgten die drei noch bei ihm gebliebenen Töchter, die den Vater mit treuer Liebe pflegten. Die älteste derselben Sabina mußte er jedoch 1852 auch hingeben, und that es mit Freuden, als sein immer mehr bewährter Amtsbruder Nooy um ihre Hand anhielt. Derselbe hatte ein Haus, das mit dem dazu gehörigen Garten an Riedels Grundstück grenzte, erworben. Es war Grund zu herzlicher Dankbarkeit, daß die Tochter, glücklich verheirathet, so in der Nähe blieb.

18. Nochmals in der Kreuzesschule.

Allmählig fing das Leiden an, das nach Gottes unerforschlichem Rathe seinem treuen Knechte hier auf Erden noch zugemeßen war. Es stellte sich ein Husten ein, der immer stärker und stärker wurde und unter dem sich alle Kräfte zu verzehren schienen. Schmerzen hatte er nicht. Auch pries er Gottes Gnade, daß er immer noch seine Wirksamkeit fortsetzen konnte. Seiner Gemeinde war es nicht störend, wenn er auf der Kanzel von einem Anfall des Hustens betroffen eine längere Pause machen mußte. Lautlos harrten die noch immer dicht gedrängten Schaaren, bis er soweit sich erholt hatte, um fortfahren zu können, und waren dankbar für jedes Wort, das sie aus dem Munde des geliebten Vater Riedel vernehmen durften.

Doch die Krankheit wurde schlimmer und schlimmer. Zu Anfang des Jahres 1853 schreibt er mit zitternder Hand: „Den Brief vom 19. October v. J. habe ich erhalten und wundre mich nicht, daß der Vorstand hohen Werth auf das Leben seiner Missionare legt, besonders wenn der Herr ihre Wirksamkeit mit seinem Segen gekrönt hat. Aber ich denke und fühle in Bezug auf mich etwas anders, nämlich:

> Was ich gelebt, das decke zu;
> Was ich noch leben werd' regiere du!

Und kann nicht es bei dem Hingange aus dieser Welt geschehen, dann soll dort oben meine erste Bitte sein:

> Hier kommt ein armer Sünder her,
> Der gern aus Gnaden selig wär'!

Mein Leiden ist anhaltend. Ich habe eine Zeit lang Vogelnester (die ich von meinen Kindern aus Kema geschenkt bekam) gebraucht und isländisches Moos, was aber nun hier nicht mehr zu haben ist. Auch habe ich auf Verordnung des

Arztes den theuren Portwein getrunken — aber es hilft alles nichts. Der Sarg, der unter dem Hause schon bereit steht, will seine Nägel haben. Also auf deine Seligkeit warte ich, o Herr!

Bei meiner Krankheit habe ich beinahe noch zwei Jahre meine Arbeit verrichten können. Zuletzt mußte ich mich aus Schwachheit oft an der Kanzel festhalten. Doch nun habe ich das Predigen in der großen Kirche dem Bruder Nooy übertragen müssen. Aber ich liebe die Gemeinde und werde von derselben geliebt. Es ist des Herrn Güte, daß ich nicht bettlägrig bin, sondern, wenn auch nicht weit, doch umhergehen kann. So kommt ein großer Theil der Gemeinde Sonntags Abends in die kleine Kirche um mich zu sehen, mit mir einige Verse zu singen und von mir ein paar Worte zu hören. Auch dies ist Gnade für mich und für die frommen Leute.

Auch die lange Dauer meiner Krankheit und das lange Warten auf meine Erlösung ist Weisheit und Güte des Herrn. Denn es scheint mir — vielleicht irre ich mich — daß dadurch unser Herr die junge Gemeinde von mir entwöhnen und an Bruder Nooy gewöhnen will."

Schließlich bittet er, ihn des Vorsitzes in der Conferenz der Brüder in der Minahassa, sowie der Kassenverwaltung zu entheben.

Das Warten aber sollte noch lange dauern. Der nächste Brief ist datirt vom 9. Decemb. 1853 und lautet: „Zu Anfang dieses Jahres verminderten sich meine Brustbeklemmungen und der Husten ein wenig; aber bei der geringsten Anstrengung durch Gehen oder Sprechen wird es wieder schlimmer, so daß ich ganz auf meinen Heimgang vorbereitet bin. Am Montage nach Ostern wollte ich aufstehen, aber ich war es nicht im Stande. Während jenes Tages mußte ich meine Gedanken zusammen nehmen, um mich zu erinnern,

wer und wo ich war. Nachher bekam ich Schmerzen in Händen und Füßen, die nach Kneten mit minjakh kajuw putih*) verschwanden, während die Schwäche blieb. Im Monate Mai ließ ich mich einige mal in die Kirche führen. Aber das Gehen und Hören strengte mich so an, daß ich davon absehen mußte. Seit dieser Zeit habe ich nichts mehr öffentlich verrichten können. Ich sage oft zu den Brüdern und Gliedern der Gemeinde, daß das Warten und Nichtsthun schwerer ist, als das Arbeiten, namentlich wenn man die Arbeit gewohnt ist und seine Gemeinde liebt. Besonders schwer ist's des Sonntags, wenn die Gemeinde, die ich durch Gottes Gnade zusammengebracht und so lange versorgt habe, sich versammelt. Es ist ein Glück und eine Gnade für mich, daß ich hier zu Hause das Singen aus der Kirche höre, daß ich eine große Anzahl Psalmen und fast alle Gesänge auswendig kenne und daß ich so auch hier mit der Gemeinde singen und Gemeinschaft haben kann. Einige kommen zu mir, nur um mich zu sehen und einige Worte von mir zu hören. Andere sehen mich vor meinem Hause am Stocke gehen, und kommen um mich zu begrüßen. Nach dem Gottesdienste kommt eine Anzahl Gemeindeglieder zu mir in's Haus um über das Eine oder Andere zu sprechen, und da sie wissen, daß ich gerne singe, stimmen sie einige Verse an. Abends geh ich auf kurze Zeit nach der kleinen Kirche in die Versammlung. Alle sind darüber erfreut. Ich singe mit ihnen und spreche einige erweckliche Worte. Damit muß ich jedoch vorsichtig sein; denn wenn ich einmal zu viel oder zu

---

*) Das Durchkneten der Glieder ist eine gewöhnliche indische Sitte, die aus Gesundheitsrücksichten dort auch von Europäern angewendet wird. Womit dies Kneten stattfand, darüber kann ich keine Auskunft geben, da er die Ausdrücke nur malaiisch angegeben hat.

laut spreche, so fühle ich auf einige Tage eine viel größere Schwäche. Am Gedenktage meiner Ankunft hier im October hielt Bruder Nooy Abendmahl. Ich ließ mich dazu in die große Kirche führen. Die ganze Gemeinde, meine geistlichen Kinder, die ich alle von Angesicht kenne, waren sehr erfreut, zumal sie mich nicht erwartet hatten.

Im November suchte unser lieber Herr die Minahassa mit einer Krankheit heim (Rothlauf) an der hunderte darnieder lagen und viele alte Leute und auch Kinder starben." [Bei dieser Gelegenheit wurden Betstunden in der kleinen Kirche eingerichtet, in denen Riedel noch einigemal vor der Gemeinde sprechen und mit ihr beten konnte.] „Wie oft mir der Herr diese Gnade noch schenken wird, ist ihm allein bekannt. — Mich Ihrer christlichen Fürbitte anbefehlend bleibe ich mit Hochachtung

J. F. Riedel."

Dieser Brief war einige Tage liegen geblieben. Die folgende Zeit aber verzögerte seine Absendung noch weiter; denn es trat ein Ereignis ein, mit welchem dem heimgesuchten Greise ein noch viel schwereres Kreuz, als alle körperliche Leiden, auferlegt wurde. Er berichtet darüber in einem Postscriptum am 10. Jan. 1854:

„Die Betstunden hatten mich zwar sehr angegriffen, aber es fanden sich doch bald wieder Kräfte, so daß ich sogar mit Bruder Nooy darüber sprach, am Weihnachtsfeste noch einmal zu predigen. Aber ach! ach! Unser lieber Herr wollte es anders; und obschon er mir manches Kreuz aufgelegt und geholfen hat, es zu tragen, so hat mich doch keines so getroffen und niedergedrückt, wie das gegenwärtige. Nooy war während der Epidemie fortwährend bei Tag und Nacht in der Gemeinde thätig gewesen. Am 14. December als er wie gewöhnlich zu mir kam, klagte er selber über Leibschmerz. Am folgenden Tage war es nicht besser, doch wollte

er noch am Sonntage predigen. Der Zustand aber wurde von Tag zu Tage schlimmer. Der aus Manado herbeigerufene Doktor fand denselben bedenklich. Meine beiden andern Töchter löſten sich mit Nooys Frau in der Pflege ab. Als ich am 21. December ihn besuchte, fand ich ihn sehr krank. Einer seiner Zöglinge, sein Liebling, war an diesem Tage in seinem Hause gestorben. Ich sagte ihm nichts davon und ließ die Leiche, ohne daß er etwas merkte zu mir bringen und von hier aus beerdigen. Aber schon Nachmittags zwei Uhr verließ er selber uns, unser guter, lieber Nooy. Was für ein Schlag! wie drückend, wie schwer! Seine letzten Worte zu mir waren: „Papa, ich gebe dir meine geliebte Sabina, deine Tochter wieder zurück. Du wirst wohl für sie und das, was sie unter dem Herzen trägt sorgen.“ — So hat es meinem himmlischen Vater gefallen, mir in meinem Alter den zu nehmen, der als Mensch mein bester Freund, als Christ mein geliebter Bruder war, dazu mein treuer und thätiger Helfer und Nachfolger im Amte und mein Schwiegersohn. Ich ergebe mich in den Willen des Herrn. Aber mein Herz ist sehr gebeugt und die Augen gewöhnlich voll Thränen. Nicht so sehr meinetwegen, denn wie lange noch? so folge ich meinem lieben Nooy nach. Auch nicht so sehr meiner Tochter wegen, obgleich sie eine junge Wittwe, kaum 18 Jahre alt ist, die nur 1 Jahr und 9 Monate mit ihrem Gatten glücklich vermählt war. Aber, aber die arme Gemeinde, die sich kaum von mir entwöhnt und an Nooy gewöhnt hatte, die von ihm geliebt wurde, für die er alles that und alles daran gab, sie ist nun in der That ein Waisenkind. Aber es beten hier viele zu dem Herrn der Gemeinde, daß er durch die Gesellschaft wieder einen Lehrer hersende, der als Vater und Mutter für sie sorgt. Dies thut auch

Ihr gebeugter Diener
J. F. Riedel.

Fast ein Jahr lang blieb die Gemeinde zum großen Schmerze ihres alten Seelsorgers verwaist. Dann und wann kam sein alter Freund Schwarz herüber um zu predigen, oder Bruder Wilken aus Tomohon. Beide aber waren in ihren eignen Gemeinden so in Anspruch genommen, daß dies nicht oft geschehen konnte. An einigen andern Sonntagen mußten Schullehrer den Gottesdienst in der großen Kirche leiten. Nach der kleinen Kirche aber schleppte sich Vater Riedel immer noch an seinem Stabe und unterstützt von seinen getreuen Helfern. Es schnitt ihm durch das Herz, die Gemeinde ohne regelmäßige Bedienung mit dem theuren Gotteswort zu sehen, und infolge dessen eine gewisse Lauheit zu bemerken. So weit seine schwachen Kräfte reichten, suchte er derselben in jenen Versammlungen entgegen zu arbeiten.

Manchmal legte er dort drei Fragen vor:

I. Ob die Gemeinde fortschritte, während kein regelmäßiger Gottesdienst in der großen Kirche wäre? Diese Frage wurde verneint.

II. Ob die Gemeinde, wenn auch nicht gehörig bedient, doch fest stehe? dieses bejahten alle.

III. Ob die Gemeinde Rückschritte mache? Davon wollte Niemand etwas wissen.

Um jedoch jener Lauheit und Mattigkeit entgegenzutreten raffte der Greis seine gebrochenen Kräfte noch einmal zusammen und richtete eine Klasse zum Taufunterrichte ein. Die Theilnehmer hatten bereits alle zwei bis drei Jahr gelernt. Nun unterrichtete sie Riedel mit Hilfe gottesfürchtiger Gemeindeglieder zwei Monate hindurch, jeden Abend. Auch taufte er die neugebornen christlichen Kinder.

Der Schmerz über Nooys Heimgang lag ihm immer noch schwer auf dem Herzen. Dazu wurde in jener Zeit noch ein andrer Bruder, Hartig in Kema, plötzlich aus diesem Leben abgerufen, wodurch er gleichfalls tief erschüttert

wurde. Er kannte denselben seit 1823 und schätzte ihn wegen seines Eifers und seiner Thätigkeit für's Reich Gottes. Er war immer noch kräftig gewesen. „Täglich seufze ich: o Herr!", schreibt er bei Erwähnung der beiden Hingeschiedenen, „Beide konnten noch viel wirken. Wie wenig kann ich dagegen thun. Doch sein Wille geschehe — aber die Unterwerfung habe ich immer noch nicht genug gelernt."

Und dennoch war Vater Riedel auch in der letzten Leidensschule gewiß kein ungelehriger Schüler.

---

19. Feierabend und Heimgang.

Die verwaiste Gemeinde zu Tondano erhielt denn endlich auch wieder einen treuen Hirten, Namens Hessel Rooker, einen jungen Mann, der nach seiner Ausbildung im Rotterdamer Missionshause im Jahre 1852 nach Bulekomba in Süd-Celebes ausgeschickt war, und dort einige Zeit gearbeitet hatte. Da er „viel Aehnlichkeit in Gesinnung und Denkweise mit dem seligen Nooy" hatte, gewann er bald das Zutrauen Vater Riedels und der Gemeinde.

Um so eher fand sich jener immer mehr in die Ruhe des Feierabends, die ihm nach der reichlichen, rüstigen Lebensarbeit zunächst so ungewohnt vorgekommen war. Seine körperlichen Leiden blieben; aber indem sich der Ausbruch derselben auf die Morgenstunden beschränkte, war der Zustand den übrigen Theil des Tages erträglich und frei von Schmerzen, bis auf die außergewöhnliche Schwäche, besonders in Armen und Beinen. Mit letzterer hing zusammen, daß ihm das Sitzen schwer fiel. Er hatte dabei das Gefühl, als seien die Sehnen der Beine verkürzt. Hatte er eine Viertelstunde gesessen, so war es ihm ohne Hilfe nicht möglich

wieder aufzukommen. Er mußte daher meistentheils stehen oder langsam an seinem Stabe im Hause und Garten umhergehen. Den größten Theil seiner Zeit aber brachte er schlafend auf seinem Bette zu, oft 12—16 Stunden. Dann weckte ihn der Husten und er hatte 3—4 Stunden unter den krampfhaften Anfällen desselben, bei denen er sich oft festhalten mußte, auszuhalten. Durch die Erschütterung war ihm das Trommelfell im linken Ohre gesprungen, woran er längere Zeit recht gelitten hatte; später belästigte es ihn nicht mehr.

Für sein Ergehen war er immer herzlich dankbar, besonders für die freien Stunden des Nachmittags. Klagen hörte man ihn nicht. Nur wenn der Husten kam, sagte er wohl dann und wann: bajik, bajik! (wohl, wohl! oder wie wir Norddeutsche sagen würden: na, na!) „Daß das Warten und Nichtsthun mir schwer fällt, läßt sich denken, besonders da ich von Jugend auf bis in die Funfziger immer thätig gewesen bin. Aber auch dazu schenkt der Herr Gnade und Ergebung, und ich bitte täglich: „Dein Wille geschehe!" und: „bewahre mich vor Ungeduld!"" Wohl hat man mir angerathen am Strande meine Wohnung zu nehmen oder eine Seereise zu machen. Aber ich habe gar keine Lust dazu; ich hänge zu sehr an Tondano."

Mit rechter Dankbarkeit konnte er auf seine Kinder blicken. Sein Sohn Fritz war in Europa freilich weder Maler noch Missionar geworden. Vater Riedel hat wohl, wie wir aus einer Andeutung sehen, auch schwere Stunden darüber gehabt. Einen genaueren Einblick in die Verhältnisse gewähren unsre Quellen nicht. Später aber schreibt er ganz befriedigt darüber, daß Fritz Regierungsbeamter sei. „Er ist Controleur, wohnt in Tanawangko und hat viel Arbeit; das ist gut. Ich höre von ferne, daß er auch thätig ist, das Reich Gottes unter seinen Untergebenen auszu-

breiten, besonders unter den Bantikern, die die ungebildetsten und schlimmsten von allen Alifuren sind. So ist bei ihm, wenn er auch Regierungsbeamter ist, das gute Saatkorn nicht verloren gegangen.*) Meine älteste Tochter lebt mit dem Major von Kema sehr glücklich. Sie haben drei Kinder; das älteste hat der Herr zu sich genommen. Mein Schwiegersohn ist sehr wohlwollend gegen mich und thut Alles um mir Freude zu machen. Auch hilft er das Christenthum in seinem Distrikte ausbreiten und ist dem Bruder Linemann darin behilflich."

Die zweite Tochter Sabina lebte als Wittwe mit ihrem Töchterlein, das seinen Vater nie gesehen, mehrere Jahre allein. Sie bewohnte ein Haus dicht neben dem Riedelschen Der Greis besuchte sie täglich und hatte seine Freude an dem lieben Enkelkinde, der er in Mittheilung von allerlei Zügen aus, der Entfaltung des Kindes einen Ausdruck gegeben hat. Später hatte er die noch größere Freude, die verwittwete Tochter mit dem auch von ihm geschätzten und geliebten Hirten seiner alten Gemeinde, Rooker vermählt zu sehen.

Die dritte Tochter wurde bald darauf die Gattin des Missionars Tendeloo zu Amurang. Es war zu weit dahin,

*) In seiner Stellung in Tanawangko hat sich Herr J. G. F. Riedel durch die Einführung gediegener, gesunder Volksspiele verdient gemacht, durch welche die verderblichen heidnischen Feste um so eher abgeschafft wurden. Derselbe ist jetzt Assistent-Resident in Gorontalo, ein angesehener Beamter, der auch auf wissenschaftlichem Gebiete Tüchtiges leistet, namentlich (soviel uns bekannt), in der Ethnologie, Er ist Mitarbeiter der für diese Wissenschaft in Berlin erscheinenden Zeitschrift, und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Von der Anschauungsweise des Vaters scheint er in mancher Beziehung abzuweichen. Doch dürften auch die Vertreter derselben jetzt noch Früchte des guten Saatkorns, von dem der Vater in seinem letzten Briefe schreibt, bei ihm finden.

als daß der Vater sie hätte besuchen können. Doch wurde er durch manche günstige Berichte auch über diese glückliche Ehe erfreut.

Die jüngste Tochter blieb zunächst noch bei dem Vater. Man hätte meinen sollen, daß er ihrer Hilfe und Pflege bei seiner Schwäche und Gebrechlichkeit besonders bedurft hätte. Dennoch ließ er sie bald nach Kema bald nach Amurang zu ihren Schwestern zur Aushilfe ziehen. Nachher heirathete sie den Missionar Graafland.

Wie aber konnte der hinfällige Greis allein bleiben? Nein er blieb nicht allein. Als er sah, daß sein Feierabend noch nicht sobald vorüber sei, da nahm er mehrere Kinder an, wie er soviele in seinem Leben um sich gehabt hatte, die nun als fromme treue Lehrer in den Schulen manche Seele zu dem Herrn führten, oder als Hausmütter ein echt christliches Familienleben hegten und pflegten. — Vielleicht entsinnt sich einer oder der andre meiner Leser auch eines Musikstückes, in welchem das Thema, nachdem es durch manche Dissonanzen durchgekämpft, nach vorübergegangenem Sturme im ruhigen Schluß noch einmal sanft nachklingt. Solch ein Nachklang ist es, wenn uns aus Vater Riedels letzten Jahren noch einmal das Thema seiner ganzen Lebensarbeit in Tondano entgegentönt: persönliche Einwirkung auf die Alifurenherzen um sie dem Heilande zuzuführen. An den Alten konnte er wenig mehr wirken. Freilich verging kein Sonntag ohne daß nicht eine ganze Schaar solcher Gemeindeglieder, denen die Liebe zu dem Herrn mit der Liebe zu ihrem ersten Pastor verwachsen war, zu ihm kamen. Solange sie in der Kirche waren, stand er am offenen Fenster und lauschte den feierlichem Klängen des vollen Gemeindegesanges die über die stille Negerei hin tönten. Nach dem Gottesdienst füllte sich dann sein Vorsaal. Viele wollten ihn nur sehen, wenn er auch nicht mehr sprechen könne, und jedes

Wort was er ihnen sagte wurde mit dankbarer Freude aufgenommen. Auch sangen sie ihm so gerne ein Lied vor; sie wußten schon, welches seine Lieblingslieder waren.

So stand er freilich immer noch in inniger Verbindung mit der Gemeinde, selbst als er die kleine Kirche nicht mehr erreichen konnte. Eine wirkliche Seelenpflege aber übte er an jenen angenommenen Kindern, die er zu einem lieblichen christlichen Familienleben vereinigte. Zwei kleine Waisenmädchen waren seine Anakh Pijara. „Sie stopfen und flicken meine Kleider schreibt er, — natürlich keine tuchenen; die trage ich nicht mehr." Seine Murids waren ein kleiner und ein etwas älterer Knabe. Der erstere mußte seine Stube in Ordnung halten und das Haus bewachen. Sie schliefen neben ihm auf dem Fußboden, damit er nicht allein sei, wenn ihm etwas zustoße. Es kam vor, daß Erdbeben (wie sie in der Minahassa häufig sind) in der Nacht die Bewohner aus ihren Häusern schreckten, mit der nicht unbegründeten Furcht, daß die Häuser einstürzen könnten. Dann mußten die Murids dem Greise hinaus in's Freie helfen. Außerdem hatte er noch einige größere Knaben zur Bedienung; sie mußten Holz holen, das Dach repariren, kochen, waschen ꝛc.

Des Sonntags gingen alle Kinder bis auf eines in die Kirche. Nachher mußten sie die Predigt, die Bruder Rooker gehalten hatte, wieder erzählen und Riedel knüpfte daran weitere Erklärungen. Des Abends wenn der Vater, von Mattigkeit überwältigt, schon früh eingeschlafen war, saßen sie bei der Lampe mit der heiligen Schrift. Am andern Tage befragten sie ihn über die fremden Ausdrücke, die in dem Abschnitt vorgekommen waren, oder was sie sonst nicht verstanden hatten. Ob er sie noch weiter unterrichtet, wie er mit ihnen gebetet und sonst auf sie eingewirkt hat, darüber fehlen die Berichte — denn mit den eben gemachten Mit-

theilungen schließt der letzte Brief Riedels, der von ihm nach Europa gekommen ist. Derselbe ist datirt vom dritten März 1858. Er ist von fremder Hand abgeschrieben, nachdem der Greis ihn mit Bleistift aufgesetzt; denn, sagt er, nun könne er nicht mehr die Feder führen, wie er sein Streitschwerdt, die Wirksamkeit, durch die er Gottes Reich auf Erden auszubreiten getrachtet habe, schon längst hätte niederlegen müssen. Der Name ist mit zitternder Hand von ihm selbst unterzeichnet.

So kann ich denn auch nichts Genaueres davon erzählen, wie der alte Pilgrim der Stunde seines Heimganges immer näher gekommen ist. Der Sarg der schon im Jahre 1853 seine Nägel haben zu wollen schien, hat noch lange warten müssen. Ich denke mir, Vater Riedel hat dies Schlafkämmerlein seines müden Leibes oft wehmüthig angeschaut, wie es da unter seinem Hause stand, wo früher der Betsaal gewesen war, wenn er geführt von seinen Knaben im Schatten der nun auch alt gewordenen Bäume über den Rasenplatz langsam einherschlich. Ueber die duftende Rosenhecke schaute dann wohl manches braune Alifurengesicht, das die feuchten Augen von dem gebückten Alten nicht abwenden mochte. So verfloßen noch ein paar Jahre. 1859 ging's ihm gewiß recht zu Herzen, als sein lieber, alter Freund Schwarz ihm in die Ewigkeit vorauseilte, von dem es noch nicht sobald zu erwarten stand, da er bis wenige Wochen vor seinem Heimgange noch thätig gewesen war. Als Riedel schon längst feiern mußte, hatte er noch die volle Arbeit gethan. Drum hat jener damals, als der Leichnam des in Manado gestorbenen Freundes durch Tondano und über den See nach Langowan geführt wurde, gewiß noch mehr als sonst gebetet: Herr bewahre mich vor Ungeduld! Dein Wille geschehe!

Endlich am 12. October 1860 kam die lang' ersehnte Stunde. Zwei Tage weiter, und er hätte noch einmal den Gedächtnis-Tag seiner Ankunft in Tondano, den er immer besonders auszeichnete, begehen können. Auch auf dem Sterbebette als eine Schaar tiefbewegter Gemeindeglieder im Kreise um ihn stand, ist sein Blick wohl noch einmal die 29 Jahre zurückgegangen, die er unter diesen Leuten verlebt hatte. Und wie er's sich vorgesetzt*), so wird sein letzter Gedanke im Hinblick auf sein Werk gewesen sein: „Es ist alles alles Gnade.“ Und es wird ihm auch nicht leid gewesen sein, was er sich vorgenommen hatte,**) nämlich dort oben anzukommen mit dem Verslein:

Hier kommt ein armer Sünder her,
Der gern aus Gnaden selig wär'!

Wer so stirbt der stirbt wohl! — Welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.

---

20. Ein Besuch in Tondano.

„Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach“, spricht der Geist von denen, die in dem Herrn sterben. Das gilt auch von Riedel. — Komm, lieber Leser, laß uns einmal im Geiste nach Tondano gehen. Ich möchte dich gern auf den Friedhof führen, zu dem Hügel, vielleicht unter dem Schatten eines schon stattlichen Kampferbaumes, oder leichtgefiederter Dadapbäume, wo das müde Gebein des treuen Jüngers Jesu ruht. Aber, obgleich ich in Tondano einigermaßen Bescheid weiß, kann ich selbst jene Stätte nicht finden. Doch schauen wir uns um! Die Werke die dem Vater Riedel nachfolgen, können wir zur Rechten und zur Linken gewahren. Sehen wir uns dieselben etwas genauer

---

*) In einem Briefe vom 22. Sept. 47.

** Siehe oben, S. 264.

an. Wir wollen uns dabei keine farbigen Brillen aufsetzen, sondern alles dreist ins Auge fassen, wie es in Wirklichkeit ist. Wenn du einigermaßen rechnen kannst, wirst du auch gar nicht erwarten, daß jetzt dort Alles grade noch so gehen soll, wie in der Zeit der ersten Liebe. Nicht wahr, wenn du Zwei als Brautpaar gesehen hast, und siehst sie nach 20 Jahren wieder, unter der Last und Hitze des Lebens, so wunderst du dich nicht, wenn sie sich ein wenig anders ausnehmen. Darum kann ihre Liebe, trotz des Scheines, als habe sie Abbruch gelitten, doch in Wahrheit gereift und vertieft sein. So auch mit Vater Riedels Werk. Er hat selber oft an die Zeiten der Prüfung und Sichtung seiner Gemeinde gedacht, in denen zu Tondano noch Vieles ganz anders werden, und es an den Tag kommen könne daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Aber wie schon um die Blüthezeit seiner Wirksamkeit die Frommen dort sagten: „Gewiß sind in der Gemeinde doch nicht wenige, die durch die Predigt des Pandita den Weg zum ewigen Leben gefunden haben“ so ist es auch jetzt noch. Das Wort vom Kreuz, das der treue Knecht des Herrn dort an das Gestade des Bergsees gepflanzt hat, erweist sich auch heute noch als eine Gotteskraft, selig zu machen, die daran glauben, wenn es auch Vielen ein Aergernis und eine Thorheit bleibt, oder mehr noch ein verschlossenes Geheimnis. Um den Kern des lebendigen Christenthumes hat sich allmälig die Schale des Gewohnheits- und Namenchristenthums in nicht geringem Maße angesetzt. Aber wo fänden wir es anders? Sehen wir jedoch was Tondano in wenigen Jahrzehnten geworden ist — aus jener verkommenen heidnischen Negerei eine schmucke Christenstadt, — so müssen wir staunen. Und wir können nicht läugnen, daß dieser Umschwung durch Gottes Gnade hauptsächlich Vater Riedels Werk war, ein Werk, das weiter geht, wenn er auch längst zur Ruhe eingegangen ist.

Doch sehen wir selbst. Auf dem Wege von Tomohon ankommend bemerken wir schon von ferne, daß wir uns einem großen Orte mit regelmäßig angelegten Straßen nähern. Zu beiden Seiten haben wir üppig grünende, bewässerte Reisfelder, die durch Dämme in wohlgeordnete Fächer getheilt von fleißiger Bearbeitung zeugen. Da und dort waten einige Leute im Morast herum, mit den Pflänzchen beschäftigt, die sie in saubere Reihen einsetzen. Sie rufen uns von Weitem ein lautes und fröhliches „tabik", willkommen, zu, eben so wie jeder, der uns auf dem Wege begegnet. Das klingt anders, als das stumpfe „ü, ü", das Einzige, was man sonst aus dem halboffenen Munde der verdutzten Gesichter mit Mühe herausbringen konnte, wenn sie nicht ganz stumm und dumm blieben.

Nun kommen wir in die Stadt. So können wir Tondano nun mit Recht nennen. Es ist nicht mehr der wirre Haufen von langen hölzernen Burgen, in denen je ein Schwarm von Menschen in allem Schmutze lebte. Jetzt ziehen sich schnurgrade Straßen eine halbe Meile lang hin, in denen von Rosenhecken umzäunt sich Garten an Garten reiht, und in einem jeden derselben haben wir unter schattigen Bäumen ein Familienhaus vor uns, meist nett und sauber auf mäßig hohen Pfählen mit Treppe und Veranda. Vater Riedels Freude am Gartenbau hat sich auch fortgepflanzt, denn fast überall sieht man Blumen- und Gemüsebeete. Die Straße ist wohl chaussirt, immer trocken und reinlich: wie anders als ehemals der von hundert Schweinerüßeln durchwühlte schmutzige Boden. Nur abseits von den Hauptstraßen, nach dem Fluße zu, finden sich noch Ueberreste der alten Zeit: Häuser zwischen deren Pfählen noch Morast, oder gradezu Pfützen sich finden, in denen die Enten ihr munteres Spiel treiben.

Auch in der Stadt haben wir viele Grüße zu beant-

worten. Die Leute sind größtentheils gut und reinlich gekleidet. Sieh' wie nett haben jene Mädchen ihre Haare aufgemacht und anmuthig darin ein paar Rosenknospen verflochten. Wir müssen's ihnen zu gut halten, daß sie es à la polka nennen; es ist doch jedenfalls besser als die Zottelei mit der ihre Mütter einst die Haare um den Kopf hängen ließen. Ein Bischen Eitelkeit mag wohl mit im Spiele sein; die schlimmste aber sehen wir doch nur seltener, wo so ein junger Stutzer mit schwarzem Rock, hohem Hut, goldner Uhrkette einherstolzirt, oder so eine Zierliese, nach der Pariser Mode gekleidet, dahergetrippelt kommt. Denen würde Vater Riedel freilich schön heimgeleuchtet haben! Aber wie gesagt, wir begegnen solchen doch nur seltener. Manche sind auch ärmlich gekleidet, aber keiner so mangelhaft wie einst mit dem Tjidako. Ueberall freundliche, offene Gesichter, ein freies Benehmen und lebendige, nicht ungeschickte Bewegungen.

Es ist ein reges Leben auf den Straßen. Auch Reiter und Wagen fehlen nicht. Wenn wir die letzteren neben eines jener plumpen Fahrzeuge stellten, die hier vor einem Menschenalter gebraucht wurden, welch' ein Fortschritt der Industrie müßte uns in die Augen springen! Früher war das Fahren der Lasten überhaupt etwas Seltenes. Es wurde alles auf den Schultern getragen. Jetzt weiß man die Menschenkraft beßer zu schätzen und zu benutzen. Davon zeugt auch das große Kaffeepackhaus, nach dem die Wagen meistens ihren Weg nehmen. Aus dem großen Gebäude, das Tausend und aber Tausend Centner der edeln Bohnen in sich birgt, können wir auf den Aufschwung schließen, den die Kaffeekultur hier wie überhaupt in der Minahassa genommen hat. Ein Spaziergang nach den Kaffeegärten würde uns Gelegenheit geben die Sorgfalt zu bewundern, mit der dieselbe betrieben wird, und der es mit zu danken ist, daß das hiesige Gewächs selbst dem sonst geschätzten Javakaffee

auf dem europäischem Markte den Preis abgerungen hat. Würden auch diese Erfolge möglich gewesen sein, wenn nicht das Evangelium der christlichen Kultur und Betriebsamkeit im Volke der Alifuren eine Stätte bereitet hätte?

Doch werfen wir noch einen Blick auf den Markt, und das geschäftige Leben das sich dort entfaltet. Das ist ein lautes Ausbieten, Angreifen und Abhandeln in der eigenthümlichen halbmalaiischen und halbalifurischen Sprache — hier und dort begleitet von Scherzen und Lachen. Da hört man auch muntere Knaben ihren Muthwillen an der Sprache auslaßen, indem sie die Silben der Worte umstellen und diese ihre Räubersprache (wie unsre Jungen dies nennen) ganz fließend reden. Und dort wieder vernimmt man das wiehernde Geschrei einiger Chinesen, die hier als ächte Handelsleute gute Geschäfte machen.

Doch gehen wir eines Sonntags wieder durch die Straßen von Tondano. Welche feierliche Stille! Spaten und Hacke oder was für ein Werkzeug der Tondaner die Woche fleißig handhabte, heute muß Alles ruhen. Ich wünschte, daß überall in unserm Vaterlande der Tag des Herrn so, wie dort gefeiert würde. Wenn die Zeit des Gottesdienstes herannaht, so füllen sich schon die Straßen mit Schaaren von Menschen in ihren Sonntagskleidern, in denen sie sich allerdings noch beßer ausnehmen, als wir sie vorher am Werktage sahen. Da fehlt auch nicht der von Wohlstand zeugende Schmuck — z. B. goldene oder silberne Haarnadeln oder die keinen übeln Geschmack verrathenden buntgestickten Pantoffeln der Frauen und Mädchen.

Die bunten Schaaren ziehen unter dem Klange der Glocke nach der Kirche hin. Das ist ja noch die alte Nothkirche von 1845! Schon Vater Riedel hatte oft über das unwürdige Gebäude geseufzt, in dem er sich Mühe geben mußte um nur der Gemeinde verständlich zu werden, da der

Schall in dem hohlen Blätterdache verschwand. Jetzt ist sie vollends dem Verfalle nahe. Die Regierung hat vermeßen, Anschläge und Pläne machen laßen, aber immer ist noch kein neues Gotteshaus gebaut.*) Solche Versammlung von Andächtigen, wie sie zu Riedels Zeiten sich einfanden, bekommen wir nicht mehr zu sehen. Vor den Thüren braucht niemand zu stehen und auch ohne Sitzplatz bleiben nicht Viele, da sich manche ihre Bänkchen und Schemel, oder die Honoratioren**) ihre Stühle in die Kirche bringen lassen. Daraus sehen wir, daß das Gotteshaus immerhin nicht leer sein kann. Wenn Riedel durchschnittlich über 2000 Zuhörer hatte, so ist jetzt die Durchschnittszahl allerdings auf 1500 herabgesunken. Wir wollen aber darum noch keinen Stein auf die Tondaner werfen; denn wenn bei uns ein Städtchen von 7000 Seelen 1500 regelmäßige Besucher des Hauptgottesdienstes zählt, so spricht man nicht von schlechtem Kirchenbesuch. Und sieh', die schlechtesten sind jene braunen Christen in Tondano auch nicht; denn wie andächtig schauen sie auf ihren Pastor Rooker, dem sie das Wort vom Munde nehmen zu wollen scheinen, während sie die tiefste Stille beobachten um jede Silbe vernehmen zu können.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes zerstreut sich allerdings die Mehrzahl der Kirchgänger. Doch wohl ein gutes Drittheil nimmt sofort seinen Weg zu der kleinen Kirche, die noch wohl erhalten steht und in der jetzt wie vor mehr als zwanzig Jahren die Predigtwiederholung in alifurischer Sprache stattfindet, ganz in derselben Weise wie Vater

*) Ob die Anstrengungen, die die Gemeinde selbst vor einigen Jahren zum Bau einer neuen Kirche machte, endlich Erfolg gehabt haben, darüber konnte ich nichts finden. 1870 stand noch die alte Nothkirche.

**) Zu diesen Honoratioren gehören außer den Häuptlingen auch ein paar inländische Aerzte, Beamte, Schreiber u. dergl.

Riedel sie hielt. Nachmittags können wir die Sonntagsschule besuchen, in der ein Gehilfe des Missionars ältere und jüngere Erwachsene im Verständnis der heil. Schrift unterweist. Dabei betheiligen sich auch manche von den nur noch in geringer Anzahl vorhandenen Heiden, die auf ihre Taufe warten. Der gute Silvanus Item, der in derselben treulich gearbeitet hat, ist kürzlich zu seiner Ruhe eingegangen.

Des Abends findet sich dann wieder die wohlbekannte Versammlung des Kerns der Gemeinde von Tondano in der kleinen Kirche, in der auch Rooker wie Vater Riedel als Bruder unter den Brüdern verkehrt, wenn auch die freie Unterhaltung mehr in fortlaufende Auslegung biblischer Abschnitte übergegangen ist. Die Zahl derer, die sich dazu einfinden ist nicht gering: 2—300 kommen wohl regelmäßig, oft aber viel mehr. Außerdem giebts aber auch noch hier und da kleine Kreise Solcher, die am Sonntage in ihren Häusern aus Gottes Wort selbständig gemeinsame Erbauung schöpfen. So werden auch z. B. in jedem Monate in 16 Häusern Missionsbetstunden gehalten, bei denen in einem Jahre 258 fl. collectirt wurden.

Aber wir wollen nicht blos nach der einen Seite schauen. Auf der andern sieht man grade an den Sonntagen viel Weltsinn, Genußsucht und manches unchristliche Treiben — alles wie bei uns! Wir sind nicht so engherzig, daß wir dahin die muntern Gruppen von Spaziergängern rechnen sollten, die wir Nachmittags auf den Straßen treffen, auch nicht einmal die Burschen zu Pferde, die ihre Thiere tollkühn tummeln und sich etwas sehen laßen wollen. Aber wenn in dem einen oder andern Hause eine Gesellschaft beim Kartenspiel zusammensitzt, das mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben wird, die manche Familien ruinirt, oder ein andrer Kreis sich um die Arakflasche sammelt, aus der ein Gläschen nach dem andern eingeschenkt wird, bis alle Anwesenden

halb, wo nicht gar ganz berauscht sind, so ist dergleichen eine Entheiligung des Feiertages, die wir in unserm sonst so günstigen Bilde als einen starken Schlagschatten nicht fehlen laßen dürfen. Andre Gesellschaften sind mehr unschuldiger Art. Die Tondaner besuchen sich gern Sonntags Nachmittags um zu schwatzen. Da ist mancher der seinen Pflichten als guter Christ nachgekommen zu sein glaubt, wenn er dann und wann den Hauptgottesdienst besucht. Im Uebrigen ist ihm der Sonntag nur ein Tag der Erholung und ernstere Gedanken und tiefere Bedürfnisse sind ihm fremd. Ganz wie bei uns! Wo aber bekäme man auch edle Waizenkörner her, ohne daß Stroh und Kaff dabei gewesen wäre? Nun das konnte also auch in der reichlichen Ernte, die Vater Riedel eingebracht hat nicht fehlen. Aber in der Entwickelung der Gemeinde fegt der Herr die Tenne, und je größer auf der einen Seite der Haufen der Spreu wird, desto deutlicher tritt auf der andern das gute Korn hervor.

Blicken wir auf die Tondaner etwa um Generationen zurück: damals eine Schaar von Menschen in unsäglicher Rohheit mit den Gräueln des Heidenthums und der tiefsten sittlichen Verkommenheit — jetzt eine christliche Gemeinde auf einem nicht niedrigen Standpunkte der Gesittung, mit einer nicht kleinen Zahl von Gliedern, die in Worten und Werken sich als lebendige, gläubige Christen erweisen, eine Gemeinde, die hinter mancher deutschen Landgemeinde nicht zurückzustehen, braucht sondern manche sogar beschämen kann, dann müßen wir wohl verwundert ausrufen: Wie Großes hat der Herr gethan! Dort hat sein Wort, gepredigt von seinem treuen Jünger in wenigen Jahrzehnten die Umwandlung hervorgebracht, für die in unserm Vaterlande doppelt soviele Jahrhunderte nöthig waren.

Wohl, Gott der Herr hat es gethan; und darum sagen wir auch hier: Ihm allein die Ehre! Aber des treuen

Knechtes soll auch nicht vergeßen sein; und darum sprechen wir mit manchem Tondaner, dem noch heute in dankbarer Wehmuth die Augen übergehen, wenn er den Namen Riedel hört:

Seine Werke folgen ihm nach!

Nachtrag.

Wir haben Riedels Wirken zu Tondano nicht betrachten können ohne wiederholte Rücksicht auf die ganze Minahassa. Deshalb mögen hier noch in Kürze einige allgemeine Bemerkungen Platz finden. Von den 110,000 in der Minahassa lebenden Alifuren sind jetzt 80,000 Christen, darunter über 14000 Kommunikanten. In mehr als 140 Gemeinden wirken 12 Missionare, 17 Hilfsprediger und 120 Lehrer. Zur Ausbildung der Lehrer hat eine Reihe von Jahren ein Seminar in Tanawangko bestanden, vortrefflich geleitet durch Riedels Schwiegersohn Graafland. Leider ist dasselbe seiner Aufhebung nahe, weil die Regierung ein Seminar einrichtet, mit dem das der Missionsgesellschaft nicht wird konkurriren können. In Tomohon besteht ein Seminar zur Ausbildung der Hilfsprediger (Penulongs). In Tondano ist noch eine von der Regierung unterhaltene Schule zur Erziehung der Söhne inländischer Häuptlinge zu erwähnen. Seit einigen Jahren ist daselbst eine Missionsdruckerei eingerichtet, in der eine Zeitung, oder besser gesagt, ein christliches Volksblatt erscheint, mit Namen Tjahaja-Siang d. i. der Glanz des Tageslichts, das sich sehr bald einen weiten Leserkreis gewonnen hat. — Eine große Gefahr droht dem lieblichen Missionswerke dadurch, daß die Regierung ihre Leistungen für das Schulwesen, die sie bisher durch die Missionare aus-

üben ließ, jetzt denselben entziehen wird, da das holländische Gesetz, nach welchem der Volksunterricht ein religionsloser sein soll, nun auch auf die Kolonien übertragen worden ist. Das beabsichtigte Seminar ist eine Folge davon.

Holland hat durch jenes Gesetz selbst schon Schaden genug genommen; möchte es doch nicht auch seinen Kolonien einen Schaden zufügen, der dort viel verderblicher werden müßte. Der Herr selbst aber schütze, gründe, kräftige immer mehr sein Reich in der Minahassa.